This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

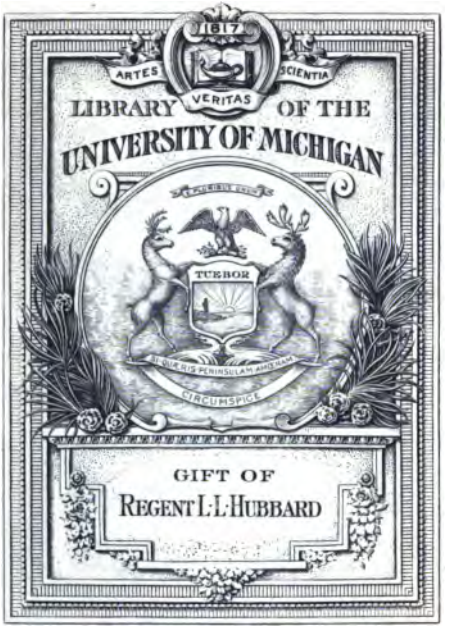
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

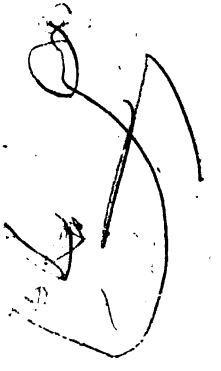
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Zurückgabe dieſes Buches muß ſpätſtens in 14 Tagen erfolgen. Dieſe Friſt kann aber, **mit Genehmigung des Bibliothekars,** verlängert werden. Im Unterlaſſungsfalle wird das Buch durch einen Boten abgeholt, welchem der Leſer 2½ Sgr. zu zahlen hat. Beſchädigung des Buches hat deſſen Erſatz und nach Umſtänden Ausſchließung von der Benutzung der Volks-Bibliotheken zur Folge.



E
166
.B845
v. 3-4



Die Heimat in der Neuen Welt.

Dritter Theil.

N? 246.3-4

Die Heimat

in der

Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,

geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba,

von

Frederik(e) Bremer.

№ 246.
C. 431.
3-4.

Aus dem Schwedischen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

gift
Regent L. L. Hubbard
7-21-28

12-28-31 MIFF

Zwölfter Brief.

Charleston, Süd-Carolina. 28. März 1850.

Ach, wenn ich doch fliegen, in meine Heimat blicken und sehen könnte, wie sich meine Agathe und meine Mama befinden! Allein ich muß mich begnügen, zu hoffen und zu glauben, daß du mit großen Schritten auf dem Wege der Besserung gehst und der Taglioni an Geschmeidigkeit und Anmuth mit deinen Füßen immer näher kommst. Möge das der Fall sein, mein liebes Herz, und möge in der Heimat Alles wohl stehen! Mit mir steht es gut. Ich kam heute Morgen nach einer Seereise von drei Tagen hierher, erwartete hier in volle Sommerwärme zu kommen und war daher einigermaßen betreten, Kälte und trübes Wetter zu finden und in Winterkleidern herumlaufen zu müssen. Aber das kann nicht lange dauern. Die Bäume — alle Straßen sind mit Bäumen bepflanzt — sind bereits mit zartem Grün bekleidet; Rosen, Lilien und Orangenblüten nicken von den Terrassen und aus den Gärten und die Sonne beginnt sich den Weg durch die Wolken zu bahnen. Wahrscheinlich haben wir morgen wieder vollen Sommer.

In den letzten Tagen meines Aufenthalts zu Brooklyn war ein vollkommenes Unwetter, und an dem Tage, an welchem ich an Bord ging, war es eisig kalt. Man sah überall Eis und Eiszapfen; der scharfe Wind war

voll von Eisstacheln. Die guten liebenswürdigen Springs mit ihren beiden ältesten Kindern, dem engelgleichen Eddy und der kleinen Jenny, begleiteten mich an Bord. Marcus Spring trug meine Sachen, sprach mit dem Capitän und mit der „Stewardeß" für mich und sorgte für Alles. Betäubt von der Vorstellung aller fremden Leute mußte ich in mein Zimmer flüchten, um einige Worte mit meinen Freunden sprechen und Abschied von ihnen nehmen zu können. Ich möchte wissen, was du sagen würdest, wenn du sähest, wie brüderlich mich meine Freunde hier zu Lande küssen und wie schwesterlich ich sie küsse, wenn wir voneinander Abschied nehmen oder wenn wir nach einer langen Trennung einander wieder sehen. Das macht sich hier ganz natürlich und ganz gut.

Nachdem mich Springs verlassen hatten, saß ich eine lange Weile da und war sehr betrübt, während ich auf den Wellen immer weiter von ihnen wegrollte. Und des Nachts träumte ich von ihnen, daß sie bei mir wären, und dachte im Traume: — „Sie sind also nicht fort, und wir sind nicht getrennt; es war blos ein schlimmer Traum!" — Aber der Traum war leider wahr!

Der ganze erste Reisetag war kalt, trübe und stürmisch. Ich wich allen Menschen aus, außer einem Quäkerpaar („Freunde", wie sie hier zu Lande gewöhnlich genannt werden), Mann und Frau, mit denen ich ein wenig bekannt geworden war und die mir wegen ihrer Ruhe und wegen ihres friedlichen stillen Wesens sehr gefielen. Sie waren über die erste Jugend ein wenig hinaus. Die Frau hatte eins von jenen reinen und schönen Gesichtern, die man so oft bei jungen Quäkerfrauen sieht; der Mann schien an seiner Gesundheit zu leiden, und sie reisten seiner Gesundheit halber in den Süden.

Am folgenden Tage hatten wir prächtigen Sonnenschein, aber die Luft war kalt, bis gegen Mittag, wo

wir uns mit einem male in den vollen warmen Frühling versetzt fühlten. Es war wie Zauberei. Himmel und Meer schwammen in goldenem Licht, die Luft war voller Leben und Lieblichkeit. Es war wunderschön, göttlich! Mein ganzes Wesen badete sich in dieser Herrlichkeit. Ich brach die fragluſtige Unterhaltung ab, setzte mich allein auf das obere Verdeck und sah die Sonne unter- und den Vollmond in seiner milden Herrlichkeit aufgehen; ich sah den Nordstern immer weiter von mir leuchten und den Orion und Sirius am Zenith emporsteigen. Stunde auf Stunde verging, und ich wußte weiter nichts, als daß die Welt schön und ihr Schöpfer groß und gut ist; und ich fürchtete weiter nichts, als daß mich Jemand anreden und dadurch das heilige Schweigen, die Ruhe meines Geistes und meine Freude unterbrechen möchte. Auf dem untern Verdeck sah ich junge Männer mit ihren Frauen heraus in den hellen Mondschein treten, ein Paar nach dem andern, zärtlich und girrend wie die Tauben; ich sah die „Freunde" (die Quäker) meine Bekannten, nebeneinander sitzen und in den Mond emporblicken, der ihre sanften, friedlichen Gesichter beleuchtete; ich sah die Mondstrahlen auf den tanzenden Wellen tanzen, indem wir auf dem ruhigen Meer dem Cap Hatteras zuwogten, dessen Feuer uns wie ein großer, heller Stern vom südlichen Horizont entgegenleuchtete. Bei dem Cap Hatteras sollten wir in das Wasser des Mexicanischen Meerbusens kommen, und dieser Punkt ist nicht ohne Gefahr für die Seefahrer. Heftige Windstöße und Stürme sind daselbst etwas Gewöhnliches und viele schwere Schiffbrüche sind am Cap Hatteras schon vorgekommen. Allein wir blieben ungefährdet. Der Mond schien und die Wellen tanzten, der Wind schwieg, die Taubenpaare girrten, die „Freunde" schliefen ein, und wir fuhren um Mitternacht am Cap Hatteras vorüber. Ich hoffte nun in der Region dauernder Sommerwärme zu sein. Aber nein! Daraus wurde

nichts. Am folgenden Morgen war Alles wieder grau und kalt und ſtürmiſch und durchaus nicht ſommerähnlich.

Ein Theil der Paſſagiere lag an der Seekrankheit in den Kajüten danieder. Ein anderer Theil ſetzte ſich auf dem Verdeck unter einer Plane zu einem muntern Kartenſpiel. Ich ſaß auf der Seite mit den „Freunden", welche ſchwiegen und endlich einſchliefen. Aber ich war an dieſem Tage voller Leben und Munterkeit, ich befand mich ganz beſonders wohl und genoß einen reichen Vormittag in Geſellſchaft des Meeres und Bancroft's „Geſchichte der Vereinigten Staaten", die mich unendlich intereſſirt und ebenſo ausgezeichnet durch ihren wahrhaft philoſophiſchen Ueberblick über die hiſtoriſche Entwickelung, wie durch ihre vortreffliche erzählende Darſtellung iſt. In Bezug auf den erſtern gleicht Bancroft unſerm Geiſer, in der letztern dem Schweizer d'Aubigné.

Ich las während der Reiſe auch eine kleine Schrift: „on special providence" von einem berühmten Clairvoyant in Neuyork, Namens Davis; aber ein erbärmlicheres, von einer völligen Erblindung des Geiſtes zeugendes Product habe ich noch nie geſehen; ich wußte nicht, ob ich mehr über ſeine Anſprüche oder über ſeine Armuth erſtaunen ſollte.

Am Morgen des vierten Reiſetags waren wir vor Charleſton. Ein grauer ſtürmiſcher Morgen, durchaus unangenehm. Aber die Ufer rings um den Hafen waren von dunkeln Cederwäldern bedeckt und die lichtgrünen Laubhölzer ſahen ungewöhnlich und lockend aus. Alles war meinen Augen neu, auch das Ausſehen der Stadt, die mehr den Städten des europäiſchen Feſtlandes gleicht, wenigſtens hinſichtlich der Bauart der Häuſer, als Boſton und Neuyork. Ein junger Herr, mit dem ich mich am Bord angenehm unterhalten hatte und der mir gefiel (nur darin nicht, daß er mit ſeinem Franzöſiſch prahlen wollte, womit er jedoch gar keine Urſache zu prahlen

hatte), ſtand neben mir auf dem Verdeck, betrachtete das Land, in welchem er heimiſch war, und pries das Glück der Negerſklaven, wodurch er in meinen Augen ſeinen Werth nicht erhöhte. Denn ſolche Reden zeugen von einem Mangel an Urtheil oder an Ehrlichkeit. Eine junge Miß, die meine Kajüte getheilt hatte und während der ganzen Reiſe ſtill und ſeekrank geweſen war, ſteckte nun auch den Kopf heraus und fragte mich ſogleich, „wie mir Amerika gefiele.“

Mrs. Howland ſchickte ihren Bruder, einen hübſchen Herrn von mittlerm Alter, um mich im Wagen in ihr Haus zu holen; allein ich zog jetzt meine Freiheit vor und begleitete die „Freunde“ in das Hôtel, welches ſie für ſich gewählt hatten. Und da bin ich nun, in einem kleinen Zimmer mit vier kahlen, weißgetünchten Wänden. Ich bin draußen geweſen und zwei gute Stunden lang in der Stadt herum gelaufen, meine Einſamkeit und die vielen neuen Gegenſtände genießend, die mir überall entgegentreten, das Ausſehn der Stadt mit ihren vielen Gärten (die Stadt iſt wie eine große Sammlung von Landhäuſern, alle mit Verandas oder Piazzas, mit Laubranken und Blumen geſchmückt), die vielerlei für mich ganz fremden Bäume, die jetzt blühen oder ihr Laub treiben, die Orangengruppen, die in ihrem dunkeln Grün in den Gärten ſtehen und im Winde rauſchen und duften. Auf den Straßen wimmelt es von Negern. Zwei Drittel der Menſchen, die man in der Stadt ſieht, ſind Neger und Mulatten. Sie ſind häßlich, ſehen aber meiſtentheils munter und wohlgenährt aus. Beſonders ſieht man ſehr dicke Negerinnen und Mulattinnen. Die bunten grellen Tücher, welche ſie — oft ſehr geſchmackvoll — um die Köpfe gebunden haben, geben ihnen ein pittoreskes Anſehn, tauſend mal vortheilhafter als die Hüte und Hauben, welche ſie in den Freiſtaaten tragen und die ihnen ſo ſchlecht ſtehen.

Nächſt den Negern intereſſirten mich auf den Stra-

ßen Scharen von großen Vögeln (unſern Truthühnern gleichend), die hier niederfielen und Futter ſuchten, dabei aber ſo wenig furchtſam waren, daß ſie den Fußgängern kaum aus dem Wege gingen. Einige derſelben ſaßen auf Dächern und Schornſteinen und breiteten ihre großen Flügel in der Luft aus, wobei ſie ganz ſonderbar und köſtlich ausſahen.

20. März.

Kalt, kalt, unerträglich kalt noch heute! Schlag fünf Uhr Morgens hörte ich die Trommel, welche die Negerſklaven zur Arbeit ruft. Geſtern Nachmittag luden mich Bekannte aus den nördlichen Staaten, die hier im Hôtel wohnen, freundlich ein, mit ihnen auszufahren; und wir hatten eine köſtliche Fahrt in dem hellen Sonnenſchein. Das Land war überall eben, ſo weit man ſehen konnte. Schöne Waldpartien, Baumpflanzungen und Waſſer machen ſeine Schönheiten aus. Die Stadt ſelbſt liegt am Meer auf einer Halbinſel zwiſchen zwei Strömen „Aſhley“ und „Cooper“, die ſich ins Meer ſtürzen. Meine Freunde im Wagen kauften Orangen und Bananen für mich und zum erſten mal koſtete ich nun dieſe tropiſche Frucht (ſie kommt von Cuba hierher), die man hier ſo ſehr liebt. Sie hat einen feinen, ſüßen, etwas faden Geſchmack, ähnelt in der Form unſern gelben Samengurken, an Farbe und Fleiſch der Melone und iſt weniger ſaftig als die letztere. Es war mir, als ob ich in ein Stück Seife biß. Ich glaube nicht, daß wir beſondere Freunde werden, die Bananenfrucht und ich.

Meine Quäkerfreunde ſind heute zeitig weiter nach dem Süden gereiſt, nach Savannah, um zu verſuchen, ob ſie dort Sommerluft haben. Hier war es ihnen zu kalt. Im Monat Februar ſoll es ganz warm hier geweſen ſein, und der gelbe Jasmin, der dann am ſchönſten blüht, iſt jetzt beinahe ſchon verblüht.

Nun muß ich dir Lebewohl ſagen, denn ich muß ausgehen und Mrs. Howland beſuchen und ſehen, ob ich mich bei ihr wohlbefinden kann u. ſ. w., wenn ich ihr gefalle. Entgegengeſetzten Falles bleibe ich hier, obgleich ich hier allerdings kein Dorado habe. Das Hôtel gehört vermuthlich nicht zu den beſten der Stadt, denn ein Chaos von Negerknaben tummelt ſich beim Mittag- und Abendeſſen um den Tiſch; ſie ſtellen Aufwärter vor, thun aber weiter nichts, als daß ſie ohne Geſchick und Façon hierhin und dorthin durch einander laufen, alle Sachen ohne Einſicht und Verſtand auf den Tiſch ſetzen und die Schüſſeln wieder wegnehmen, aus denen man ſich eben zulangen will. Ich werde auf meinem Zimmer von einem recht klugen Mulattenmädchen bedient, ſo zerlumpt und ſo guten und geduldigen Ausſehens, daß — — — es mir weh thut. Ich fragte ſie, wieviel Lohn ſie bekäme; da ſah ſie mich verwundert an und antwortete, daß ſie „Miſſis" angehöre. Aber „Miſſis" iſt ein Frau von barſchem Anſehn und ſtechenden Augen, deren Eigenthum ich nicht ſein möchte, — — — armes Mädchen!

Ich werde wol einige Tage hier bleiben und dann weiter ſüdlich reiſen, nach Savannah und Auguſta (in Georgien), wohin ich von meinen Mitreiſenden auf „the Canada", der Familie Bones und Miß Longſtreet, eingeladen worden bin. Dort dürfte ich wol den ganzen Monat April bleiben, denn man ſoll daſelbſt ein wahres Naturparadies des Südens ſehen. Und ich habe dort wol auch Gelegenheit, etwas von den Plantagen zu ſehen. Wüßten die ſüdlichen Plantagenbeſitzer, mit welchen vorurtheilsfreien und ehrlichen Abſichten ich zu ihnen komme, blos Wahrheit in Allem ſuchend, bereit, ihnen in allem Guten, auch hinſichtlich der Sklaverei, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo würden ſie mich nicht mit ſo mistrauiſchen Blicken anſehen. Ich wünſche übrigens gar nicht, die traurigſte Seite im Leben des Südens

ganz speciell kennen zu lernen. Es ist über diese Seite schon genug geforscht und auch gesprochen worden. Ich will die Natur, das Leben — die werdende Neue Welt auch hier sehen; ich will die Physiognomie des Lebens sehen, welche dieser Theil der Neuen Welt in Folge seiner Lage und seiner natürlichen Begabung annehmen kann. Ich wünsche deshalb im Allgemeinen Unterhaltungen über die Sklaverei zu vermeiden. Aber mit manchen Personen, besonders mit einigen verständigen und rechtschaffenen Personen, deren sich hier genug finden, will ich darüber sprechen, sie will ich fragen, von ihnen will ich mir antworten lassen, und ich bin fest überzeugt, daß wir einander auf diese Weise verstehen und uns einigen werden, wenn auch nicht immer in der Sache, doch wenigstens in der Gesinnung. Ich komme hierher, um zu sehen und zu lernen, nicht um zu spioniren. Ich verlange von dem Süden ein Bischen milde Luft, Blumen, Ruhe und Gesundheit. — Und was er Gutes hat und bietet, das will ich herzlich gern anerkennen. Auch gibt es, glaube ich, wenig Südländer, welche die Sklaverei nicht für ein Unglück des Landes ansehen, wenn sie es auch für schwer halten, dieselbe los zu werden.

Von Savannah schreibe ich weiter an dich. Jetzt blos einen Kuß mit dem innigen Wunsche, daß er dich wieder rüstig und gesund finden möge!

Später.

Noch ein paar Worte, um dir zu sagen, daß ich Mrs. Howland und ihre Kinder gesehen habe und morgen in ihr Haus ziehe. Gleich der erste Anblick ihres Gesichts und der gute und redliche Ausdruck in demselben war für mich genug. Ich fand augenblicklich Gefallen an ihr, und meine kurze Unterhaltung mit ihr reichte hin, den Eindruck des ersten Anblicks zu verstärken. Sie ist augenscheinlich eine der verständig guten

und mütterlichen Frauen auf Erden und hat eine kleine Schwachheit für literarische Erzeugnisse und für Literatur. Ich meinestheils finde diese Schwachheit sehr liebenswürdig. Sie ist in meinen Jahren und könnte ihrem Ansehen nach recht gut für eine Schwedin gelten. Die blauen Augen, das runde frische Gesicht, die volle Figur und das offene Gutmüthige in ihren Reden und in ihrem Benehmen gleicht ganz unsern schwedischen Frauen. Sie ist auch von skandinavischer Herkunft; ihr Vater war ein Däne und hieß Monefelt. Von ihrer übrigen Familie sah ich drei hübsche Mädchen, das älteste siebzehn, das jüngste neun Jahre alt, und einen hübschen zehnjährigen Knaben. Mr. W. Howland, zwei ältere Söhne und die älteste Tochter des Hauses sind jetzt abwesend.

Auch eine andere angenehme Familie, Dr. Gilman, Prediger der unitarischen Gemeinde in Charleston, seine Frau, sein Schwiegersohn und seine Töchter, haben mich besucht und sich erboten, mich auf die Inseln und auf die schönen Stellen der Umgegend zu führen. Frau Hammarsköld (Emilie Holmberg) und ihre Mutter habe ich heute auch gesehen. Die alte Frau hatte vor Sehnsucht nach Schweden Thränen in den Augen. Die junge Frau ist hier eine sehr beliebte Musiklehrerin.

Doch jetzt kann ich nicht weiter schreiben; die Post will abgehen. Gott segne meine Agathe!

Dreizehnter Brief.

Charleston, 12. April 1850.

Ich sehe eine weiche, südliche Schönheit auf einem schwellenden Blumenlager im Schatten von Nectarinen ruhend, von dienstbereiten Sklaven umgeben, die auf ihren Wink alle köstlichen Früchte und Schönheiten der Welt herbeibringen. Aber all ihr Reiz, der Glanz ihrer Augen, die feine Röthe ihrer Wangen, die Pracht, welche ihr Lager umgibt, können ihren Mangel an Gesundheit und Kraft nicht verbergen — den Wurm, der in ihrem Innern nagt. Diese weiche, üppige Schönheit ist — — — Südcarolina.

Und dennoch ist es schön, meine Agathe, und ich finde unaussprechlichen Genuß in seinem eigenthümlichen Reiz, so süß, so reich und für mich so neu!

Ich bin nun seit vierzehn Tagen hier und obgleich das Wetter meistentheils regnerisch gewesen ist (es ist es auch jetzt noch), so habe ich doch hier Tage verlebt, an denen ich wünschte, die ganze schwache kränkliche Menschheit (und du, meine Agathe, vor allen Andern) könnte hierher kommen, diese Luft athmen, diese köstliche Pracht von Himmel und Erde sehen, sich daran erfrischen wie an einem Lebensbalsam und das Leben neu genießen. Ich kann mir denken, daß die Seefahrer, die diesen Küsten zuerst nahe gekommen sind und ihren Duft, ihre

Atmoſphäre empfunden haben, ein Lebenselixir zu trinken glaubten und hier die Quelle ewiger Jugend zu finden hofften.

Während dieſer entzückenden Tage habe ich mit Mrs. Howland und einigen andern freundlichen Bekannten Ausflüge in die Umgegend der Stadt gemacht. Ueberall, nachdem man eine Strecke tiefen Sand durchpflügt hat, (aber man fängt jetzt an, Bohlenwege anzulegen, die ſehr ſchön zum Fahren ſind) gelangt man in Waldungen. Und die hieſigen Waldungen ſind eine Art von paradieſiſchen Wüſten, reich an einer Menge von Bäumen und Pflanzen, die ich früher noch nie geſehen habe. Nichts iſt geordnet oder befeſtigt, ſondern Alles wächſt in wilder Ueppigkeit durcheinander, Myrte und Tanne, Magnolie und Cypreſſe, Ulme und Eiche und eine Menge von andern Bäumen, deren Namen ich noch nicht weiß.

Am prächtigſten und zahlreichſten unter allen Bäumen iſt hier die „Lebenseiche", ein „evergreen", ein ungeheurer Baum, von deſſen Zweigen Maſſen von langen Mooſen (oft vier bis fünf Ellen lang) „Tillandsia Usnoides", in ſchweren Draperien herabhängen. Dieſe herabhängenden graugrünen Mooſe an den maſſiven Zweigen ſind von ungemein maleriſcher Wirkung, und wo dieſe Bäume mit einiger Regelmäßigkeit gepflanzt ſind, bilden ſie prachtvolle gothiſche Naturkirchen mit ſchönen Arkaden und hochgewölbten Säulengängen. Unter dieſen langbärtigen Patriarchen des Waldes wachſen und blühen eine Menge kleinere Bäume, Büſche, Pflanzen und Ranken (beſonders Weinranken), welche die Wälder mit Wohlgeruch erfüllen und in den Hecken oder oben hoch auf den Bäumen, wohin ſie ihre wilden blütenreichen Zweige ſenden, prächtig leuchten. So der wilde gelbe Jasmin, der hier und da noch blüht, ſo die weiße Cherokeeroſe, die auch wild und in der größten Ueppigkeit wächſt, ſo die prächtigen Kryptogamen, die ſich überall um die Stämme der Bäume ſchlingen und von denen

mehre giftig ſein ſollen. (Ueberhaupt ſollen ſich viele giftige Pflanzen und Thiere in dieſen Wildniſſen vorfinden.) Die Magnolia iſt einer der herrlichſten Bäume des Waldes, ein hoher, dunkelgrüner Lorberbaum, deſſen weiße Blüten für die ſchönſten des ganzen Südens gelten, aber erſt gegen Ende Mai ausſchlagen. Die Stadt ſelbſt iſt jetzt in voller Blüte. Die Gärten glänzen von Roſen aller Art. Und faſt jedes Haus hat ſeinen Garten. Der Duft der Orangenblüten erfüllt die Luft und „the Mockingbird“, Nordamerikas Nachtigal, von den Indianern die „Hundertzüngige“ (Cencontlatolly) genannt, weil ſie die Fähigkeit beſitzt, alle möglichen Töne nachzuahmen, ſingt in ihrem Käfig innerhalb oder außerhalb der geöffneten Fenſter. (Ich habe ſie noch nicht in ihrer Freiheit in den freien Bäumen ſingen hören.) In Mrs. Howland's Garten ſehe ich Nectarinen und Feigenbäume Früchte anſetzen und den Carolina-Kolibri ſich wie eine kleine Sylphe auf den rothen Blüten des Caprifoliums hin und her wiegen und im Fluge Honig aus den Blüten ſaugen. Es iſt ſeltſam und es iſt ſchön, meine Agathe, und ich bin glücklich, hier zu ſein.

Eine Menge freundlicher Beſuche und Einladungen habe ich bereits empfangen, und unter den erſtern muß ich zuerſt eine Perſon erwähnen, der ich die ſchönſten Stunden danke, die ich hier verlebt habe. Du kennſt meine Neigung, gleich beim erſten Anblick gewiſſer Perſonen beſtimmte Eindrücke aufzunehmen und mich in Rapport zu ihnen ſetzen. Dieſe Neigung oder vielmehr dieſe Fähigkeit (denn ſie hat mich noch nie getäuſcht) hat ſich bei mir geſchärft, ſeitdem ich mich ganz allein ins Ausland auf meine Vikingerfahrt begeben habe und dabei in unmittelbare perſönliche Berührung mit einer großen Menge von Menſchen gekommen bin. Ich habe beſonders in der letztern Zeit eine Art von Queckſilberempfindlichkeit gegen ungleiche Temperamente oder Naturen,

die sich mir nähern, empfangen, und mein Gefühlsbarometer steigt oder fällt darnach sogleich. Sowie mir Mrs. Howland vom ersten Augenblick an gefiel, so gefiel mir, wiewol auf eine andere Weise, auch eine Mrs. Hollbrook (die Frau des Naturalisten Professor Hollbrook) von der ersten Minute an, in der ich sie sah und hörte. Ich wurde belebt und gleichsam erweckt durch das frische intelligente Leben, das aus dem schönen lebhaften Weib sprach. Kein „common place", nichts Conventionelles fand sich bei ihr. Alles bei ihr war klar, eigenthümlich, geistreich und dazu gut. Ich fühlte dies wie einen Trunk von dem belebenden Lebenselixir.

Am folgenden Tage war ich bei Mrs. Hollbrook zum Mittagsessen in ihrer schönen eleganten Wohnung, wo die Seewinde erfrischend durch die Fenstervorhänge spielen. Ihre Mutter, eine schöne alte Dame (Mrs. Rutlige) mit prächtigen Augen, ihre Schwester (Miß Lucas Rutlige), drei ideal schöne und liebenswürdige junge Mädchen, ihre Niecen, und drei recht angenehme Herren machten die Gesellschaft aus. (Mr. Hollbrook selbst ist mit dem Schweizer Agassiz auf einer Naturforscherexpedition in Florida an dem großen Morast, welcher „Everglades" genannt wird. Nach einem ausgesuchten Mittagessen fuhren wir im Wagen auf die „Batterie", die fashionable Promenade in der Stadt, die aber in einem kahlen, beschränkten Platz am Meeresufer besteht, auf welcher man sich fortwährend in einem Kreise hin und her wendet, sodaß man alle Bekannten und Unbekannten, die dort promeniren, wieder und immer wieder sieht — eine Sache, die ich nicht öfter, als höchstens ein mal des Jahres aushalten würde, und wenn ich auch die beste Seeluft athmen könnte. Noch weniger schien diese Promenade in Mrs. Hollbrook's Geschmack zu sein; aber die Bevölkerung der Neuen Welt hält im Allgemeinen viel davon, in Gesellschaft zu sein, und findet Gefallen am „the crowd".

Nach einem vortrefflichen Thee in guter Gesellschaft begleitete mich Mrs. Hollbrook nach Hause. Und das war ein Tag fashionabeln Lebens in Charleston. Und er war recht hübsch. Aber besser war ein anderer Tag auf dem Lande, allein mit Mrs. Hollbrook auf ihrem Landsitz Belmont, einige Meilen von der Stadt entfernt.

Sie kam eines Tages Vormittags und holte mich in einem kleinen Wagen ab. Wir Beide waren den ganzen Tag allein, wir wanderten in den Myrtenwäldern umher, wir botanisirten, wir lasen (Mrs. Hollbrook machte mich mit dem englischen Dichter Keats bekannt) und wir unterhielten uns vorzugsweise; so ging der Tag wie ein goldener Traum oder wie die schönste Wirklichkeit vorüber. Du weißt, wie leicht ich durch eine Unterhaltung ermüdet werde und wie sehr mir eine lang anhaltende Anstrengung in dieser Beziehung zuwider ist. Und an diesem Tag unterhielt ich mich den ganzen Tag über mit derselben Person und fühlte keine Anstrengung oder Ermüdung. Es war blos süß und erfreulich, erfreulich, erfreulich. Sogar die Luft war süß und lieblich. Mrs. Hollbrook war wie eine fortwährend frisch perlende Quelle, und jeder Gegenstand, den sie berührte, erhielt Interesse theils durch ihre Beurtheilung desselben, theils durch die Aussichten, welche ihre Worte eröffneten.

So durchflogen wir zusammen die ganze Welt, nicht immer übereinstimmend, aber stets in gutem Vernehmen, und dieser Tag in Belmonts duftenden Myrtenwäldern am Ufer des Ashleyflusses war einer meiner schönsten Tage in der Neuen Welt, und ich werde denselben nie vergessen. Hier lernte ich auch den Ambrabaum und mehre neue Baumarten und Gewächse kennen, deren Namen und Eigenschaften mir Mrs. Hollbrook nannte. Die Naturwissenschaften haben ihren Blick über das Erdenleben erweitert, ohne denselben von dem himmlischen Leben abzuziehen. Für sie ist die Erde ein Gedicht, wel-

ches in seinen verschiedenen Gestaltungen von dessen Dichter und Schöpfer zeugt; allein das höchste Zeugniß von ihm holte sie nicht aus dem Naturleben, sondern nahm es von — — einer stillen hohen Gestalt, die einst aus den Schatten des Lebens vor ihre Blicke trat und ihr das Leben licht und großartig machte, indem sie die Zeit und die Ewigkeit verband.

Mrs. Hollbrook ist eine Denkerin, die (was hier in der Welt selten ist) die Dinge in einem System sehen und die ungleichen Radien im Verhältniß zu einem gemeinsamen Mittelpunkt erkennen kann. Und wir stimmen in unserer Kritik über diesen hauptsächlichen Mangel in der Erziehung der Frauen hier zu Lande (und in allen Ländern) überein. Die Frauen erhalten eine Menge specielle Kenntnisse, aber kein System derselben. So viel Latein, so viel Mathematik, so viel Physik u. s. w. aber keinen philosophischen Mittelpunkt für diese Kenntnisse, keine Anwendung des Lebendigen darin auf das Leben selbst, keine Gelegenheit, nach der Schulzeit diese Wissenschaften in lebendige Wirksamkeit zu bringen. Darum fallen sie im Geiste ab, wie wurzellose Blumen oder wie Laub, das von den Zweigen des Wissensbaumes gerissen worden ist, sobald die Schüler aus der Schule ins Leben übergehen. Oder wenn sie behalten, was sie gelernt haben, so ist es blos Gedächtnißsache und geht nicht als Saft und Kraft ins Leben über. Was den Schulkenntnissen fehlt, im Großen wie im Kleinen, das ist ein Bischen — platonische Philosophie.

In andern Beziehungen stimmen wir nicht so gut überein. Aber der Zauber besteht bei Mrs. Hollbrook darin, daß sie Geist besitzt und neue anregende Worte ausspricht, namentlich in den Fragen über das Leben und die Wechselwirkung des Geistes und der Natur.

Als die Sonne in den Wellen des Flusses unterging, endigte sich dieser schöne Tag für mich und wir kehrten in die Stadt zurück. Aber ich werde noch Bel-

mont zurückkehren und mit deſſen gutem Genius einige Tage daſelbſt verleben. So iſt es ausgemacht. Aber — — — ich weiß nicht, ob ich Zeit dazu übrig behalten werde.

Mrs. Hollbrook gehört zur ariſtokratiſchen Welt in Charleſton und zu einer der älteſten Familien dieſer Stadt (zu den Rutiges); ſie iſt aber allgemein als eine von „the most intellectual and most charming women“ anerkannt und wird auch als „above fashion“ erwähnt.

Südcarolina wird allgemein der Palmettoſtaat genannt, und ich erwartete daher, hier überall dieſe halb tropiſche Bauart zu finden. Es verdroß mich, daß ich nirgend innerhalb und außerhalb Charleſtons Palmettos zu ſehen bekam. Man hat dieſelben auf eine vandaliſche Weiſe abgehauen, um ſie zu Pfählen und zum Schiffsbau zu verwenden, denn ihr Holz ſoll für das Waſſer undurchdringlich ſein. Vor einigen Tagen bekam ich endlich den Staatsbaum von Carolina (der Staat Carolina hat einen Palmettobaum in ſeinem Wappen) auf der Sullivansinſel zu ſehen. Dieſe Inſel iſt eine große Sandbank im Meer vor Charleſton, auf welcher die Bewohner der Stadt Landhäuſer haben, um Seeluft und Seebäder zu genießen; und dort ſieht man in mehren Gärten noch Palmettos. Stelle dir darunter einen geraden, runden, kleinknotigen Stamm vor, von deſſen Wipfel ein großer rauſchender grüner Fächer mit fingerartig ausgehenden Strahlen nach allen Seiten auf langen Stielen ausläuft, und du haſt ein Bild von dem Palmetto, dem Verſuch und Vorbild der Palme.

Ich war auf die Sullivansinſel zu einem „Picknick“ von Mr. und Mrs. Gilman eingeladen. Picknick iſt hier der gebräuchliche Name für Ausflüge auf das Land, um zu eſſen und ſich in fröhlicher Geſellſchaft zu beluſtigen. Dergleichen Partien ſind ſehr beliebt, beſonders bei jungen Leuten, und manches zärtliche, ernſthafte Bündniß hat ſeinen Beginn einem muntern Picknick zu

danken. Das, an welchem ich Theil nahm, bestand aus einer zahlreichen Gesellschaft, und junge Leute und ein junges verliebtes Paar fehlten nicht darunter. Aber der Tag war kühl, und es war mir daher mehr eine Arbeit als ein Vergnügen, an diesem Fest Theil zu nehmen, wie es oft bei mir der Fall ist. Aber wirklichen Genuß fand ich in der Fahrt im Wagen mit Mrs. Gilman längs des Meeresufers („on the beach"), wo man auf dem feinen festen Sandboden fährt, während die Wogen des Meeres sich unter den Füßen der Pferde schäumend und donnernd emporwälzen. Es war eine wilde Frische in diesem Schauspiel, gepaart mit der weichsten und lieblichsten Luft. Mr. und Mrs. Gilman sind Beide poetische Naturen; sie besingt die Schönheit eines stillen und frommen Lebens, er besingt vaterländische Stoffe. Sein prächtiges patriotisches Lied:

„Fathers! have yelled in vain",

mit warmer Begeisterung in einer Zeit geschrieben, in welcher die Union durch die Bitterkeit der Parteikämpfe mit Auflösung bedroht wurde, ist überall in den Vereinigten Staaten mit Entzücken gesungen worden und hat vielleicht mehr auf die Wiederbelebung des allgemeinen Bürgersinns gewirkt, als manche der staatsmännischen Maßregeln, welche „the Union" gerettet haben sollen. Mr. Gilman ist ein sehr geachteter und geliebter Prediger in Charleston, ein schöner, ältlicher Mann, dessen innerer Adel und Ernst sich treu in seinem Aeußern spiegelt.

Gestern Abend war ich bei einer Hochzeit, infolge einer Einladung nämlich, dem Trauungsact in der Kirche beizuwohnen. Sie fand zwischen einem Katholiken und einem Mitglied der Episkopalkirche statt. Beide waren übereingekommen, sich von dem Prediger der unitarischen Gemeinde in Charleston, Mr. Gilman, trauen zu lassen. Nur die Verwandten und Freunde des Brautpaars sollten der Feierlichkeit beiwohnen. Die Trauung

geſchah Abends bei Erleuchtung. Die Braut war ſchön wie eine halb erblühte weiße Roſe, klein und fein, in Weiß gekleidet, mit Kranz und Schleier, ſehr hübſch. Der Bräutigam, ein langer und magerer Herr, ſah gutmüthig und ehrenhaft aus, ſoll ſehr reich und in ſeine Roſenknospe ſehr verliebt ſein. Ihre „bridal tour“ iſt eine Luſtreiſe nach Europa. Nach der Trauungsfeierlichkeit, die von Mr. Gilman würdig und ſchön ausgeführt wurde, traten die Verſammelten aus ihren Bänken hervor, um dem Brautpaar Glück zu wünſchen. Eine alte Negerin ſaß wie ein Geſpenſt finſter und ſtill neben dem Altar. Es war die Amme und Wärterin der Braut, die den Gedanken, ſich von ihrem Pflegekind zu trennen, nicht ertragen konnte. Dieſe Trennung findet jedoch blos während der Zeit der Reiſe ſtatt, denn dieſe ſchwarzen Wärterinnen werden in den weißen Familien mit großer Zärtlichkeit bis zu ihrem Tod gepflegt und verdienen dies in der Regel auch durch ihre Liebe und Treue.

Du kannſt glauben, daß es hier nicht an Unterhaltungen über die Sklaverei fehlt. Ich rufe dieſelben nicht hervor, aber wenn ſie an mich gebracht werden (was häufig geſchieht), ſo ſpreche ich mich ſo aufrichtig und ſo ſchonend als möglich aus. Aber ein Umſtand, der mich hier in Verwunderung ſetzt und unangenehm berührt, iſt der, daß ich kaum einen Mann oder eine Frau finde, die der Sache offen und ehrlich ins Angeſicht ſehen wollen. Man wendet und dreht ſich auf jede Weiſe und benutzt alle, auch die widerſprechendſten Argumente, um mich zu überzeugen, daß die Sklaven die glücklichſten Menſchen in der Welt ſind und in eine andere Stellung oder in andere Verhältniſſe, als ſie jetzt inne haben, gar nicht kommen wollen. Dies iſt bei Manchen und in gewiſſen Verhältniſſen auch der Fall und dürfte wol öfter vorkommen, als man in den nördlichen Staaten glauben will. Aber es gibt auch genug unglückliche Verhältniſſe, und dieſe müſſen in dieſem Syſtem ſtets vor-

kommen, um es verhaßt zu machen. Einige Unterhaltungen über dieſen Gegenſtand, die ich gehabt habe, klingen ungefähr folgendermaßen:

— „Miß Bremer, das Gerücht ſagt, daß Sie zur Partei der Abolitioniſten gehören?“

— „Ja wol, das iſt wahr; aber wir gehören gewiß Beide dazu, Sie und ich.“

Man ſtutzt.

— „Ich bin feſt überzeugt, daß Sie die Freiheit und das Glück des menſchlichen Geſchlechts wollen“ — fahre ich fort.

— „Ja — ja — aber — — aber“ — — —

Und nun kommen eine Menge „Aber“, welche die Schwierigkeit und Unmöglichkeit der Befreiung der Negerſklaven beweiſen ſollen. Die Schwierigkeit will ich gern zugeben, aber nicht die Unmöglichkeit. Allein es iſt klar, daß eine Vorbereitung zur Befreiung nothwendig iſt, und dieſe Vorbereitung iſt lange verſäumt worden. Hier in der Stadt iſt ein edler Mann, der gleiche Geſinnungen mit mir in dieſer Sache hegt und auf die Vorbereitung zu dieſer Befreiung durch die Einweihung der Neger in die Lehren des Chriſtenthums wirkt. Früher iſt der Unterricht der Neger auf eine ſchimpfliche Weiſe vernachläſſigt worden oder vielmehr man hat ſich demſelben geradezu widerſetzt. Die Geſetze des Staates verbieten, die Sklaven leſen und ſchreiben zu lehren und haben lange auch der Unterweiſung der Sklaven im Chriſtenthum entgegengewirkt. Aber es ſind beſſere Zeiten gekommen und ſie ſcheinen noch beſſer zu kommen. In den Häuſern lehrt man die Sklaven oft leſen, und auf den Pflanzungen ziehen Miſſionäre (meiſt Methodiſten) herum und predigen das Evangelium.

Aber die Einſeitigkeit und ſelbſtgefällige Verblendung der gebildeten Geſellſchaft hier in der Stadt ſetzt mich nicht wenig in Erſtaunen und iſt mir peinlich. Und die Frauen, die Frauen, auf deren moraliſches Gerechtigkeits-

gefühl und angeborenen Sinn für das Wahre und Gute ich so sehr vertraut und gehofft hatte — die Frauen machen mir den Kummer, in dieser Beziehung staarblind zu sein, und sind noch reizbarer und heftiger als die Männer darin. Und gleichwol sind es die Frauen, welche sich durch die Unmoralität und Ungereimtheit dieser Institution am tiefsten verletzt fühlen sollten. Vernichtet sie nicht die Familie, trennt sie nicht Mann und Weib, Mutter und Kinder? — Tagtäglich schlägt mich das Erstaunen darüber, wenn ich die kleinen Negerkinder sehn und denken muß: — Diese Kinder gehören ihren Aeltern nicht. Ihre Mutter, welche sie unter Schmerzen zur Welt gebracht, ihnen ihre Milch gegeben, ihre Pflege gewährt hat, sie, deren Fleisch und Blut sie sind, hat kein Recht auf sie. Sie sind nicht die ihrigen; sie gehören dem Besitzer der Mutter, der sie gekauft hat und damit zugleich auch alle Kinder bekommt, die sie gebären wird, und der die letztern verkaufen kann, wenn es ihm beliebt. Wunderbar.

Das allgemeine Gefühl, sagt man, hat sich bei Sklavenverkäufen immer mehr gegen die Trennung von Familien, gegen die Trennung der kleinen Kinder von ihren Müttern ausgesprochen, und bei öffentlichen Sklavenversteigerungen soll dergleichen nicht mehr geschehen können. Aber in den nördlichen wie in den südlichen Staaten hört man von Vorfällen, welche davon zeugen, welchen herzzerreißenden Schmerz diese Trennungen hervorbringen, die als Folgen des ganzen Systems unvermeidlich sind und von den besten Sklavenbesitzern nicht immer vermieden werden können.

In den Häusern scheinen die Sklaven hier wie im Allgemeinen sehr gut behandelt zu werden, und ich habe Häuser gesehen, in denen ihre Wohnung und ihr Comfort (jeder Diener oder jede Dienerin hat ihr eigenes hübsches Stübchen) weit besser ist, als die freien Dienstboten bei uns zu Lande gewöhnlich Beides genießen. Das

Verhältniß zwiſchen Sklaven und Herren ſcheint auch meiſtentheils ein gutes und herzliches zu ſein, beſonders ſcheinen die ältern Sklaven einer Familie in dem einzigen Verhältniß zu ihrer Herrſchaft zu ſtehen, welches an patriarchaliſche Zuſtände erinnert und dem Verhältniß gleicht, wie es in unſern guten Familien zwiſchen Dienſtboten und Herrſchaft gewöhnlich vorkommt; jedoch mit dem großen Unterſchied, daß bei uns das Verhältniß ein freies iſt — eine freie Verbindung vernünftiger Weſen miteinander. Hier tritt dieſe freie Verbindung wol auch oft ein, aber ſie iſt dann ein Sieg über die Sklaverei und das Sklavenverhältniß, und ich glaube, daß man hier nie genau wiſſen kann, wie es eigentlich damit ſteht und ob die Ergebenheit von Seiten der Diener eine aufrichtige iſt oder nicht.

Gewiß iſt jedoch, daß die Negerrace einen ſtarken Inſtinct der Ergebenheit und Ehrfurcht beſitzt. Dies kann man ſchon aus den Augen der Neger ſehen, die einen eigenthümlich gutmüthigen, treuen und innigen Ausdruck haben, den ich liebe und der mich an den ſchönen Ausdruck in den Augen des Hundes erinnert. Gewiß iſt auch, daß die Neger eine natürliche Neigung haben, ſich der weißen Race unterzuordnen und der höhern Intelligenz derſelben zu gehorchen; und weiße Mütter und ſchwarze Wärterinnen zeugen von der aufopfernden Liebe der Letztern zu weißen Kindern. Man kann keine beſſern Wärterinnen für Kinder ſehen als dieſe ſchwarzen Frauen; und im Allgemeinen gibt es keine beſſern Krankenwärter als die Schwarzen, ſowol Männer als Frauen. Sie ſind von Natur gutmüthig und ergeben. Und ſind nun die weißen Herrſchaften auch gut, dann wird das Verhältniß zwiſchen „Maſſa und Miſſis“ (ſo nennen die Neger ihre weißen Herrſchaften) und „Daddy und Momo“ (ſo werden die ſchwarzen Diener genannt, beſonders wenn ſie einigermaßen in die Jahre gekommen ſind) ein wahrhaft gutes und zärtliches. Aber Beiſpiele von andern

Verhältnissen fehlen auch nicht. Und Carolinas Richterstühle und Carolinas bessere Stände haben die Grausamkeiten noch im frischen Andenken, die gegen Hausſklaven begangen worden sind und den größten Scheußlichkeiten aus der alten heidnischen Zeit nichts nachgeben. Einige der gröbsten dieser Schandthaten sind von — — Frauen begangen worden, von Frauen aus den höchsten Kreisen in Charleston! — — — Auch ist kürzlich ein reicher Plantagenbesitzer in Südcarolina wegen barbarischer Behandlung eines Sklaven zu einer zweijährigen Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Dabei muß man bedenken, daß die Gerichtshöfe blos solche Grausamkeiten gegen Sklaven zur Untersuchung und Bestrafung annehmen, die zu öffentlich geschehen und zu gräßlich sind, um mit Stillschweigen übergangen zu werden! — —

Wenn ich den Vertheidigern und Vertheidigerinnen der Sklaverei diese allgemein bekannten Thatsachen vorhalte, so antworten sie: — „Auch in Ihrem Vaterland, wie in allen Ländern, sind die Herrschaften manchmal hart gegen ihre Dienstboten.“ — Darauf entgegne ich jedes mal: — „Dann können die Dienstboten den Dienst verlassen!

Darauf haben sie keine weitere Antwort als ein verdrießliches Gesicht.

Ach! Der Fluch der Sklaverei („the curse of slavery“, wie die gewöhnliche Phrase lautet) liegt nicht blos auf den Schwarzen, sondern gegenwärtig vielleicht noch mehr auf den Weißen, denn die Sklaverei verdirbt ihren Sinn für Wahrheit und zieht ihre Moral herab. Die Behandlung und Stellung der Schwarzen verbessert sich wirklich von Jahr zu Jahr. Aber die Weißen scheinen in der Aufklärung nicht vorwärts zu gehen. Doch — — — ich will noch mehr sehen und hören, bevor ich urtheile. Vielleicht haben sich die Liebhaber der Dunkelheit vorzugsweise in Charleston niedergelassen. —

„Charleston ist ein Eulennest!“ — sagte eine witzige Carolina-Lady.

Ich muß dir nun Einiges über das Haus mittheilen, in welchem ich lebe und mich so wohl und glücklich fühle, daß ich es nicht besser wünschen kann. Das Haus mit feinem hübschen Garten liegt frei an einer der ländlichsten Straßen in der Stadt — in Lynch-Street — und hat auf einer Seite freie Aussicht über Land und Fluß, empfängt daher auch von dort aus die schönste Luft und die frischesten Winde. Schattige Ranken von weißen Rosen und rothem Caprifolium schlängeln sich nach der obern Piazza und bilden die schönste Veranda. Da wandre ich oft, besonders des Morgens und des Abends, trinke die liebliche Luft und blicke über die Gegend. Im obern Stock ist mein schönes und luftiges Zimmer. Im Untergeschoß sind die eigentlichen Gesellschaftszimmer, und auf der Piazza vor derselben versammelt man sich oder spaziert Abends, wo hier gewöhnlich Gesellschaft kommt, hin und her.

Mrs. Howland kennst du bereits ein wenig, aber man lernt sie erst dann recht kennen und würdigen, wenn man sie in ihrem täglichen häuslichen Leben sieht. In diesem gleicht sie einer schwedischen Hausfrau mehr, als ich eine andere Frau hier zu Land gefunden habe; denn sie besitzt jenes stille, umsichtige, liebevolle, mütterliche Wesen, welches immer etwas zu thun findet und sich nicht scheut, etwas mit eigenen Händen zu thun. (In den Sklavenstaaten hält man gewöhnlich die gröbern Arbeiten für erniedrigend und läßt sie durch Sklaven besorgen.) So sehe ich sie vom Morgen bis zum Abend geräuschlos beschäftigt, bald mit ihren Kindern, bald mit den Mahlzeiten, indem sie ihren Dienern hilft, den Tisch in Ordnung zu bringen oder, wenn die Mahlzeiten vorüber sind, Alles wegzuräumen und zu ordnen (was bei den Negern sehr nothwendig ist, denn sie sind sehr nachlässig von Natur), bald beschäftigt, Kleider zuzu-

ſchneiden und zu nähen, bald die kleinen Negerkinder zu kleiden und zu bilden, bald im Garten Blumen pflanzend oder umgefallene aufrichtend, verwilderte Ranken aufbindend und ordnend, bald Gäſte empfangend, Boten abſendend u. ſ. w. — und dies Alles mit der verſtändigen Ruhe, mit der würdevollen Güte, die ſo ſchön bei der hausmütterlichen Frau iſt, welche das ganze Haus trägt und deſſen Stütze ebenſo ſehr als deſſen Schmuck iſt. Des Abends ganz beſonders — — — Doch ich muß dir der Reihe nach mittheilen, wie ich meinen Tag verbringe!

Früh am Morgen zeitig kommt Lettis, die ſchwarzbraune Dienerin, und bringt mir eine Taſſe Kaffee. Eine Stunde ſpäter klopft der kleine Willie an meine Thür und will mich zum Frühſtück hinunterführen. Auf die Schulter meines kleinen Cavaliers geſtützt und zuweilen zwiſchen ihm und der kleinen Laura gehend begebe ich mich in das unterſte Geſchoß, wo der Speiſeſaal iſt. In dieſem iſt dann die ganze Familie verſammelt, die gute Mrs. Howland ſpendet Kaffee und Thee und eine Menge gute Sachen, denn hier wie im Norden ſind die Frühſtücke allzureichlich. Eins der vorzüglichſten Gerichte im Süden iſt der Reis (Carolinas Hauptproduct) in Waſſer ſo gekocht, daß die Körner nur wenig quellen, aber doch weich ſind und ſehr ſaftig ſchmecken. Ich eſſe ſtets dieſes Reisgericht zum Frühſtück, denn ich fühle, daß es ſehr geſund iſt. Man ißt es gewöhnlich mit friſcher Butter und miſcht zuweilen weichgekochte Eier darunter. Außerdem hat man noch gebratenen Speck und Fiſche, ſüße Kartoffeln, Homouny, Maisbrot, Eier, Milch mit Eis abgekühlt u. ſ. w. Und ein ſtehendes Gericht zum Frühſtück im Süden ſind Buchweizen- oder Weizenplinſen, die man mit braunem Syrup ißt. Es iſt wirklich ein Ueberfluß an guten Sachen. Während der ganzen Mahlzeit ſteht Eins von der ſchwarzen Dienerſchaft (ein Knabe oder ein Mädchen) da und wehrt

mit einem Strauß von Pfauenfedern die Fliegen weg. Nach dem Frühstück geht man ein wenig auf die Piazza hinaus und die Kinder laufen in den Garten und jagen einander, wobei es meine Freude ist, die graziöse dreizehnjährige Sarah laufen zu sehen, glänzend von Freude und Jugendfrische, leicht wie ein Reh, während ihre Haarflechten und Bänder im Winde fliegen. Sie ist ein innig reizendes Geschöpf. Die ältere Schwester Illione ist auch ein hübsches Mädchen mit einem angenehmen zuthulichen Wesen. Willie hat schöne Augen und braune Locken, und Laura ist eine kleine Rosenknospe. Zwei kleine schwarze Negermädchen, Georgia und Atilla, Lettis' Kinder, springen und hüpfen im Hause und auf den Treppen herum, gescheidt und behend, wie man sich kleine schwarze Kobolde denken könnte.

Nach dem Frühstück gehe ich hinauf in mein Zimmer und bleibe daselbst den ganzen Vormittag in aller Stille. Schlag zwölf Uhr schickt mir Mrs. Howland mein zweites Frühstück herauf, Butter und Brot, ein Glas Milch mit Eis, Orangen und Bananen. Du siehst, mein liebes Herz, daß ich nicht Gefahr laufe, zu verhungern. Um drei Uhr ißt man zu Mittag und hat zuweilen diesen oder jenen Gast. Nachmittags fährt meine Wirthin mit mir aus und macht mit mir Partien, die mir in jeder Beziehung angenehm sind. Der Abend ist jedoch die Blüte des ganzen Tags hier im Hause. (In wie vielen Häusern ist nicht der Abend der schwerste Theil des Tags?) Dann werden die Lampen in den schönen Salons angezündet, dann wird man zum Thee gerufen. Dann sitzt Mrs. Howland so gutmüthig und so freundlich auf dem Sopha, einen großen Theetisch vor sich, der mit lauter guten Sachen bedeckt ist. Dann werden kleine Theetische herumgesetzt (ich bekomme stets meinen eigenen Tisch für mich in der Nähe des Sopha) und der kleine gescheidte Negerknabe Sam (Mrs. Howland's großer Liebling) trägt Erfrischungen herum. Dann kommen fast

allemal drei bis vier junge Söhne von Freunden der Familie, auch etliche junge Mädchen, und die Jugend tanzt fröhlich und luſtig nach dem Pianoforte. Die Kinder im Hauſe ſind gut miteinander und tanzen oft zuſammen, wie wir Abends in unſerer Heimat zu thun pflegten. Aber ſie ſind glücklicher, als wir es waren. Ich ſpiele ihnen gewöhnlich eine Weile Walzer oder Françaiſe vor. Beſuche von Fremden gehen und kommen. Später zieht man auf die Piazza hinaus, wo man ſpazieren geht oder ſich niederſetzt und unterhält. Allein ich verhalte mich da ſchweigend, genieße die balſamiſche Nachtluft und blicke durch die offenen Thüren in die Zimmer, wo die ſchönen Kinder in jugendlicher Freude herumſpringen, Sarah ſtets ideal ſchön und liebenswürdig, und zwar — — — ohne es zu wiſſen. Mr. Monefeld, der Bruder von Mrs. Howland (der Herr, welcher mich am Morgen meiner Ankunft abholte) iſt ein täglicher Gaſt im Hauſe, ein angenehmer, unterhaltender Mann und Erzähler. Aber mit Niemandem befinde ich mich ſo wohl als mit meiner guten und klugen Wirthin. Ich kann nicht beſchreiben, wie vortrefflich ſie gegen mich iſt.

13. Mai.

Geſtern Abend hatten wir ein großes Schauſpiel von Donner und Blitzen, wie ich es in Europa noch nie geſehen habe, obgleich ich mich einer Juninacht des vergangenen Jahres in Dänemark (auf Soröe) erinnere, in welcher die Luft gleichſam in hellem Feuer ſtand. Aber hier waren die Blitze wie glühende Lavaſtröme. Und dann die Donner hinterher! Zum erſten mal in meinem Leben empfand ich beim Gewitter Etwas, das der Angſt glich. Und gleichwol fand ich einen Genuß in dieſem wilden Wetter.

Nach einigen Tagen reiſe ich von hier zu einem Beſuch zu Mr. Poinſett, früherm Kriegsminiſter der Ver-

einigten Staaten und Gesandten derselben in Mexico, der jetzt als Privatmann auf seinen Plantagen lebt. Er soll ein ungewöhnlich interessanter und liebenswürdiger Mann sein, der viel vom Leben und von der Welt gesehen hat, und ich freue mich darum, eine Einladung in sein Haus nahe bei Georgetown, eine Tagereise von hier, empfangen zu haben. Ich habe diese Einladung Mr. Downing zu danken. Bei Mr. Poinsett werde ich wol einige Tage bleiben und kehre dann wieder hierher zurück, um dann von hier aus nach Georgia zu reisen. Ich muß eilen, die Zeit zu benutzen, denn schon nach dem ersten Mai soll die Hitze groß im Süden werden, und um diese Zeit ziehen alle Plantagenbesitzer auf ihre Plantagen, um den gefährlichen Fiebern auszuweichen, welche dann zu grassiren beginnen. Während der Sommermonate über Nacht auf einer Reisplantage zu bleiben, soll ein sicherer Tod für einen weißen Mann sein. Dagegen sollen die Neger wenig oder nichts von dem Klima leiden.

Ich bin jetzt damit beschäftigt, (nach einem Oelgemälde) das Porträt eines indianischen Häuptlings der Seminolen, Namens Oseconehola, zu malen, der fünf Jahre lang gegen die Amerikaner in Florida tapfer gekämpft hat, als diese die Indianer von dort zu verjagen und westlich nach Arkansas zu verpflanzen suchten. Die Gegend im südlichen Theile von Florida, welche die wilden Indianerstämme der Seminolen und der Creeks innehatten und von welcher aus sie die weißen Colonisten fortwährend beunruhigten, hat in ihren Wäldern meistens eine Art Tanne, welche „Light wood“ (Leuchtholz) genannt wird, wegen ihres harzigen Holzes, das schnell zündet und gut brennt. Sie ist nicht hochgewachsen und leicht zu fällen. Arkansas, an der westlichen Seite des Mississippi, hat meistens Eichenwälder, grenzt an das wilde Steppenland (gegenwärtig die hauptsächlichste Zuflucht der Indianer in Nordamerika) und hat ein hartes

Klima. Darum antwortete der Häuptling der Seminolen, Oseconehola, auf die Anerbietungen und Drohungen, die ihm und seinem Volk von der Regierung der Vereinigten Staaten gemacht wurden:

— „Mein Volk ist an die warme Luft, an die fischreichen Seen und Ströme in Florida und an das Leuchtholz gewöhnt, welches leicht zu fällen ist und leicht brennt. Es kann nicht leben in dem kalten Lande, in welchem blos Eichen wachsen. Das Volk kann die großen Bäume nicht fällen, es wird dort sterben aus Mangel an Wärme."

Und als ihm endlich die Wahl zwischen offenem Krieg mit den Vereinigten Staaten oder der Unterzeichnung des Contracts vorgelegt wurde, der ihn und sein Volk aus Florida vertrieb, stieß er seinen Dolch durch den Vertrag und sprach: — „Ich trotze Euch fünf Jahre lang!" —

Und fünf Jahre lang dauerte der Kampf zwischen den Florida-Indianern und der Armee der Vereinigten Staaten; es floß viel Blut auf beiden Seiten, und noch waren die Indianer im Besitz des Landes und würden es vielleicht noch sein, wenn Oseconehola nicht durch Friedensbruch und Verrath gefangen worden wäre, als er unter dem Schutz der weißen Flagge kam, um mit dem spanischen General Hernandez zu unterhandeln. Diese Verrätherei wurde zwar von den Spaniern begangen, allein es scheint doch, als wenn die amerikanischen Offiziere derselben nicht unkundig oder nicht dagegen gewesen wären. Oseconehola wurde als Gefangener, zuerst nach St.-Augustin, dann nach Charleston und ins Fort Moultrie auf der Sullivansinsel gebracht. Von dieser Zeit an schien sein Muth gebrochen zu sein. Personen, welche ihn in seinem Gefängniß besuchten (Mr. Monefeld war darunter), versichern, daß sie nie einen so melancholischen und düstern Blick gesehen hätten. Er beklagte sich jedoch nie, aber er sprach oft mit Bitterkeit

von der Art, wie er gefangen worden war, und von dem Unrecht, welches ſeinem Volke dadurch geſchah, daß es gezwungen wurde, den Boden ſeiner Väter zu verlaſſen und in ein nördliches Land zu ziehen, in welchem es „kein Leuchtholz" gab.

Seine Schönheit, ſeine melodiſche Stimme, ſeine dunkeln Augen voll düſtern Feuers, ſeine Tapferkeit und ſein trauriges Schickſal erregten allgemeines Intereſſe; namentlich ſchwärmten die Frauen für den ſchönen Seminolenhäuptling, machten ihm Beſuche und beſchenkten ihn. Aber er ſchien gleichgültig gegen Alles zu ſein, wurde immer ſtiller und von der Stunde an, in welcher er ins Gefängniß gebracht worden war, nahm ſeine Geſundheit ab, ohne daß er jedoch krank zu ſein ſchien. Er aß ſehr wenig und weigerte ſich, Arzneimittel zu nehmen. Es war augenſcheinlich, daß er ſterben wollte. Der gefangene Adler konnte nicht leben, nachdem er des freien Lebens und der Luft ſeiner Wälder beraubt war.

Zwei ſeiner Frauen, eine jung und ſchön, die andere alt und häßlich, begleiteten ihn ins Gefängniß. Die ältere bediente und pflegte ihn, und ſie ſchien er am meiſten zu lieben. Stets nur mit dem einen Gedanken — mit dem gewiſſen Untergang ſeines Volkes in dem kalten Lande ohne Leuchtholz — beſchäftigt, erbittert und ſchweigend zehrte er ſich allmälig ab und ſtarb einen Monat nach ſeiner Ankunft im Fort Moultrie; er ſtarb, weil er nicht leben konnte. Das Leuchtholz in ſeinem Leben war ausgebrannt. Eine Thränenweide lehnt ſich an den weißen Marmorſtein, der ſein Grab draußen vor den Mauern der Feſtung am Ufer des Meeres bezeichnet. Es ſind nur ein paar Jahre her, ſeitdem er ſtarb, und ſein Leben, ſein Kampf und ſein Tod ſind eine verkürzte Geſchichte der Schickſale ſeines Volkes in dieſem Welttheil. Darum und auch wegen des Ausdrucks in ſeinem ſchönen Geſicht wünſchte ich mir eine Copie ſeines Porträts mitzunehmen, damit du es ſehen kannſt.

dem Pee-Dee, erheben, und aus den Segeln, die man den Fluß entlang ſchweben ſieht, um nach Cuba oder China zu ſegeln, erkennt mvn, daß man hier in der handelnden wandelnden Welt lebt.

Mr. Poinſett iſt ein franzöſiſcher "gentilhomme" nach ſeinem Aeußern und Benehmen (er ſtammt von einer franzöſiſchen Familie) und vereinigt die Freiheit und die natürliche Courtoiſie des Franzoſen mit der wahrheitsliebenden Offenheit und Einfachheit, die ich an dem wahren Amerikaner, an dem Mann der Neuen Welt, ſo ſehr liebe. Seine feine Geſtalt iſt noch leicht und elaſtiſch, obgleich er am Aſthma leidet. Er hat viel geſehen und viel erlebt. Seine Unterhaltung iſt ſehr angenehm, beſonders wenn er über die politiſchen Verhältniſſe der Vereinigten Staaten ſpricht, die er hat ausbilden helfen und für deren Geiſt und Ziel er tiefe Einſicht und das Herz eines warmfühlenden Bürgers beſitzt. Aus einigen Unterhaltungen, welche ich Abends nach der Theeſtunde mit ihm gehabt, habe ich über dieſe Verhältniſſe und über die Stellung der einzelnen Staaten zu der gemeinſchaftlichen Regierung mehr gelernt, als ich aus vielen Büchern hätte lernen können. Denn von dem alten klugen Staatsmann kann ich auf eine lebendige Weiſe lernen, kann ihm Fragen vorlegen und Einwürfe machen und erhalte Antworten darauf. Er iſt (mit einer einzigen Ausnahme) der erſte Mann, den ich im Süden getroffen habe, der offen und unparteiiſch über die Sklaverei ſpricht. Er wünſcht ernſtlich die Befreiung ſeines Vaterlandes von dieſer Feſſel und glaubt auch daran; aber er findet die gegenwärtigen Verhältniſſe ſo verwickelt und die Schwierigkeiten einer Veränderung ſo groß, daß er die Löſung dieſer Angelegenheit der Zukunft überläßt. Er glaubt an Amerikas Fortſchreiten, allein er iſt weit davon entfernt, mit dem Gange vieler Dinge in Amerika und beſonders in dieſem einzelnen Staate zufrieden zu ſein. Er iſt einer von den Weiſen der Neuen

Welt, der ſich gegenwärtig ganz und gar aus der Welt zurückgezogen hat, dieſelbe ruhig aus ſeiner Einſiedelei betrachtet und mit ſeiner guten Frau und ſeiner ländlichen Arbeit glücklich lebt.

Des Morgens, wenn ich mit gutem Appetit mein Frühſtück von Reis, Eiern und Coco eingenommen habe, helfe ich Mrs. Poinſett die Vögel auf der Piazza zu füttern und bin entzückt, wenn ſich die prächtigen Cardinäle herablaſſen und die ausgeſtreuten Körner aufpicken. Und wenn ich dann hinaus in den Garten eile, bereit, die Luft, die Gebüſche und die ganze Natur zu umarmen, dann lacht die gute alte Frau ſo herzlich. Mr. Poinſett kommt heraus und bittet mich, auf die ſchönen „la marque-Roſen zu achten, die ihm Mr. Downing gegeben hat und die jetzt ihre weißgelben Blüten in großen Trauben an einem Spalier auf der Mauer des Hauſes entfalten. Dann geht er mit mir im Garten herum und nennt mir die Gewächſe, die ich nicht kenne, und deren Eigenſchaften; denn der alte Herr iſt ein tüchtiger Botaniker. Er hat mich auch um ſeine Reisfelder geführt, die jetzt am günſtigſten zu beſäen ſind, wonach ſie unter Waſſer geſetzt werden müſſen. Dieſe hier gewöhnliche Art der Bewäſſerung und die davon herrührenden Dünſte ſind es, welche die Reisplantagen während der heißen Jahreszeit ſo ungeſund für die Weißen machen.

Mr. Poinſett's Plantage iſt nicht groß und ſcheint nicht mehr als ſechzig und etliche Neger zu haben. Mehre andere, anſcheinend ebenfalls nicht große Plantagen grenzen an dieſe, meine Wirthsleute ſcheinen aber mit deren Beſitzern keinen Umgang zu haben. Ich ſtreife einſam in der Gegend herum durch Reisfelder und Negerdörfer und finde daran viel Vergnügen.

Die Sklavendörfer beſtehen aus kleinen, weiß angeſtrichenen, hölzernen Häuſern, meiſtentheils in zwei Reihen gebaut und eine Gaſſe bildend, jedes Haus mit

Ich habe hier ſeiner von vielen Perſonen erwähnen hören.

Uebrigens bin ich für die Indianer nicht gerade eingenommen, trotz ihrer einzelnen Tugenden und ſchönen Charaktere, trotz des Schimmers, womit die Romane ſie gern umgeben. Sie ſind ſehr grauſam in ihren Kriegen gegeneinander (unter den verſchiedenen Stämmen), und die Männer ſind gewöhnlich hart gegen die Frauen und behandeln dieſelben wie Laſtthiere, aber nicht wie ihres Gleichen.

Caſa Bianca, 16. April.

Ich ſchreibe jetzt aus einer Einſiedelei am Ufer des kleinen Fluſſes Pee-Dee an dich. Das iſt eine einſame ſtille Wohnung, ſo einſam und ſtill, daß ich beinahe darüber erſtaune, ſie in dieſem lebhaften und bewegten Theil der Welt, unter dieſem geſelligen Volke zu finden. Ein altes Ehepaar, Mr. Poinſett und ſeine Frau — die mich an Philemon und Baucis erinnern — lebt hier ganz allein, mitten unter Negerſklaven, Reisplantagen und wilden, ſandigen Wäldern. Nicht einen einzigen weißen Diener gibt es in ihrem Hauſe. Der „Overseer“ der Sklaven (der ſtets in der Nähe der Sklavenhäuſer wohnt) iſt der einzige Menſch, den ich hier außerhalb des Hauſes geſehen habe. Gleichwol ſcheinen die beiden alten Leute hier ebenſo ſicher, wie wir in unſerm Ärſta zu wohnen und ebenſo wenig daran zu denken, die Thür ihres Hauſes über Nacht zu verſchließen. Das Haus iſt ein altes Gebäude (NB. für dieſes junge Land) mit antiken Möbeln und Stuben, die von einem guten altariſtokratiſchen Geſchmack und Comfort zeugen. Rings um das Haus iſt ein Park oder ein großer Garten mit einem Reichthum von des Landes ſchönſten Bäumen, Gebüſchen und Gewächſen, von Mr. Poinſett ſelbſt nach Mr. Downing's Plan gepflanzt. Hier wie unter dem ſchneebedeckten Dach in Concord habe ich die Freude, die Worte zu hören: — „Mr.

Downing hat sehr viel für dieses Land gethan!" — So allgemein ist hier Downing's Einfluß auf die Veredlung des Geschmacks und Schönheitssinnes in Bezug auf Gebäude, Gartencultur und allgemeine ländliche Anlagen.

Nordamerika hat die Eigenthümlichkeit, daß die Bäume und Büsche aller Welttheile dahin verpflanzt, dort naturalisirt werden können und gedeihen. Unter den Vegetabilien um Casa Bianca gibt es viele aus fremden Ländern. Am meisten gefallen mir jedoch die hier einheimischen Lebenseichen mit ihren langen herabhängenden Moosflechten — (zwei Prachtexemplare derselben stehen vor dem Hause am Ufer des Pee-Dee und bilden mit ihren Zweigen einen ungeheuern Portico, durch welchen man den Fluß und hinter demselben die Landschaft sieht —) und die ernsten, hohen, dunkelgrünen Magnolien.

Draußen vor meinem Fenster (ich wohne im obern Stock des Hauses) steht ein Cornus Floridae, ein Baum, dessen Krone jetzt eine Masse von schneeweißen Blüten zu sein scheint. Des Morgens zeitig sehe und höre ich in dem Wipfel dieses Baumes die Drossel ihr köstliches Morgenlied singen. Ferner gibt es hier den lieblich duftenden „Olea fragrans" aus Peru und mehre andere schöne und seltene Bäume und Gebüsche. Unter denselben singen die Drosseln und die „mockingbirds" (Amerikas Nachtigallen), und Schwärme von „black birds" zwitschern und nisten in den großen Lebenseichen. Mrs. Poinsett leidet nicht, daß sie gestört werden, und jeden Morgen nach dem Frühstück kommen kleine Graufinken (Sperlinge) und glänzende Cardinalvögel (von ihrem prächtigen rothen Gefieder so genannt) ganz vertraulich, um die Reiskörner aufzupicken, die sie ihnen auf die Piazza vor der Thür hinstreut.

Auf dem kleinen stillen Fluß Pee-Dee gleitet dann und wann ein Kanoe mit einem plätschernden Neger vorüber. Nur aus den Dampfschiffen, die dann und wann ihre Rauchsäulen auf dem Flusse Wackamow, über

Ich ging weiter hinaus in Wald und Flur; in die wilde stille Gegend. Als es zu dämmern begann, kehrte ich um. Auf meinem Rückweg kam ich wieder durch dasselbe Sklavendorf. Die Feuer glänzten aus den kleinen Häusern; aber Alles war noch stummer und stiller wie früher. Unter einem Pfirsichbaum sah ich einen jungen Neger mit einem schönen gutmüthigen Gesichte, der sich gedankenvoll an den Baum lehnte. Ich ließ mich in eine Unterredung mit ihm ein und fragte nach Diesem und Jenem. Ein anderer Sklave kam dazu, dann noch ein anderer, und so war meine Unterhaltung mit ihnen etwa folgende:

— „Um welche Stunde des Morgens steht ihr auf?"

— „Bevor die Sonne aufgeht."

— „Um welche Stunde des Abends legt ihr euch schlafen?"

— „Wenn die Sonne untergegangen ist, wenn es dunkel wird."

— „Aber wie habt ihr dann Zeit, euer Gartenland zu bearbeiten?"

„Das können wir nur Sonntags thun oder des Nachts, wenn wir von der Arbeit nach Hause gekommen sind; freilich sind wir dann oft so müde, daß wir umfallen könnten."

— „Zu welcher Stunde eßt ihr Mittag?"

— „Wir haben gar keinen Mittag. Es reicht hin, wenn wir, während wir an die Arbeit gehen, einen Bissen Brot oder ein Bischen Korn hineinwerfen können."

— „Aber, meine Freunde" — sagte ich jetzt ein Bischen mistrauisch — „Euer Aussehen widerspricht Dem, was ihr sagt; denn ihr seht sehr wohlgenährt und kräftig aus."

— „Wir suchen uns aufrecht zu erhalten, so gut wir können" — antwortete der Neger am Baum — „Was sollen wir weiter thun, als daß wir den Muth

oben erhalten? (Keep up a good heart?) Wenn wir den Muth ſinken ließen, ſo würden wir ſterben!"

Die Andern ſtimmten in dieſes Klagelied ein.

Ich wünſchte ihnen gute Nacht und ging voller Argwohn, daß nicht Alles wahr ſei, was mir die Sklaven geſagt hatten. Aber dennoch — — — es konnte wahr ſein, es war wahr, wenn auch nicht hier, doch an andern Orten unter böſen Gebietern; es konnte ſtets wahr werden bei einer Einrichtung, die der Willkür eines Einzelnen ſo viel Gewalt einräumt! — Und alles dieſes wirkliche und mögliche Elend ſtand vor meinen Augen und machte mich traurig. Der Abend war ſo ſchön, die Luft balſamiſch, alle Blumen dufteten, die Natur ſchien in ihrem Brautſchmuck zu ſein, der Himmel war hell und rein, der junge Mond glänzte ſchimmernd und die Sterne traten hell und glänzend hervor. Dieſe Herrlichkeit der Natur, und dieſe armen, ſchwarzen, unterdrückten, erniedrigten Menſchen — das paßte nicht gut zuſammen. Mein ganzer Genuß war vorüber. Aber ich freute mich, daß ich mit einem Manne, wie Mr. Poinſett, darüber ſprechen konnte. Und ihm vertraute ich Abends meine Unterredung und meine Gedanken. Mr. Poinſett behäuptete, daß mich die Sklaven belogen hätten.

— „Man kann nie glauben, was ſie ſagen" — verſicherte er und ſetzte hinzu: — „es iſt auch ein Uebel der Sklaverei (evils of slavery), daß ſie die Menſchen lügenhaft macht. Die Kinder werden von den Aeltern angelernt, die Weißen mit Furcht zu betrachten und ſie zu belügen. Sie ſind ſtets mistrauiſch und ſuchen durch ihre Klagen ſich Vortheile zu verſchaffen. Aber Sie können feſt überzeugt ſein, daß Sie von ihnen getäuſcht worden ſind. Die Sklaven in hieſiger Gegend arbeiten nur zu gewiſſen Stunden des Tages und ſind in dieſer Jahreszeit meiſtens um vier oder fünf Uhr Nachmittags frei von Arbeit. Auf jeder Plantage wird gewöhnlich

und verlangte grinsend mit seinen weißen Zähnen einen halben Dollar.

20. April.

Guten Morgen, meine liebe Agathe! Ich habe soeben (um zwölf Uhr) mein zweites Frühstück in Bananen gegessen. Diese Frucht lernt man hier lieben. Sie ist mild und angenehm und hat eine so gesunde Einwirkung, wie die hiesige milde Luft, d. h. wenn dieselbe mild ist. Allein auch hier ist das Klima sehr veränderlich. Gestern fiel das Thermometer in einem Tage um 24 Grade und es war so kalt, daß meine Finger wie Eiszapfen waren. Heute dagegen schwitzt man wieder, auch wenn man ruhig im Schatten sitzt.

Zwei Tage sind wir abwesend, und zwar bei großen Mittagsessen bei Plantagenbesitzern in der Entfernung einiger Meilen von hier, gewesen — freundliche angenehme Leute; allein mir sind solche große Mittagsessen zuwider und ich befinde mich so schlecht von dem Essen, das ich dabei zu mir nehme, daß ich von ganzem Herzen hoffe und wünsche, nicht noch zu einigen andern Mittagsessen fahren zu müssen. Aber meine gute Wirthin, die eine jugendliche Seele in einem schweren und etwas lahmen Körper hat, freut sich so herzlich darüber, wenn wir auswärts eingeladen werden!

Gestern unterwegs, als wir durch tiefen Sand fuhren, hielten wir in einer Waldung an, um die Pferde ein wenig ruhen zu lassen. Tiefer im Walde sah ich ein Sklavendorf oder wenigstens Häuser, welche den Sklavenhäusern glichen, aber ungewöhnlich unregelmäßig und verfallen aussahen. Auf meine Bitte begleitete mich Mr. Poinsett dahin. Ich fand allerdings die Häuser in einem baufälligen, sehr traurigen Zustand, und in den Häusern — — alte und kranke Neger und Negerinnen. In einer Stube fand ich einen kleinen Knaben, der sehr geschwollen war, anscheinend von der Wassersucht —

Regen und Wind konnten ungehindert durch das Dach hereindringen. Alles im Gemach war leer; es war weder Holz, noch Feuer darin, obgleich der Tag ziemlich kalt war. In einem andern elenden Hause fanden wir eine alte Frau, die auf bloßen Lumpen wie auf einem Hundelager lag. Das war also die Versorgung, die ein Plantagenbesitzer seinen alten und kranken Dienern gewährte! Welchem Schicksal fallen diese Diener unter solchen Umständen anheim! Und welches erbarmende Auge sieht sie außer — — — dem Auge Gottes?! — —

In einem Sklavendorf in der Nähe eines Herrenhofs fand ich ausgezeichnet schöne Neger, die in sehr guten Häusern wohnten. Aber ich bemerkte bei den jungen Männen finstere und trotzige Blicke und keine Freundlichkeit gegen ihre Herrschaft. Das sah nicht gut aus.

Auf dem Heimweg fuhren wir durch mehre Sklavendörfer. Es war hübsch, die Feuer aus ihren kleinen Häusern (jede Familie hat ihr eigenes Haus) leuchten und die Neger so zeitig am Tage daheim und frei von ihrer Arbeit zu sehen.

Die Gegend hier herum ist eine sandige bewaldete Ebene. Die Waldung besteht meistentheils aus einer Art von gelblichen Tannen (Pinus Australis oder „Light wood“) mit großen Büscheln von viertelellenlangen Nadeln, die zuweilen Aehnlichkeit von dem Palmetto haben. Es ist entsetzlich einförmig. Aber prächtige hohe Blumen, Lupinen und schöne rosenrothe Azelien, wachsen zwischen den Bäumen und zieren die Waldung.

Es wurde spät und dunkel, ehe wir nach Hause kamen, und ich saß und sah nach den Lichtern, welche hier und da in der Nähe des Weges oder im Walde glänzten, aber verschwanden, sobald wir näher kamen. Ich machte Mr. Poinsett darauf aufmerksam und er sagte: — „Das müssen Feuerfliegen sein! Sie pflegen um diese Zeit hervorzukommen.“

Ich hoffe mit dieſen glänzenden Thieren nähere Bekanntſchaft zu machen.

21. April.

Heute bin ich tüchtig im Wald und im Feld herumgeſtreift; dabei kam ich an einen Fluß, welcher „der Schwarze Fluß" genannt wird. In der Nähe deſſelben ſah ich Sklaven auf einem Feld unter der Aufſicht eines weißen Mannes arbeiten und erhielt von dem letztern auf meine Bitten einen alten Neger, um mich über den Fluß zu ſetzen. Dieſer gutgelaunte alte Mann war freier und geſprächiger in ſeiner Rede, als ich bei Sklaven gewöhnlich gefunden habe. Indem er mich in einem kleinen, aus einem ausgehöhlten Baumſtamm gefertigten Kanoë ruderte, antwortete er freimüthig auf meine Fragen nach den Beſitzern mehrer Plantagen, welche am Fluſſe lagen. Von einem derſelben hieß es bei ihm: — „Good master! Blessed master! Ma'am!" — Von einem andern: — „Bad master, Ma'am! Beats his servants. Cuts them to pieces, ma'am!" — u. ſ. w.

Auf dem andern Ufer des Fluſſes gelangte ich an eine Plantage und traf darin ihren Beſitzer ſelbſt, einen Geiſtlichen. Er führte mich in dem Sklavendorf herum und hielt mir eine Rede über das Glück der Negerſklaven, durch welche er mich überzeugte, daß er ſelbſt ein Sklave des Mammon war.

Gewiß iſt jedoch, daß die Sklaven, welche einen gütigen Gebieter haben, durchaus nicht unglücklich und weit beſſer verſorgt ſind als die armen Arbeiter an vielen Orten in Europa. Aber unter einem böſen oder armen Gebieter ſind ſie einem entſetzlichen und rettungsloſen Unglück verfallen. Sophiſten, welche das ganze Syſtem von dem Sonnenſeite betrachten wollen, leugnen im Allgemeinen, daß es dergleichen gebe. Das iſt unvernünftig und ich ſelbſt habe übrigens hier ſchon genug davon gehört und geſehen. Was der Norden gegen den Süden zeugte, das wollte ich nicht glauben; aber was der

Süden gegen ſich ſelbſt zeugt, das muß ich glauben. Uebrigens — der beſte Gebieter iſt noch immer keine Vertheidigung für die Sklaverei, denn der beſte Gebieter ſtirbt früher oder ſpäter, und ſeine Sklaven werden dann gleich dem Vieh an den Meiſtbietenden verkauft.

Die Sklaven draußen auf den Feldern gewähren keinen erfreulichen Anblick, denn ihre dunkle Farbe und ihre grauen Kleider ohne ein einziges weißes oder gefärbtes Stück, welches den Anzug hebt, geben ihnen ein düſteres Anſehen. Nur die männlichen Sklaven haben gewöhnlich in der grauen Grundfarbe ihrer baumwollenen Mützen rothe oder blaue Streifen. Sie ſehen aus, wie aus Erde gemacht. Da ſehen unſere Bauern in ihrem weißen Leinen und in ihren bunten Anzügen ganz anders aus. Die Sklavendörfer dagegen — wie ich ſchon bemerkt habe — haben eher ein behagliches Ausſehen, nur daß man höchſt ſelten ein Glasfenſter in einem Hauſe ſieht. Die Fenſter beſtehen gewöhnlich aus viereckigen Oeffnungen, welche mittels eines Ladens verſchloſſen werden. Allein ebenſo ſollen auch die ärmern Weißen (und in Carolina gibt es eine Menge derſelben) ihre Wohnungen eingerichtet haben. In den Stuben ſieht man faſt ſtets ein paar Holzblöcke auf der Feuerſtelle brennen und findet Hausgeräth und kleine Eßvorräthe, wie man ſie bei unſern ärmern Stadt- oder Dorfbewohnern in der Heimat findet. In einem oder dem andern Hauſe ſieht man jedoch mehr Wohlſtand, ein Bischen Zierrath und gute Betten. Jedes Haus hat ſeinen dazu gehörigen Schweineſtall und darin ein ſehr fettes Schwein. Eine Menge Hühner und Küchlein wimmeln in den Gärten durcheinander. In dieſen Gärten werden indianiſches Korn, Bohnen und etliche Wurzelgewächſe gezogen. Aber beſonders gut gepflegt ſehen dieſe Gärten nicht aus. Die Sklaven verkaufen Eier und junge Hühner, ſowie zur Weihnachtszeit ihr Schwein und verdienen ſich dadurch Geld, wofür ſie ſich braunen

Syrup („Molasse", den sie sehr lieben), Zwieback und andere gute Sachen kaufen. Auch sammeln sie sich Geld, und ich habe gehört, daß es Sklaven gibt, die mehre hundert Dollars besitzen. Ihr Geld geben sie gewöhnlich ihrem Herrn auf Zinsen, indem sie diesen, wenn er gütig gegen sie ist, für ihren besten Freund halten, der er gewöhnlich dann auch ist. Alle Sklavendörfer, die ich gesehen habe, gleichen einander vollkommen, nur daß bei einigen die Häuser in besserm, bei andern in schlechterm Zustande sind.

Die Sklaven werden unter ihrem Herrn von einem oder von zwei „Overseers" beaufsichtigt, und unter diesen ist für jedes Dorf ein sogenannter „Treiber", der die Sklaven des Morgens weckt und zur Arbeit antreibt, wenn sie lässig sind. Der Letztere ist stets ein Neger und ist sehr häufig der grausamste oder härteste Mann auf der ganzen Plantage. Denn wenn der Neger unbarmherzig ist, so ist er es auch im höchsten Grade. Und er ist dann der Negersklaven schlimmste Plage. Freie Neger, welche Sklaven besitzen — und deren gibt es hier mehre — sind gewöhnlich die schlimmsten Gebieter. So habe ich wenigstens von glaubwürdigen Personen erzählen hören.

22. April.

Mein Leben fließt still dahin, so still wie der kleine Fluß draußen vor meinen Fenstern; aber das ist gut. Eine ruhigere Zeit habe ich hier zu Lande noch nicht gehabt; denn außer einigen Besuchen an den Vormittagen von weit entfernten Nachbarn lebe ich ganz einsam mit meinem alten guten Ehepaar. An jedem Morgen liegt auf dem Frühstückstisch neben meinem Couvert ein kleiner Strauß köstlich duftender Blumen, meistens peruanische Olea fragrans (und etwas Lieblicheres kenne ich nicht), von Mr. Poinsett gepflückt. An jedem Abend sitze ich mit ihm und Mrs. Poinsett allein, lese und un-

terhalte mich mit ihm, erzähle der guten alten Frau Geſchichten oder gebe ihr Räthſel zum Rathen auf, woran ſie viel Vergnügen findet. Sie ſitzt am Feuer und macht ein Schläfchen oder hört auf Das, was Mr. Poinſett und ich beim Lampenlicht am Tiſche leſen. Ich wollte ihn ein wenig mit meinen Freunden, den Transcendentaliſten und Idealiſten im Norden, bekannt machen und las ihm deshalb Stücke aus Emerſon's „Essays“ vor. Allein das ging über den Horizont dieſes alten Staatsmannes; er nennt dies „unpraktiſches Zeug“, kritiſirt oft ungerecht und wir zanken uns dann. Dann lacht die alte Frau am Feuer, nickt uns zu und ergötzt ſich höchlich über uns. Mr. Poinſett iſt jedoch überraſcht von Emerſon's glänzenden Aphorismen und ſagt mir, daß er ſich ſeine Werke anſchaffen wolle. Es iſt merkwürdig, wie wenig oder vielmehr wie gar nicht die Schriftſteller der nördlichen Staaten, auch die beſten, hier im Süden gekannt ſind. Man fürchtet ſich, ihre freiſinnigen Gedanken in dieſe Sklavenſtaaten einzuſchleppen.

Mr. Poinſett iſt viel gereiſt, ſowol in Amerika als in Europa, und behauptet, daß nichts, auch Mexicos und Südamerikas ſchönſte Gegenden nicht, in pittoresker Schönheit gegen die Schweiz aufkomme. Die Schweiz iſt das einzige Land auf der Erde, welches Poinſett nochmals zu ſehen und in welchem er ſeine letzten Tage zu verleben wünſcht. Des ſtaatsmänniſchen Lebens und der Staatsmänner ſcheint er müde zu ſein. Carolinas großer und beinahe vergötterter Staatsmann, Calhoun, ſteht nach Poinſett's Anſicht nicht hoch, außer im Ehrgeiz. Sein ganzes Leben ſcheint ein Kampf im Dienſt des Ehrgeizes geweſen zu ſein, und ſein Tod (er iſt ganz kürzlich beim Congreß in Waſhington geſtorben) war eine Folge dieſes Kampfes in ſeiner Bruſt während der politiſchen Fehden, in denen er beſtändig lebte.

Meine beiden Alten ſind liebenswürdig in ihrem Alltagsleben miteinander. Sie haben einander herzlich lieb.

Einen fortwährenden Streit haben ſie miteinander über einen alten Strohhut (er gehört Mrs. Poinſett und ſieht aus wie ein umgeſtürztes Boot), den Mr. Poinſett nicht leiden kann und ihn zu vernichten, zu verbrennen droht, ſooft er ihn ſieht, während ſie ihn hartnäckig beibehält und mit Schrecken vertheidigt, wenn er eine drohende Demonſtration gegen ihn macht. Der ganze Streit geht jedoch in einem Liebeszwiſt auf und da er nunmehr bereits zehn Jahre gedauert hat, ſo vermuthe ich, daß er bis zu ihrem Tode dauern wird. Sie haben Beide einen Huſten, den ſie „conſtitutionell" nennen; und da auch ich dann und wann ein wenig huſte, ſo haben wir nun drei conſtitutionelle Huſten hier. Mit Vergnügen betrachte ich mein altes Paar in ihrem Verhältniß zueinander und ſehe, wie treue Liebe auch noch im ſpäten Alter blühen und es verſchönern kann. Da ſind Aufmerkſamkeiten, kleine Zuvorkommenheiten oder Nachgiebigkeiten, die viele Küſſe werth ſind und als Beweiſe von Liebe ſicher weit größern Reiz haben als Küſſe.

Den größern Theil des Vormittags verbringe ich im Garten unter Blumen, Vögeln und Schmetterlingen, den prächtigen Fremdlingen, die mich hier als unbekannte Schönheiten begrüßen. Während dieſer Stunden in der fremden, ſchönen Natur kommen Gedanken zu mir, die mir großes Vergnügen machen und mir in gewiſſer Hinſicht großen Troſt einflößen. Seit einiger Zeit habe ich nämlich gefühlt, daß ich faſt gar nicht mehr im Stande bin, etwas zu leſen oder gar zu ſchreiben, was mir nur die geringſte Gedankenanſtrengung koſtet; ich werde dann von einer nervöſen Angſt überfallen, die unbeſchreiblich iſt und lange nachwirkt. Ich habe deswegen die Hoffnung aufgeben müſſen, während meines Aufenthalts hier im Lande zu ſtudiren und mich durch Bücher zu orientiren. Das hat mich viel gekoſtet und ich habe lange dagegengeſtrebt, denn ſo zu ſtudiren, iſt ſtets mein größtes Vergnügen geweſen und hier wäre es nöthiger als

irgendwo für mich, Bücher zu verſchlingen, damit ich in den Verhältniſſen und in der Literatur des Landes einigermaßen heimiſch werde. Aber bei dieſen ſchönen Morgen, in dieſer ſchönen, duftenden, ſtillen Pflanzenwelt iſt in mir eine Klarheit, eine Gewißheit — Etwas, das dem innern Licht der Quäker gleicht — entſtanden, die mir ſagt, daß es am beſten für mich iſt, die Bücher bei Seite zu legen und ganz und gar mit dem lebendigen Leben zu leben, nicht für den Augenblick zu ſorgen und zu erfaſſen, was die Stunde und die Gelegenheit gibt, ohne mich mit Plänen und tiefen Grübeleien abzugeben. Ich will die Dinge an mich kommen laſſen, wie ſie kommen wollen; ich will mich von ihnen beſtimmen laſſen, wie ſie mich beſtimmen wollen. Es iſt eine Ueberzeugung über mich gekommen, daß mich eine höhere Leitung führt und Alles zum Beſten lenken wird, daß ich nichts zu thun, als mich deren Eingebungen zu überlaſſen habe, während ich meinen Blick feſt auf den Stern von Bethlehem gerichtet halte, der mich hierher führte: — und ich kann meinen Blick nicht davon abwenden — der Drang, die Wahrheit zu finden. So muß ich das Götterkind endlich finden! Alſo in Gottes Namen, ein Lebewohl den Büchern, dieſen alten Freunden und Weideplätzen! Ich richte mich nach Dem, was vor mir iſt, und glaube an Gottes väterliche Führung. Etwas unendlich Liebliches und Erhebendes hat meine Seele mit dieſem Gedanken eingenommen und mein Herz mit Freude erfüllt. In meiner Schwäche fühle ich mich ſtark und während ich an die Erde gefeſſelt bin, fühle ich, daß ich Flügel habe. Ich bin ein ſchwaches Weib und kann doch die Welt erobern! — — —

So gehe ich denn und ſpreche mit den Blumen und lauſche dem Geſange der Vögel und dem Rauſchen der großen Lebenseichen. Eichen wie dieſe, mit langen herabhängenden Mooſflechten, müſſen die Orakel bei Dodona eingegeben haben. Die ſchwarzen Vögel, welche in Menge

auf denſelben niſten, ſind an Größe unſern Dohlen gleich und haben auf beiden Seiten des Halſes, unterhalb des Kopfes, glänzende gelbe Flecke, wie halbrunde Kragen. Die „mockingbirds“ ſind grau, ſo groß wie unſere Schwarzamſeln, und ihr Geſang, häufig wechſelnd, iſt oft ſehr ſchön. Aber es fehlt ihm die ſtarke Innigkeit der europäiſchen Nachtigal und der Lerche. Es iſt, als ob die „mockingbirds“ aus der Erinnerung ſängen, als ob ſie Reminiscenzen ſängen; dabei ahmen ſie eine Menge Töne von andern Vögeln und auch von andern Thieren nach. Sie haben jedoch auch ſchöne eigenthümliche Töne, die denen der Nachtigal und der Droſſel gleichen. Man ſagt, dieſe Vögel tanzten Menuet miteinander. Ich ſelbſt habe ſie auch gegeneinander figuriren und ganz menuetähnlich trippeln ſehen. Ich vermuthe, daß dies ihre Art zu freien iſt. Merkwürdig iſt es, daß man Junge von dieſen Vögeln, die man einfängt, nie in Käfigen aufziehen kann. Sie ſterben gleich in der erſten Zeit ihrer Gefangenſchaft. Man behauptet, ihre Mutter komme zu ihnen geflogen und gebe ihnen Gift. Ausgewachſene Vögel dieſer Art gedeihen jedoch ſehr gut im Käfig und ſingen auch darin.

In meinen Vormittagsſtudien werde ich von einem muntern Negermädchen (einer Dienerin im Hauſe) unterbrochen, welche mir ſagt: — „Miſſis ſchickt mich, um Jagd auf Sie zu machen!“ — (Missis sends me to hunt for you!) Das heißt mich zum Mittagseſſen rufen. Schreibe ich Briefe auf meinem Zimmer, ſo kommt gewöhnlich um zwölf Uhr die gute Frau ſelbſt mit Bananen und einem Glaſe Milch zu mir hinauf. Sie iſt außerordentlich gut.

Nachmittags gehe ich gewöhnlich auf Entdeckungsreiſen aus. Wenn ich in der Dämmerung nach Hauſe komme, kommt mir mein altes Paar oft entgegen, ſie hinkend, auf ſeinen Arm und auf einen Stock geſtützt.

24. April.

Gestern Abend ließ ich mich von einem alten Neger in einem kleinen Kanoe den Waccamawfluß hinabrudern, trotz der Vorstellungen Mr. Poinsett's, welcher glaubte, daß dieses Unternehmen nicht gut ablaufen würde. Der Mond ging auf und schien hell auf den Fluß und dessen Ufer, von welchen verschiedene Bäume und Gewächse in der Blüte herabhingen, die ich nicht kannte. Der Neger, ein freundlicher alter Mann, ruderte das Boot flink vorwärts, und wo ich eine Blume sah, die mich lockte, dahin steuerten wir und pflückten sie. So fuhren wir mehre Stunden im hellen Mondschein, und Alles war einsam und still auf dem Fluß und an den Ufern, wie in einer Wüstenei.

An den Ufern des Waccamaw hat in diesen Tagen eine große Hochzeit stattgefunden, zu der alle Nachbarn eingeladen gewesen sind. Aber entweder gehören meine Wirthsleute nicht zu dem Kreis dieser Letztern oder mein Ruf als Abolitionistin hat meine Einladung verhindert. Gut! Ich sehe zwar gern Bräute und Hochzeiten, aber noch lieber habe ich jetzt meine Ruhe.

Als ich von meiner Fahrt auf dem Flusse nach Hause kam, war meine gute Wirthin sehr froh, mich am Leben zu sehen, und Mr. Poinsett nannte mir die Namen der Blumen, die ich gepflückt hatte. Magnolia glauca war eine darunter, eine weiße Blume, die einige Aehnlichkeit mit unsern weißen Wasserlilien hat. Allein die Magnolia glauca wächst auf einem Baum mit graulichen Blättern. Die Prachtblume des Südens, die Magnolia grandiflora, kommt erst zu Ende des Monat Mai.

In einigen Tagen werde ich von hier nach Charleston zurückreisen. Meine guten Wirthsleute bitten mich, noch länger zu bleiben; aber ich sehne mich, nach Savannah zu kommen, bevor die Hitze zu groß wird; und ich muß also eilen. Viel Gutes habe ich hier genossen

und genieße es noch; und viel Nutzen habe ich aus den Unterhaltungen mit Mr. Poinſett gezogen. Ich weiß nun, wie das Leben auf den Plantagen ausſieht, weiß ungefähr, wie die Negerſklaven leben und weiß, wie Reis und Mais erbaut werden.

Charleſton, 26. April.

Ich bin wieder hier, mein Kind, in meinem guten gemüthlichen Stübchen bei Mrs. Howland. Die Seereiſe zwiſchen Georgetown und Charleſton war regneriſch und kalt; aber gegenwärtig haben wir hier die volle Hundstagshitze.

Den letzten Abend bei meinen alten Wirthsleuten brachte ich damit zu, ihre alten Handſchuhe auszubeſſern (natürlich in Folge meiner eigenen Eingebung), während Philemon und Baucis in ihren Lehnſtühlen am Feuer ſaßen und ſchliefen. Sie ſind Beide alt und kränklich und haben die Periode des Lebens erreicht, in der ihnen die Ruhe und das Stillleben eines Kindes als das höchſte Glück erſcheint. Am folgenden Morgen reiſte ich ab, begleitet von dem alten artigen Staatsmann ſelbſt, der mich nach Georgetown bringen wollte, und von den bekümmerten Blicken der guten Mrs. Poinſett, welche auf die drohenden Wolken ſah, die herabzukommen und uns zu ertränken drohten. Sie kamen jedoch nicht. Und die morgenfriſche Fahrt durch die wilde Gegend und durch den Wald mit den ſchönen blühenden Azelien und über den Schwarzen Fluß war mir höchſt angenehm und erfriſchend.

In Georgetown (einer kleinen Stadt, in welcher eine Menge von Gänſen das Merkwürdigſte war) trennte ich mich von meinen freundlichen Begleitern mit dem Verſprechen eines bald wiederholten Beſuchs. Am Abend, bei meiner Ankunft in Charleſton, kam mir Mr. Mo-

nefelt mit dem Wagen entgegen. Als wir an Mrs. Howland's Haus kamen, tanzten die jungen Leute nach dem Piano in dem erleuchteten Salon, und Mr. Monefelt und ich tanzten plötzlich hinein, Arm in Arm mitten unter ſie, unter großem Jubel. Und ich befand mich hier faſt wie in meinem eigenen Hauſe. Gewiß iſt, daß dieſes Haus mehr Aehnlichkeit mit unſern ſkandinaviſchen Häuſern hat (NB. wenn dieſe gut und glücklich ſind), als mehre andere Häuſer, die ich hier zu Lande geſehen oder von denen ich gehört habe. Das Familienleben, das Tanzen, das Muſiciren und die Spiele Abends ſind ganz im ſchwediſchen Stil.

Geſtern wohnte ich dem Leichenzug des Carolina-Senators und Staatsmannes Calhoun bei, deſſen Leiche durch Charleſton gebracht wurde. Ueber dreitauſend Perſonen ſollen in dem Leichenzuge, der unendlich lang war, geweſen ſein. Der Leichenwagen war prächtig und ſtand auf einem hohen Katafalk. Mehre bürgerliche Militärcorps paradirten in prächtigen Uniformen, und eine Menge Banner mit ſymboliſchen Bildern und Inſchriften wurden vor ihnen hergetragen. Das Ganze war recht prächtig und Alles ging ſehr gut. Sowol Parteigeiſt als wirkliche Ergebenheit und Bewunderung verbanden ſich, das Andenken des Geſchiedenen zu feiern, und ſein Tod wurde in den ſüdlichen Staaten als der größte Verluſt beklagt. Er hat viele Jahre im Congreß geſeſſen, als der größte Vertheidiger der Sklaverei, die er nicht blos für ein nothwendiges Uebel, ſondern für etwas Gutes ſowol für die Sklaven als für die Sklavenbeſitzer erklärte. Er war ſtets ein eifriger Kämpfer für die Rechte der ſüdlichen Staaten. Calhoun, Clay und Webſter ſind lange als ein Triumvirat von Staatsmännern, als die größten Staatsmänner im Lande gefeiert worden. Calhoun war der große Mann der ſüdlichen, Clay der weſtlichen und mittelſten Staaten, Webſter der Staaten von Neu-England, obgleich es in den Staaten Neu-

Englands viel Oppoſition gegen Webſter gibt, beſonders von Seiten der Antiſklavereipartei. Alle ſind gewaltige politiſche Kämpfer geweſen, bewundert und gefürchtet, geliebt und gehaßt. Zwei davon ſind es noch. Der Dritte fiel auf dem Wahlplatz, kämpfend bis in den Tod und, wie es ſchien, auch gegen denſelben. Sein Porträt und ſeine Büſte, von denen ich viele Exemplare geſehen habe, macht den Eindruck eines brennenden Vulkans auf mich. Das Haar ſteht empor, die eingeſunkenen Augen glühen, das ſcharfe magere Geſicht iſt von Furchen durchpflügt. Es iſt unmöglich, von dieſem Aeußern, welches Leidenſchaft und Krankheit in gleichem Grade verheert zu haben ſcheinen, auf den liebenswürdigen Geſellſchafter, auf den liebevollen Hausvater von weiblicher Sittenreinheit, auf den vortrefflichen Freund, den gütigen Gebieter, faſt angebetet von ſeinen Sklaven und Dienern — mit einem Worte, auf den liebenswürdigen Menſchen und Mann zu ſchließen, den auch ſeine Feinde als ſolchen anerkennen mußten. Politiſcher Ehrgeiz und Parteigeiſt ſcheinen ſeine Dämonen geweſen zu ſein und ſeinen Tod beſchleunigt zu haben. Clay macht in ſeiner Rede über Calhoun im Senat einige milde und warnende Anſpielungen darauf. Sein Kampf für die Sklaverei war — — „eine politiſche Bravade" — ſagte eine geiſtreiche Frau, die nicht zur Antiſklavereipartei gehört. Schade, daß ein ſo guter Mann für eine ſo ſchlechte Sache leben und ſterben mußte!

Im ſüdlichen Carolina wurde die Abgötterei mit ihm bis zum Extrem getrieben, und man hat deshalb im Scherz geſagt: — „Wenn Calhoun eine Priſe nimmt, nieſt ganz Carolina!" — Auch jetzt ſpricht und ſchreibt man über ihn, faſt als ob er eine göttliche Perſönlichkeit geweſen wäre.

Auf den Straßen liefen während des Leichenzugs eine ganze Menge Neger herum und ſahen ſehr vergnügt aus; denn ſie finden an jeder Art von Pomp großes

Vergnügen. Mr. G** ſagte mir, er habe die Neger äußern hören: — „Calhoun war ein böſer Mann, denn er wollte, daß wir Sklaven bleiben ſollten.“

Am Abend dieſes Tages hatten wir fremden Beſuch im Hauſe und es wurde fröhlich und munter geſpielt, getanzt und muſicirt. Dann gingen wir auf die Piazza, in die laue mondhelle Luft hinaus, bis um Mitternacht. Von der Seite des Fluſſes herüber hörte man den Geſang der Neger, die in ihren Booten von der Stadt abwärts den Fluß hinaufruderten. Sie hatten ihre kleinen Vorräthe von Eiern, Hühnern und grünen Waaren zum Verkauf gebracht, wie ſie ein mal oder zwei mal in jeder Woche zu thun pflegen.

Wenn dieſer Brief bei dir anlangt, haſt du auch Sommer und Blumen, meine liebe Agathe; und Gott ſei dafür gedankt!

Morgen reiſe ich nach Savannah, und von da nach Macon, der Hauptſtadt Georgiens, von da aber nach Montpellier, wohin mich Eliott, der Biſchof der biſchöflichen Kirche der ſüdlichen Staaten, eingeladen hat, um dem jährlichen Examen in einem Frauenzimmerſeminar beizuwohnen, das unter ſeiner Leitung und Aufſicht ſteht. Von da aus ſchreibe ich wieder an dich!

Vierzehnter Brief.

Macon, Vineville, 7. Mai 1850.

Nein, ich fuhr nicht nach Savannah an dem Tage, an welchem ich dahin zu fahren gedachte, sondern ich fuhr — zu einem Unternehmen, zu welchem du mich jetzt begleiten sollst, ohne daß ich dir sage, wohin es uns führen wird. Wir fahren auf die Eisenbahn, wir steigen in einen der Wagen, Mr. Howland, ein junger freundlicher Herr — darf ich dir Mr. Richards vorstellen? — und ich — nun, und du begleitest uns ja auch! Es geht durch Wald und Flur, achtzehn Meilen weit über Charleston. Es ist spät Nachmittags und sehr warm. Wir halten an; es ist mitten im dichsten Wald. Wald auf allen Seiten um uns und nirgend ist eine menschliche Wohnung zu sehen. Wir steigen aus dem Wagen und treten in die Fichtenwaldung. Nachdem wir einige Zeit auf ungebahnten Wegen gegangen sind, sehen wir den Wald recht lebendig werden. Es wimmelt von Menschen, besonders von Negern, auf allen Seiten zwischen den hohen Baumstämmen. Mitten im Walde öffnet sich ein freier Platz, und mitten auf diesem Platz ist ein langes großes Dach aufgerichtet, das auf Balken ruht, und unter diesem Dach sind viele Bänke und Gänge, die genug Raum für vier- bis fünftausend Personen haben. In der Mitte dieses Tabernakels be-

findet ſich eine viereckige, nicht unbedeutende Erhöhung und in deren Mitte eine Art von Katheder oder ein großer Rednerſtuhl. Rings um das Tabernakel (ich nenne das auf Balken ruhende Dach ſo) ſind in einem weiten Kreiſe Hunderte von Zelten und Buden von allen Farben und Formen; ſie ſchimmern mit ihrer Weiße weit in den Wald hinein, und überall, auf allen Seiten, nah und fern, ſieht man Gruppen von Menſchen, meiſt Neger, an kleinen Feuern, an denen ſie kochen und braten. Kinder ſpringen herum oder ſitzen an den Feuern, Pferde ſtehen zur Seite ihres Gefährts und weiden. Es iſt ein vollſtändiges Lager mit dem ganzen bunten wechſelnden Leben eines Lagers, aber ohne Soldaten und ohne Waffen. Hier ſieht Alles friedlich und feſtlich aus, obgleich nicht gerade fröhlich.

Unter dem Tabernakel beginnt ſich das Volk allmälig zu ſammeln, auf einer Seite die Weißen, auf der andern Seite die Schwarzen, die Neger in bedeutend größerer Anzahl als die Weißen. Das Wetter iſt trübe, Gewitterwolken bedecken den Himmel und es fängt an zu regnen. Das iſt gerade keine angenehme Ausſicht auf die Nacht, denn — ich kann dir nicht helfen, mein liebes Herz — wir müſſen die Nacht hier draußen im wilden Walde zubringen. Es gibt keinen andern Ausweg. Aber warte ein wenig, vielleicht findet ſich dennoch ein anderer Ausweg. Der brave junge Mr. Richards wendet ſeine ganze Beredtſamkeit auf, ein Zelt öffnet ſich uns und wir werden von einer hübſchen Buchhändlerfamilie aufgenommen. Caput familiae iſt ein ſtrenger Methodiſt und ſieht ſehr ernſt aus. Die Frau iſt gemüthlich und innig gut. Hier bekommen wir Kaffee und Abendeſſen.

Nach dem Abendeſſen gehe ich aus, um mich ein Bischen umzuſehen, und werde durch ein Schauſpiel überraſcht, das ich nie vergeſſen werde. Die Nacht iſt ſchwarz von Gewitterwolken, aber der Regen hat auf-

gehört, blos einzelne ſchwere Tropfen fallen hier und da noch. Aber der ganze Wald ſcheint in Flammen zu ſtehen. Auf acht Feueraltären oder ſogenannten Feuerhöhen (fire-hills), welche hohen Tiſchen gleichen, die auf Balken rings um das Tabernakel errichtet ſind, brennen flackernde Feuer aus hohen Scheiterhaufen von Leuchtholz (Lightwood), welches ſehr viel Harz enthält. Und auf allen Seiten im Walde, bis in die entlegenſten Winkel deſſelben, brennen größere oder kleinere Feuer vor den Zelten oder auf andern Plätzen und beleuchten die Fichtenſtämme, welche den Pfeilern eines ungeheuern Naturtempels gleichen, der dem Gott des Feuers geheiligt iſt. Die Wölbung darüber iſt dunkel, aber die Luft iſt ſo ſtill, daß die Flammen der Feuer gerade in die Höhe ſteigen und wilde Lichter auf die Wipfel der Fichten und auf die ſchwarzen Wolken werfen.

Unter dem Tabernakel iſt eine große Menge Volkes (gewiß drei- bis viertauſend Perſonen) verſammelt. Man ſingt Hymnen, ein prächtiges Chor. Am ſtärkſten ertönt der Geſang aus dem Lager der Schwarzen, denn dieſe ſind gegen die Weißen in dreifacher Anzahl verſammelt und ihre Stimmen ſind von Natur ſchön und rein. Auf dem hohen Rednerſtuhl in der Mitte des Tabernakels ſieht man ſechs Geiſtliche, die in den Pauſen zwiſchen den Hymnen mit ſtarken Stimmen zu dem Volk ſprechen, die Sünder zur Bekehrung und zur Beſſerung auffodernd. Dazu rollt der Donner und ſtarke Blitze leuchten durch den Wald, wie zornige Blicke aus einem unſichtbaren mächtigen Auge. Wir gehen in das Tabernakel hinein und miſchen uns unter die Verſammlung auf der Seite der Weißen. Rings um die Erhöhung mit dem Rednerſtuhl zieht ſich eine viereckige Altardecke. An der innern Seite derſelben auf der weißen Seite ſitzen auf Bänken unter dem Rednerſtuhl Methodiſtenprediger, meiſt ſchöne, anſehnliche Geſtalten mit breiten ernſten Stirnen; auf der ſchwarzen Seite dage-

gen ſitzen die geiſtlichen Führer und Ermahner (Exhorters) der Schwarzen — mehre darunter Mulatten mit ſehr markirten energiſchen Phyſiognomien. Je weiter die Nacht hereinbricht, deſto wärmer wird die Stimmung. Hymnen, kurz, aber glühend wie die Flammen des Leuchtfeuers, ſteigen heftig wie dieſe letztern empor. Gleich melodiſch flammenden Seufzern werden ſie wieder und immer wieder von Tauſenden von Stimmen geſungen. Der Eifer der Prediger nimmt zu, zwei derſelben ſtehen nach dem Lager der Schwarzen, zwei nach dem Lager der Weiſen gewandt; ſie ſtrecken ihre Hände aus und rufen die Sünder, herbeizukommen, Alle zu kommen, jetzt zu kommen, in dieſer Stunde, in dieſer Minute, vielleicht der letzten, der einzigen, die ihnen noch übrig bleibt, um zu ihrem Erlöſer zu kommen und der ewigen Verdammniß zu entgehen. Die Mitternachtsſtunde nähert ſich, die Feuer brennen dunkler, aber die Exaltation ſteigt immer mehr und wird endlich allgemein. Auferſtehungshymnen miſchen ſich mit den Ausrufungen der Ermahner, mit den Seufzern und Rufen der Verſammlung. Und nun ſtehen aus dem Lager der Weißen junge Mädchen und Männer auf, treten vor und legen ſich wie zerſchmettert auf die Altardecke nieder. Ihnen kommen von der andern Seite Geiſtliche entgegen, die ſich zu ihnen niederbeugen, ihre Bekenntniſſe empfangen, ſie ermahnen und tröſten. Im Lager der Schwarzen iſt großer Tumult und man hört lautes Geſchrei. Männer brüllen und blöken, Weiber kreiſchen, gleich Ferkeln, wenn ſie geſchlachtet werden ſollen. Mehre fallen in Verzuckungen, hüpfen herum und ſchlagen um ſich, daß man ſie halten muß. Hier und da ſieht es aus, wie ein Handgemenge, und manche von den ruhigern Theilnehmern lachen. Man hört viele Angſtrufe, aber keine Worte weiter, als: — „Oh! I am a sinner! — O Jeſus, Jeſus!“ — Unter allem dieſen Lärm dauerte der Ge-

ſang ſtark und ſchön fort, und der Donner rollte wie Paukenwirbel dazwiſchen.

Während dieſer Lärm in dem Lager der Schwarzen vor ſich ging, war es bei den Weißen ſtiller. Einige von Denen, welche bußfertig auf der Altardecke knieten, hatten ſich entfernt; andere aber knieten noch immer und die Geiſtlichen ſchienen ihnen vergebens zuzureden oder vorzuſingen. Eine von dieſen Knieenden, ein junges Mädchen, wurde von ihren Angehörigen aufgehoben und und man fand, daß ſie „in a trance“ war. Sie lag nun mit dem Kopf in dem Schooſe eines ältlichen Frauenzimmers in Trauerkleidern, ihr jugendliches hübſches Geſicht aufwärts gewandt, unbeweglich und anſcheinend ganz bewußtlos. Die Frau in Trauerkleidern und eine andere, ebenfalls in Trauer gekleidete Frau, Beide mit ſchönen, aber betrübten Geſichtern, wehten mit ihren Fächern ſanft um das Geſicht des jungen Mädchens und betrachteten ſie mit wehmüthigen Blicken, während zehn bis zwölf Frauenzimmer, meiſtens jung, um ſie ſtanden, leiſe und lieblich ein Lied ſangen und das ſchlafende oder ohnmächtige Mädchen, in welchem nach ihrer Meinung gegenwärtig etwas Großes vorging, unverwandt anſahen. Es war ein wirklich ſchöner Anblick, in dieſer Gewitternacht, bei dem Schein der feurigen Altäre.

Nachdem wir dieſe Scenen wol über eine Stunde beobachtet hatten, die Aufregung der Gemüther ſich allmälig zu beruhigen begann und der Glanzpunkt der Nacht vorüber zu ſein ſchien, gingen Mrs. Howland und ich an das Zelt, um auszuruhen. Es lag am Ende des Lagers der Weißen und ich ging aus Neugier ein Stück hinter daſſelbe in den dunklern Theil des Waldes. Hier war ein entſetzlicher Lärm, nicht von Menſchen, ſondern von Fröſchen und anderm Viehzeug. Auch dieſe ſchienen eine große Zuſammenkunft zu halten und koarten und lachten, huſteten und ſchnauften, gaben ſo ſeltſame

Töne und Explosionen von wunderlichen Lauten von sich, daß es mit nichts zu vergleichen, aber im höchsten Grade komisch war. Es erschien wie eine Parodie auf die Zusammenkunft der Menschen, welcher wir eben beigewohnt hatten. Ich habe nie ein solches Concert gehört.

Im Zelt war es dumpfig und eng, aber unsere gute freundliche Wirthin that Alles, um uns zufrieden zu stellen, und Mrs. Howland wollte alles Angenehme für mich, aber alles Unangenehme für sich nehmen. Ich hatte keine Ruhe im Zelte, sondern wollte, bevor ich mich niederlegte, mindestens noch einen Blick auf das Lager werfen. Es war nun zwölf Uhr vorüber, das Wetter hatte sich aufgeklärt und die Luft war so lieblich, das ganze Schauspiel so schön, daß ich ins Zelt gehen und es Mrs. Howland sagen mußte, die sich sogleich aufraffte und mit mir hinausging.

Die Altarfeuer brannten tief und dunkel und der Rauch wirbelte in den Wald hinein. Ueber dem Lager war der Himmel klar. Der Mond stand über dem Wald und der Stern der Kraft (Jupiter) stand hell glänzend gerade über dem Tabernakel. Noch stiegen Gesänge, obwol schwächer, zum Himmel empor; noch schlief das junge Mädchen ihren geheimnißvollen Schlaf; noch wachten und weinten die Frauen. Einige bedrückte Gemüther lagen noch auf der Altardecke und wurden von den Geistlichen durch Worte oder Gesang getröstet. Allmälig zerstreute sich das unter dem Tabernakel zerstreute Volk, verbreitete sich im Walde oder zog sich in seine Zelte zurück. Auch das junge schlafende Mädchen erwachte und wurde von ihren Angehörigen aus der Versammlung weggebracht.

Mr. Richards war nun zu uns gekommen, und mit ihm unternahmen wir eine Rundreise um das Lager der Schwarzen. Da war Alles noch voll von exaltirtem religiösen Leben. In jedem Zelte sahen wir einen neuen Auftritt. In einem Zelt sah man einen inbrünstigen

Beter oder eine inbrünstige Beterin, die durch heftige Geberden ihren neuerregten Gefühlen Luft machten, von andächtigen Zuhörern umgeben; in einem andern sah man einen ganzen Haufen schwarzer Beter in weißen Kleidern, die sich an die Brust schlugen und mit dem größten Pathos schrien und sprachen; in einem dritten tanzten Frauen vor einer der Neubekehrten „den heiligen Tanz.“ Dieser Tanz ist jedoch von den Geistlichen verboten und hörte bald nach unserm Eintritt ins Zelt auf. Ich sah blos wiegende Bewegungen von Frauen, die einander in einer Kette bei den Händen hielten, indem sie sangen. In einem vierten Zelt wurde ein geistliches Lied als Kanon gesungen und vortrefflich vorgetragen. In einem andern ging eine dicke Negermadame allein auf und ab und schnaubte. Sie war heiser, seufzte und rief ein mal über das andere: — „Oh, I wish I could hollow!“ — An einigen Zelten saßen die Leute um die Feuer versammelt, und da bemerkte man Besuche und Begrüßungen und freundliches munteres Geplauder von weichen melodischen Stimmen, Alles bei einer stillen gemüthlichen Stimmung, die wir überall fanden, wo wir stehen blieben und mit den Leuten sprachen. Diese schwarzen Leute haben etwas Herzliches und Gutmüthiges, das mir sehr gefällt. Man sieht, daß sie Kinder einer heißen Sonne sind.

Im Lager der Weißen war die Stimmung bedeutend ruhiger. Man sah die Familien an ihren gedeckten Tischen sitzen, essen und trinken. Endlich kehrten wir in unser Zelt zurück, wo ich mit unserer guten Wirthin und ihrer dreizehnjährigen Tochter ein gemeinschaftliches Lager einnahm und nur sehr wenig schlief. Aber Dank sei einigen kleinen weißen Pillen von meiner Downingsarznei, ich schlief doch ruhig in dieser fieberheißen Nacht.

Bei Sonnenaufgang hörte ich ein Tönen, das dem Summen einer ungeheuern Wespe glich, die sich in

einem Spinnengewebe gefangen hat. Es war ein Horn, welches das Zeichen zum Aufbruch gab. Schlag halb sechs Uhr war ich aus dem Bett nnd draußen vor dem Zelt. Die Gesänge der Neger, welche die ganze Nacht hindurch fortgedauert hatten, ertönten noch immer. Die Sonne schien heiß, die Luft war drückend. Aber Alles im Walde war lebendig. Man kochte und frühstückte bei den Feuern und das Volk begann sich auf den Bänken unter dem Tabernakel zu versammeln. Um sieben Uhr hatten wir Morgenpredigt und Gottesdienst. Ich hatte bemerkt, daß die Geistlichen den über das gewöhnliche Maß getriebenen Gefühlen des Volks auswichen und ohne eigenen Enthusiasmus zu sein schienen. An diesem Morgen kamen sie mir matt und besonders einer populären Beredtsamkeit ermangelnd vor. Sie predigten Moral. Aber Moral soll man nicht in Stunden predigen, in denen es gilt, das Herz zu gewinnen; da muß man die warme Sprache des Herzens sprechen und von den Wundern des geistlichen Lebens reden. Es war mir daher eine wahrhafte Erquickung, als die kalten und wohlgenährten Geistlichen, welche an diesem Morgen gepredigt hatten, einem ältlichen Manne Raum gaben, der frischen und humoristischen Aussehens war, aus dem Haufen der Zuhörer den Rednerstuhl bestieg und in einem ganz andern Tone zum Volk zu sprechen begann; er sprach vertraulich, humoristisch und innig — einigermaßen in Vater Taylor's Art. (Ihn hätte ich hier mögen sprechen hören; aber ich fürchte, daß dann alle Neger verrückt geworden wären!)

Der neue Redner sagte, er sei ein Fremder (er war augenscheinlich ein Engländer) und zufälligerweise bei dieser Zusammenkunft gegenwärtig. Aber er fühle das Bedürfniß, „my friends“ zu sagen; wie erfreut er über Das gewesen sei, was er in der verflossenen Nacht bemerkt habe (er sprach eigentlich zu den Schwarzen), und ihnen seine Ansicht über das in der Bibel verkündigte

Evangelium Gottes und über Das, was uns daſſelbe über Gott lehre, auszuſprechen.

— „Nun ſeht, meine Freunde" — ſo ungefähr ſprach er weiter — „wenn ein Vater ſein Teſtament gemacht hat, und ſeine Kinder ſind verſammelt, um es zu öffnen und den letzten Willen des Vaters zu leſen, ſo wiſſen ſie noch nicht, was der Vater darin beſchloſſen und befohlen hat, und Mancher denkt vielleicht: — «Vielleicht iſt nichts für mich darin! Am Ende hat er nicht an mich gedacht!» — Aber wenn ſie nun das Teſtament geöffnet haben und ſehen, daß darin etwas für John und etwas für Mary, etwas für Ben und etwas für Betſy, und für Jeden etwas und etwas für Alle zuſammen iſt und daß Jedes gleichen Antheil an dem Vermögen des Vaters empfängt und daß der Vater an Alle mit gleicher Zärtlichkeit gedacht hat — dann ſehen ſie, daß er ſie Alle gleichmäßig geliebt und ihnen Allen gleichmäßig wohl gewollt hat — und dann, meine Freunde, — wenn wir dieſe Kinder wären und Jedes von uns hätte ſeinen Erbantheil im väterlichen Hauſe erhalten — — würden wir nicht Alle dieſen Vater lieben, ſeine Liebe erkennen und ſeine Befehle befolgen?!"

„Yes, yes! Oh yes! Glory! Glory! Amen!" — rief die Verſammlung mit ſtrahlenden Augen und ſichtbarem Entzücken.

Der Redner fuhr fort, ihnen in ſeiner jovialen naiven Weiſe das glückliche Leben und Sterben eines frommen Chriſten, eines wahren Kindes Gottes, zu beſchreiben. Er ſelbſt war Zeuge des Todes eines ſolchen Mannes geweſen, und obgleich dieſer Mann ein Seemann ohne feine Erziehung war und Ausdrücke gebrauchte, die ſeinem Stand eigenthümlich ſind, ſo zeugten ſie doch von einem ſo klaren geiſtigen Leben, daß ſie auch jetzt, nach ſeinem Tode, in dieſer Verſammlung davon zeugen ſollten. Der Mann war ſehr krank an einem Fieber geweſen, welches ihn auch des Bewußtſeins beraubt hatte.

Er schien dem Tode nahe zu sein und seine Angehörigen umstanden sein Lager, glaubten seine Stimme nie wieder zu hören und erwarteten nur noch seinen letzten Seufzer, denn er lag im Todeskampfe. Aber auf ein mal schlug er seine Augen hell auf, erhob das Haupt und rief mit starker heiterer Stimme: — „Land in Sicht!" — (Land a head!) Und drauf sank sein Haupt nieder und sie dachten, es wäre mit ihm vorüber. Da blickte er nochmals auf und rief: — „Wendet und laßt uns vor Anker gehen!" — Dann wurde er wieder still und man glaubte, es wäre für immer mit ihm vorbei. Da sah er hell und still nochmals um sich und sprach: — „Alles wohl." — (All's well!) Und so ging er hin in Frieden!

— „Amen! Amen! Glory! Oh Glory!" — rief die Versammlung, und nie habe ich einen solchen Ausdruck von Freude und Entzücken gesehen, wie ich hier in den Gesichtern der Kinder Afrikas strahlen sah. Besonders waren die „exhorters" ganz außer sich; sie klatschten in die Hände, lachten und Ströme von Licht entfuhren ihren Augen. (Einige von diesen Gesichtern sind als das Ausdrucksvollste und Gefühlsstärkste, was ich jemals gesehen habe, meiner Erinnerung eingeprägt. Warum versuchen sich die Maler der Neuen Welt nicht an solchen Scenen und an solchen Gesichtern?) Das Entzücken über die Erzählung des Redners wäre hier und da im Lager jedenfalls convulsivisch geworden, wenn nicht der vornehmste Leiter der Versammlung, Mr. Martin, von dem Rednerstuhl gewinkt und mit den Händen abwehrende Bewegungen gemacht hätte, bei denen sich die Aeußerungen der Aufregung sogleich legten. (Schon während der Nacht hatte er das Volk vor diesen convulsivischen Ausbrüchen als unrecht und die Wirkungen des Geistes sowol für sie als für Andere störend gewarnt) Der Wesleyanische Redner verließ den Rednerstuhl unter fortwährenden Aeußerungen des Entzückens von Seiten des Volkes.

Die Hauptpredigt des Tages war um elf Uhr Vormittags und wurde von einem Juriſten aus einer benachbarten Stadt gehalten, einem langen, magern Herrn mit ſtark gezeichneten, ſcharfen Zügen und tiefliegenden brennenden Augen. Er predigte über das Jüngſte Gericht und beſchrieb daſſelbe höchſt lebendig, „die ſpitzen geſpaltenen Flammen", den Donner, das Zuſammenſtürzen aller Dinge, und dazu beſchrieb er Alles als ganz nahe bevorſtehend.

— „Aber" — rief er aus — „noch habe ich zwar die Erde nicht unter meinen Füßen zittern fühlen, noch ſcheint ſie feſt zu ſtehen (bei dieſen Worten ſtampfte er mit den Füßen tüchtig auf den Rednerſtuhl), noch höre ich nicht die Donner des Gerichts rollen. Aber das Jüngſte Gericht kann doch nahe ſein u. ſ. w. — Er ermahnte deshalb die Verſammelten zur baldigen Bekehrung und zur Buße für ihre Sünden.

Ungeachtet der Bedeutſamkeit des Stoffes und der Kraft im Ausdruck lag doch etwas Trockenes und Seelenloſes in dieſer Vorſtellung, welche bewirkte, daß ſie ihre Wirkung auf die Verſammlung verfehlte. Man glaubte zu fühlen, daß der Prediger ſelbſt nicht glaubte oder lebhaft fühlte, was er beſchrieb und predigte. Einiges Schreien und Seufzen wurde zwar vernommen, auch kamen einige Sünder hervor; aber die Verſammlung im Ganzen blieb ruhig und wurde durch die Donner des Jüngſten Gerichts nicht aufgeregt. Die Geſänge waren, wie früher, innig und ſchön im Lager der Neger. Dieſes Volk ſcheint große Empfänglichkeit für die ſchönſten Lehren der Religion zu beſitzen und verſteht dieſelben beſonders gut anzuwenden. Ihre muſikaliſche Befähigung iſt ausgezeichnet. Die meiſten Neger haben ſchöne reine Stimmen und ſingen ſo leicht, wie Andere ſprechen.

Nach dieſem Gottesdienſt kam der Mittag und ich beſuchte während dieſer Zeit mehre Zelte im Lager der Schwarzen. Ich fand ihre Tiſche mit Fleiſchſpeiſen aller

Art, mit Puddings und Torten bedeckt; es ſchien ein wahrer Ueberfluß an Eſſen und Trinken zu herrſchen. Mehre Zelte waren auch ganz wie Zimmer eingerichtet, hatten Betten, Spiegel u. ſ. w.

Das Volk ſchien fröhlich, zufrieden und friedlich geſtimmt zu ſein. Dieſe religiöſen „Camp Meetings“ (alſo haſt du nun einem Camp Meeting beigewohnt, mein liebes Herz!) ſind die Saturnalien der Negerſklaven. Doch geht hier Alles in Zucht und Ehren zu. In neuerer Zeit ſollen dieſe Zuſammenkünfte in moraliſcher Beziehung ſehr gewonnen haben und die Herrſchaften erlauben ihren Dienern und Sklaven, denſelben beizuwohnen, theils zu ihrem Vergnügen, theils weil ſie oft ſehr gute Wirkungen haben. Ich habe dabei nicht das mindeſte Unpaſſende oder Anſtößige bemerkt, außer — wenn man ſo will — die convulſiviſche Ekſtaſe. Allein der Leiter dieſer Verſammlung, der ebenſo liebenswürdige als achtungswerthe Methodiſtenprediger Mr. Martin, den ich darüber ſprach, misbilligte dieſe Ekſtaſe. — „Doch ſcheinen dieſe ſtarken Aeußerungen“ — ſagte er — „zu der impulſiven Negernatur zu gehören, und dieſe plötzlichen Umwandelungen, aus einer augenblicklichen Erregung entſtanden, haben das Gute in ihrem Gefolge, daß der alſo Verwandelte ſich gewöhnlich an Kirche und Geiſtlichen anſchließt, Mitglied einer ſogenannten „Claſſe“ wird, gehörigen Religionsunterricht erhält, im geiſtlichen Geſange und im Gebete unterwieſen wird und nicht ſelten von da an ein guter Chriſt und ein ordentliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft iſt.“

In dem großen Weſten, wie hier im Süden und überall, wo die Bevölkerung noch uncultivirt iſt, ſind es die Methodiſten und Baptiſten, welche zuerſt den religiöſen Grund aufbrechen und auf die Gemüther und Sinne bei den Naturkindern wirken. Später kamen die Calviniſten, Lutheraner und Andere, die mehr zum Verſtand ſprechen. Die Miſſionäre, welche unter Gottes

freiem Himmel das Volk verſammeln, zu ihm ſprechen und Alles zu benutzen wiſſen, was die Zeit und die Natur und ihre freie Stellung ihnen an die Hand gibt, können die größten Wirkungen hervorbringen; und ich habe merkwürdige Erzählungen von ihrer Fähigkeit gehört, die Menge zu rühren und die zuweilen entſtehende Exaltation allgemein zu machen.

Solche „Camp Meetings“ dauern von drei bis zu ſieben Tagen. Das gegenwärtige ſollte am folgenden Tage beendigt werden, und man erwartete in der nächſten Nacht eine Menge von Bekehrungen, welche eintreten ſollten. Doch ſcheinen dieſe letztern von unzählbaren Zufälligkeiten abzuhängen, und vielleicht am allermeiſten von einem hinreißenden Prediger.

Wir verbrachten noch einige Stunden damit, die Lagerſcenen, geiſtliche und materielle, zu beobachten, im Walde herum zu wandern und zu botaniſiren. (Mr. Richards pflückte mir mehre, für mich ganz neue Blumen, unter denen eine kleine, äußerſt prächtige, gelbe Blume, die Safranblume genannt.) Um fünf Uhr Nachmittags kehrten wir nach Charleſton zurück mit einem Dampfwagenzug von gewiß zweitauſend Perſonen, worunter zwei Drittel Schwarze waren. Sie ſangen während des ganzen Weges und waren „in high spirits.“

Am nächſten Morgen war ich mit einem kleinen Korb voll Bananen und Zuckerkuchen („Spunge-cake“), den mir meine gütige Wirthin und Freundin, Mrs. Howland, aufgenöthigt hatte, auf dem Wege nach Savannah. Mit ihren Vorräthen und mit einem Blumenſtrauß von Mrs. Hollbrook fuhr ich allein ab. Doch nicht allein, denn mein Herz war voll.

Das Wetter war herrlich, und die Fahrt den Savannahfluß entlang, der in tauſend Krümmungen zwiſchen grünenden Ufern — niedrig, aber von köſtlichen Baumgruppen geziert, mit Plantagen und deren Hauptgebäuden und den ſaubern kleinen Sklavendörfern ge-

schmückt — dahin floß, war ein fortwährendes Entzücken für mich. Die Sklavendörfer gewähren keinen glänzenden Anblick, aber ich hatte bis hierher weit mehr glückliche als unglückliche Sklaven gesehen und darum hatte ihr Zustand keinen düstern Eindruck auf mich gemacht.

Die Besatzung des kleinen Dampfboots bestand blos aus Sklaven, Negern und Mulatten. Der Capitän sagte mir, daß sie ganz glücklich, auch treu und brauchbar wären.

— „Dieser" — sagte er, indem er mit dem Blick auf einen ältlichen Mulatten deutete, der sich durch ein auffallend schönes, aber wie mir schien etwas melancholisches Gesicht auszeichnete — „dieser ist mein nächster Diener, und ich wünsche mir keinen andern als Pfleger und Freund an mein einstiges Sterbebett."

Die Mannschaft sah wohlgenährt und wohlgehalten aus. Eine schöne corpulente Mulattin sagte halblaut zu mir, als wir allein waren: — „Was halten Sie von der Sklaverei hier im Süden?"

— „Mir scheint" — erwiderte ich — „als ob die Sklaven im Allgemeinen glücklich und gut gehalten aussähen."

— „Ja ja" — sagte die Mulattin — „es mag wol so aussehen, aber" — — — dabei warf sie mir scharfe, bedeutungsvolle Blicke zu, als wenn sie sagen wollte: — „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt."

— „Ihr glaubt also nicht, daß sie gut behandelt werden?" — fragte ich meinerseits.

— „Manche gewiß" — versetzte sie — „aber" — — — und dabei warf sie mir abermals bedeutungsvolle Blicke zu.

Ich hätte gewünscht, daß sie mehr gesagt hätte; da sie aber zu dem Fahrzeug gehörte, wollte ich sie nicht weiter ausfragen. Spion kann ich nicht sein, das widerstrebt meiner Natur; und was ich nicht durch eigene Wahrnehmung oder unmittelbare Schickung erfahre, das — —

erfahre ich gar nicht. In jedem Fall hätte mir die Mulattin schwerlich mehr sagen können, als ich bereits wußte: — es gibt gute und es gibt schlechte Herrschaften, es gibt glückliche und unglückliche Sklaven, und das Institut der Sklaverei ist — — — eine ungeheure Lüge in dem Freiheitsleben der Menschheit und namentlich in dem der Neuen Welt.

Am Bord des Dampfboots waren einige Personen, die ich kannte; unter ihnen Miß Mary Plumb, ein lebhaftes seelenvolles Mädchen aus dem Staate Neuyork, die während des Winters ihrer Gesundheit halber in Savannah lebt. Sie hat eine schwache Brust und leidet während des Winters bei einem Aufenthalt in den nördlichen Staaten sehr. Bei südlicher Luft, eigentlich Savannahluft, und Homöopathie lebt sie auf.

Ich mied die Gesellschaft so sehr ich konnte, und genoß die schweigsame Einsamkeit und die Fahrt auf dem Flusse, den schönen Tag, die ruhige helle Scenerie, den Vorgängen der letztvergangenen vierundzwanzig Stunden so ungleich. Als die Sonne untergegangen war und der Abend schnell hereinbrach — wie es hier gewöhnlich ist — sah ich vom südlichen Himmel einen hellen weißen Schein gegen den Zenith emporsteigen. Man sagte mir, daß es das Zodiakallicht sei. Dieses Licht war nicht flammend, farbig und prächtig, wie unser Nordlicht meistentheils ist, sondern sanft, mild und außerordentlich rein. Ein ältlicher ernster Herr, in dessen Gesellschaft ich auf dem obern Verdeck die Sternbilder betrachtete, sagte mir, daß man weiter im Sommer das südliche Kreuz und auch den größten Stern des Schiffes Argo am Horizont schimmern sehen könnte. Du siehst, daß neues Licht und neue Sternbilder jetzt über meinem Haupte gehen. Ich heiße sie herzlich willkommen!

In tiefer Dämmerung kam ein Boot an unser Fahrzeug gerudert. Mehre Schwarze und ein weißer Mann waren darin. Der weiße Mann kam an Bord,

nachdem er freundlich Abſchied von den Leuten im Boot genommen hatte, und eine Stimme aus dem letztern rief ihm nach: — „Bleibt nicht ſo lange weg, Maſſa!“ — — „Nein, nein!“ — rief „Maſſa“ zurück.

Erſt um zwölf Uhr kamen wir nach Savannah. Mit Miß Plumb, ihrer Schweſter und ihrem jungen liebenswürdigen Arzt fuhr ich nach dem größten Hôtel der Stadt, „Pulawsky-house“ nach dem polniſchen Krieger genannt, der in dem amerikaniſchen Freiheitskriege kämpfte und fiel und zu deſſen Andenken ein ſchöner weißer Marmorobelisk auf dem grünen Platz vor dem Hôtel von prächtigen Bäumen umgeben ſteht.

Um ſieben Uhr am nächſten Morgen ſaß ich auf der Eiſenbahn nach Macon — eine lange, ſehr ermüdende Tagereiſe, beſonders bei der ſtarken Hitze und bei dem Rauch und Staub, der die Eiſenbahnwagen füllte. Der Weg ging fortwährend durch eine magere ſandige Gegend, mit Nadelholz bewachſen und faſt ganz unbebaut, außer an den Eiſenbahnſtationen, wo kleine Neubauten zu entſtehen beginnen und Coloniſten anfangen, Handel zu treiben und den magern Boden urbar zu machen. Bei einigen dieſer Neubauten ſtieg ich aus, botaniſirte im Walde und fand mehre gelbe Orchideen.

Meine Unterhaltung unterwegs beſtand in dem Wagen, in welchem ich ſaß, in einem dicken, luſtig ausſehenden Herrn mit einem Casket und einem grauen Rock, körperlich einem Mehlſack nicht unähnlich, auf welchem ein Kopf ſaß, der ſo rund und beweglich wie ein Kreiſel war. Dieſer Mann politiſirte und ſprach ſeinen Zorn gegen den ſeligen Tom Jefferſon (Präſident, Verfaſſer der amerikaniſchen Unabhängigkeitserklärung, „Declaration of Independence“) aus, dem er mit lauter Stimme die ſchlechteſten Namen beilegte, indem er ſich an einen langen, magern, militäriſchen Mann von edelm Ausſehn wandte, der auf der andern Seite des Wagens ſaß und durch die Herzensergießungen des dicken Mannes halb

und halb ergötzt zu sein schien, obgleich er denselben zu beruhigen suchte. Aber das war, als ob er Oel ins Feuer gösse.

— „Sir!“ — rief der dicke Mann mit einer Stentorstimme, während der Zug an einer Stelle anhielt — „Sir, ich sage, wenn Tom Jefferson nicht gewesen wäre, so würde die ganze Union um fünfhundert Jahre und Südcarolina wenigstens um tausend Jahre weiter vorgeschritten sein.“

— „Ach, glauben Sie das?“ — sagte der Andere lächelnd.

— „Ja, das sage ich. Tom Jefferson war der schlechteste Mann, der jemals an der Spitze eines Volkes gestanden hat; er hat mehr Böses gethan, als alle Präsidenten nach ihm haben wieder gut machen können.“

— „Er hat doch unsere „Act of Independence“ verfaßt“ — sagte der magere Herr.

— „Er hat sie gestohlen, Sir!“ — rief der Dicke. — „Er hat sie gestohlen, gestohlen. Ich kann es Ihnen beweisen. Sie findet sich“ — — — u. s. w.

Nun folgte der Beweis und Rede und Gegenrede zwischen den beiden Herren, denen ich jedoch nicht recht folgen konnte. Endlich sprang der Dicke auf, stellte sich vor den Magern, stemmte sich mit beiden Händen auf die Lehne vor diesen Sitz und rief, indem er aussah, als ob er in eine Posaune blies: — „Sir. Ich halte Tom Jefferson für die Zusammensetzung (the compound) von Allem, was schurkisch, gemein, erbärmlich, verrätherisch u. s. w. ist.“ — — —

Diese Sturzflut von Schimpfworten dauerte gewiß drei Minuten und endigte mit einem: — „Ja, das sage ich, Sir!“

— „Das ist eine starke Sprache“ — versetzte der Andere, immer ruhig und halb lächelnd.

— „Sir!“ — rief der Andere wieder von seinem Sitze im Wagen — „Tom Jefferson veranlaßte meinem

Vater einen Verluſt von funfzigtauſend Dollars an „the embargo!“

Und nun ſetzte er ſich, roth im Geſicht wie ein calecutiſcher Hahn und mit einer Miene, als ob er nun nichts weiter hinzuzufügen brauchte, auf ſeinen Platz. Die Geſellſchaft im Wagen brach in ein allgemeines, obgleich lautloſes Gelächter aus. Und als Tom Jefferſon's Feind gleich darauf hinaus ging, wandte ſich der magere Herr an mich und ſagte mit ſeiner jovialen Weiſe: — „Darin ſaß es alſo! Jefferſon war allerdings ein unmoraliſcher Mann (a bad man) aber in jedem Falle war er ein Patriot.“

Eine Schar von einhundert Jünglingen (Miliz) aus Charleſton fuhr auf dieſem Zuge, um bei der Georgia-Miliz in Macon einen Beſuch abzuſtatten. Sie hatten ein ſchönes und tüchtiges Aeußere und waren luſtige junge Leute, die auf jeder Station aus den Wagen ſteigen mußten, um ſich zu erfriſchen, und dann kopfüber wieder in die Wagen ſtürzten. Doch ging dabei Alles ebenſo ordentlich als luſtig zu. Ein paar ſogenannte „Indian Mounds“ d. h. alte vorindianiſche Grabhügel, unſern Hühnengräbern gleichend, aber größer als dieſe, und oben platter, in denen man gewöhnlich Gebeine und Waffen findet, waren das einzige Merkwürdige, was uns unterwegs aufſtieß.

Mit Sonnenuntergang kamen wir nach Macon.

Das Land hatte hier einen andern Charakter angenommen, man ſah grüne Hügel und Thäler, und auf den Höhen erglänzten ſchöne weiße Landhäuſer mit ihren Gärten, überall ſtanden ſchöne, ſtattliche Bäume. Wir fuhren über ein paar kleine Flüſſe, die chocoladenrothes Waſſer hatten und zwiſchen laubreichen Ufern dahinſtrömten; die Stadt ſelbſt lag wie in einen Laubwald gebettet. Sie ſah jugendlich und romantiſch aus, halb im Thale verborgen, halb ſich hinausſtreckend auf die freien Anhöhen. Ich fand Gefallen an ihrer Lage; ich

fühlte mich froh, da zu ſein, und empfand außerdem eine kleine wilde Freude darüber, daß ich hier allein und unbekannt war und im Wirthshaus wohnen konnte. Ich nahm ein Zimmer im Hôtel „Washington-house“, wo ich eine beſonders ſchöne und freundliche Wirthin fand und mir den Genuß bereitete, mir den Staub abzuwaſchen, weiße friſche Kleider anzulegen, ein Glas köſtliche Milch zu trinken und im Uebrigen auszuruhen und dem Leben und der Bewegung auf dem Markte, dem größten in der Stadt, in deſſen unmittelbarer Nähe das Hôtel lag, zuzuſehen.

Vor fünfundzwanzig Jahren war der Boden, auf welchem die Stadt liegt, und die ganze Umgegend rings umher indianiſches „territory“ und ein weites Feld für ihre Jagd. Wo ihre wilden Tänze gehalten wurden und ihre Wigwams ſtanden, ſteht jetzt Macon mit ſechstauſend Einwohnern, ſtehen Läden und Werkſtätten, Hôtels und Häuſer, die jährlich mit der zunehmenden Volksmenge zunehmen, und mitten auf dem Markt ſteht Canova's Hebe auf einem Brunnen und ſpendet den Durſtigen Waſſer.

Carolinas und Georgias junge Miliz marſchirte mit großer Militärmuſik an dieſem Abend bei Mondſchein durch die Straßen und über den Markt; alle Fenſter waren geöffnet und die Neger ſtrömten aus den Häuſern, um die muſicirende und marſchirende Jugend zu ſehen.

Ich war am andern Tage zeitig aus dem Bett, denn es war ein herrlicher Morgen, die Welt ſah jung und morgenfriſch aus und ich fühlte mich friſch wie ſie. Ich ging auf Entdeckungsreiſen aus, blos mit ein paar Bananen in meinem Alten. (Du weißt, daß ich meinen kleinen Reiſebeutel ſo nenne) Es war noch ſtill in der Stadt. Alles ſah neu und friſch aus. Ich empfing eine Ahnung von dem jugendlichen Leben des Weſten. Der bleiche Mond ſank langſam in einem rauchähnlichen

Nebel nieder, der den Horizont im Westen bedeckte; aber gerade über mir war der Himmel vom schönsten Azur. Bäume und Gras glänzten vom Thau in der aufgehenden Sonne. Ich ging durch die mit Bäumen bepflanzten Straßen aus der Stadt und kam auf eine große Landstraße; auf beiden Seiten derselben war dichter, dunkler Wald. Ich wanderte allein; Alles war stumm und still, aber mein Herz sang. Was ich mir während meiner ganzen Jugendzeit gewünscht und ersehnt hatte, wovon ich mich mehr als irgend Jemand ausgeschlossen glaubte: — eine lebendige Bekanntschaft mit den mannichfaltigen Gestalten des Lebens — das war mir nun zu Theil geworden, und zwar in einem ungewöhnlichen Maße. Wanderte ich gegenwärtig nicht frei — frei, wie nur wenige Menschen sind — in der freien, großen, neuen Welt herum — frei, Alles, was ich wollte, sehen und kennen zu lernen? — War ich nicht leicht und ledig wie ein Vogel in der Luft? — Meine Seele hatte Flügel und die ganze Welt war mein! — Gerade daß ich so allein bin, daß ich so allein gehe, unter Gottes Hut, in der großen weiten Welt — gerade das gibt mir ein unaussprechliches Gefühl von Frische und Freude. Und daß ich nicht bestimmt weiß, wohin ich gehe oder wo ich von meinen einsamen Wanderungen ausruhen werde, das bewirkt, daß ich mich heimisch auf meinen Entdeckungsreisen fühle und daß mir Alles so besonders frisch und neu ist.

Diesmal war ich jedoch nicht ganz ohne Ziel. Ich wußte, daß in einiger Entfernung hinter Macon ein schöner neuer Begräbnißplatz war, „Rosehill Cemetery“ genannt, und ich hatte mir in den Kopf gesetzt, denselben zu finden. Da es jedoch schien, als ob mich der Weg, den ich ging, — an — — das Stille Meer führen könnte, so beschloß ich, mich zuvörderst in einem Hause zu befragen, das ich ein Stück vom Wege entfernt auf einer Anhöhe liegen sah. Es war eins jener

weißen, hübſch gebauten und gemüthlichen kleinen höl-zernen Häuſer („frame houses“), die man in den länd-lichen Theilen Amerikas ſo oft zu ſehen bekommt. Ich klopfte an die Thür und dieſe wurde geöffnet, aber von einer Perſon, die mich faſt erſchreckte. Es war ein jun-ges Frauenzimmer, ziemlich hübſch, aber mit dem Aus-drucke einer ſo entſetzlich ſchlechten Laune, daß — — — es mir leid that. Sie ſah durch und durch verdrießlich und übellauniſch aus und gab mir auf meine Frage mürriſch den Beſcheid, zu gehen — ſo weit der Weg reichte oder umzukehren. Ich ging, faſt verwundert darüber, daß ich an einem ſo ſchönen Morgen, in einer ſo ſchönen jugendfriſchen Natur ein ſo unharmoniſches Menſchen-gemüth fand. Ach! Menſchliche Fehler und Launen ſind überall dieſelben und können überall das Leben verbit-tern; — in jedem neuen Paradieſe werden auch die Pforten deſſelben geſchloſſen.

Allein trübe Eindrücke wollten an dieſem Morgen nicht bei mir haften. Ich wanderte weiter auf der gro-ßen Landſtraße, die nun zu einer Anhöhe hinaufführte. Auf dieſer Anhöhe gedachte ich mich umzuſehen. Als ich oben war, ſah ich rechts ein Gitterthor und hinter demſelben einen ſchönen, wohlgepflegten Park. Ich ver-ſuchte die Thür zu öffnen; ſie ging ohne Widerſtand auf und ich ſah mich in einem der ſchönſten Parks mit An-höhen und Thälern, Wegen und Fußpfaden, überall hohe Bäume, Gruppen von blühenden duftenden Gebüſchen und Kräutern. Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe ich aus verſchiedenen Monumenten erkannte, daß ich mich auf einer den Todten geheiligten Stätte befand. Nun erſt ahnte ich, daß mich mein kleiner Reiſe-Niſſe wahr-ſcheinlich an mein Ziel „Rosehill-Cemetery“ geführt hatte.

Indem ich in dieſem ſtillen einſamen Park herum-wanderte, kam ich an das Ufer eines Fluſſes, der in ſanften Windungen zwiſchen ſeinen Rändern dahinſtrömte

Die Ränder waren so schön und jugendlich grünend, wie wir uns in der Jugend die Elysäischen Felder denken. Auf einer Seite des Flusses blickten weiße Marmorfiguren zwischen den Gebüschen hervor und zeugten von „der Stadt der Todten.“ Große, prächtige Schmetterlinge, deren Namen ich nicht kannte, flogen mit ihren glänzenden Flügeln langsam hin und her über den Fluß, von einem Ufer zum andern. Ich dachte an die Worte: — „Und er zeigte mir einen hellen Fluß mit lebendigem Wasser“ u. s. w. und der ganze Auftritt erschien mir mit einem mal wie ein lebendes Sinnbild der schönsten Ahnungen des Menschengeschlechts über das Geheimniß des Todes.

Hier war die Stadt der Todten, hier, bei dieser Stadt, war das lebendige Wasser, aus unsichtbaren Quellen hervorströmend, in die Ruhestätten der Todten von Leben und Auferstehung flüsternd; hier waren die Bäume, das herrliche Naturleben, zwölffältige Früchte tragend; dort, auf dem andern Ufer des Flusses, waren die glücklichen Gefilde, wo „kein Schmerz und kein Wehe mehr sein wird, wo kein Verdammter ist, wo das Licht von Gottes Angesicht Alles erleuchtet“; und die Schmetterlinge waren Seelen, die nun, befreit von ihren irdischen Puppen, auf ihren Flügeln von einem Ufer zu dem andern getragen wurden und alle Blumen des Feldes genießen konnten!

Ich setzte mich auf einen Felsen, der mit bequemen Abstufungen in den Fluß hinausragte und an dessen Fuß einige schöne wilde Gewächse blühten. Und hier trank ich in langen Zügen das Lebenselixir, das mir Geist und Natur reicht. Eine köstlichere Erquickung konnte einer Wandererin nicht gespendet werden. Und manche dergleichen habe ich bisher genossen und werde sie noch genießen auf meiner Pilgerfahrt.

Ich habe oft daran gedacht, wie gut es wäre, wenn man die Ruhestätten der Todten an ein fließendes Was-

ſer verlegen oder ein ſolches daran vorüberleiten könnte; denn dieſes Symbol iſt ſchön und paſſend. Hier ſah ich meinen Wunſch zum erſten mal erfüllt.

Der Fluß, den ich hier ſah, heißt „Ocmulgee", ein indianiſches Wort, welches „der Schöne" bedeutet. Er hat die warme, röthliche Färbung (gleich der engliſchen Sepie oder gleich der Chocolade mit Milch vermiſcht, wie wir ſie trinken), welche faſt allen Flüſſen des Südens, von Rio Colorado in Neumexico bis nach Savannah und Pee-Dee u. ſ. w. im Oſten eigenthümlich ſein und von der rothen Sandſteinerde, die den Staaten des Südens allgemein iſt, herrühren ſoll. Dieſe Farbe ſticht auffallend ſchön von der reichen hellgrünen Pflanzenwelt an den Flußufern ab. Ocmulgee iſt außerdem ein reißender und waſſerreicher Fluß und verdient ſeinen Namen in jeder Beziehung.

Nachdem mein Geiſt ſich einigermaßen geſättigt hatte, dachte ich an meine Bananen und hielt von denſelben ein köſtliches Frühſtück. Dieſe Frucht iſt mir ſehr lieb geworden und wirkt äußerſt wohlthätig auf mich. Ich kann ſie zu jeder Zeit des Tages eſſen und ſie iſt mir ſtets gut bekommen. Ich glaube, daß ich blos von dieſer Frucht und von Brot, nota bene von ſchwediſchem Knäckebrot, leben könnte. Das letztere vermiſſe ich hier ſehr.

Eine kleine Eidechſe, die gerade ausſah, als ob ſie ſehr über mich nachdächte, war meine Geſellſchafterin auf dem Felſen und wandte ihren kleinen hübſchen Kopf bald hierhin, bald dorthin, die glänzenden ſchwarzen Augen fortwährend auf mich gerichtet. Menſchen oder Wohnungen ſchienen hier in weiter Entfernung nicht zu ſein. Es war die tiefſte Einſamkeit. Und dieſer ſchöne Morgen war der erſte Mai. Ich möchte wiſſen, wie es an dieſem Tage im Thiergarten bei Stockholm ausgeſehen hat.

Gern wäre ich einen Tag in Macon und ſeiner ſchö-

nen Umgegend geblieben; allein als ich in mein Hôtel zurückkam, machte mir ein hübſcher achtbarer Herr, der in das Seminar nach Montpellier reiſen wollte, um ſeine Tochter abzuholen, das Anerbieten, mit ihm in ſeinem Wagen zu reiſen. Da ich nicht wußte, ob der Biſchof Eliott von dem Tage in Kenntniß geſetzt war, an welchem ich nach Macon kommen ſollte; da ich ferner wünſchte, ihn der Unbequemlichkeit zu überheben, mich abholen zu laſſen (denn nach Montpellier führen weder Eiſenbahnen noch Poſtwagen), und da der artige Herr beſonders hübſch ausſah, ſo nahm ich ſein Anerbieten dankbar an, bat die Wirthin des Hôtels um Erlaubniß, meinen Koffer bei ihr zu laſſen, und ſaß bald darauf in einem großen, bequemen und luftigen bedeckten Wagen ganz behaglich an der Seite meines freundlichen Begleiters. Aber wir waren kaum ein paar Stunden weit gefahren, als uns ein beſtäubter Reiſewagen begegnete, in welchem der Profeſſor Scherbe ſaß, den ich bei Emerſons in Concord getroffen hatte und der gegenwärtig Lehrer am Seminar zu Montpellier war. Er kam, um mich zu Eliotts abzuholen. Ich kehrte alſo mit ihm nach Macon zurück, wo die Pferde raſteten und Scherbe ſich nach der mühſamen Morgenpartie erfriſchte.

Den übrigen Theil des Tages verbrachten wir in großer Hitze, auf der Reiſe nach Montpellier, auf Wegen, von welchen du ſagen würdeſt: — „Ça n'a pas de nom!“ — und die aller Beſchreibung trotzen. Ich dachte ſehr oft, daß wir umwerfen würden. Die Brücken, welche wir paſſirten, ſahen wie Anſtalten aus, die lediglich beſtimmt ſind, Wagen, Pferde und Menſchen in die Abgründe oder in die Ströme zu ſchleudern, über denen ſie aufgehäuft waren, gebaut kann ich nicht ſagen. Man ſah deutlich, daß man hier in einem wilden, neu eingenommenen Lande war.

Aber um den ſchönen Landhof des Biſchofs Eliott

war dagegen Alles ſchön und ſorgfältig gepflegt — eine Fortſetzung der romantiſchen und fruchtbaren Gegend um Macon, und in dem Biſchof ſelbſt lernte ich eins der ſchönſten Beiſpiele von dem alten Stamm der Cavaliere kennen, die dem edlern Leben in den Staaten des Südens Ton und Gepräge gegeben haben. Perſönliche Schönheit und Würde und das angenehmſte Benehmen waren bei ihm mit großem chriſtlichen Ernſte vereinigt.

Der Biſchof Eliott ſoll in ſeiner Jugend ein großer Freund der geſelligen Vergnügungen, des Tanzes und der Damen und auch ein großer Liebling der geſelligen Welt geweſen ſein. Seine Bekehrung zum religiöſen Ernſte ſoll plötzlich und entſchieden erfolgt ſein. Er iſt gegenwärtig als einer der frömmſten Geiſtlichen im Lande anerkannt, und ſeine Güte und Liebenswürdigkeit gewinnt ihm alle Herzen. Das meinige gewann er ebenfalls; aber davon — — — ſpäter.

Am Abend des Reiſetages ſaß ich mit ihm und ſeiner Familie auf der Piazza vor ſeinem Hauſe und ſah die Feuerfliegen in der Luft, zwiſchen den Bäumen und im Graſe, überall im Park, leuchten. Dieſe kleinen Inſekten gewähren einen Anblick, der mich in den dunkeln Abenden und Nächten entzückt. Es ſind kleine Schalthiere, etwas größer und namentlich länger als unſere Holzwürmer; wenn ſie fliegen, geben ſie einen hellen Schein von ſich, ſchnell entſtehend und wieder verlöſchend wie ein Blitz, aber bald ſich wieder erneuend. Es iſt ein phosphoriſcher Glanz und bildet in dieſer Zeit des Jahres ein fortwährendes Feuerwerk in der Luft und auf der Erde. Wenn dieſe kleinen Thiere Schmerz empfinden, ja, auch wenn ſie zertreten werden — wie ich durch Zufall geſchehen ſah — ſo geben ſie das Licht von ſich und glänzen ſchön, ſo lange Leben in ihnen iſt. Ihr Licht erlöſcht nicht einmal mit ihrem Leben, ſondern überdauert daſſelbe noch eine ziemliche Weile.

Die Gattin des Biſchofs iſt eine angenehme kleine

Frau, voller Leben, geiſtreich und wahrhaft muſikaliſch, die Fortepiano ſpielt, wie die Vögel ſingt, und von ihrer indianiſchen Amme eine ungewöhnliche Feinheit und Vollkommenheit der Organe geerbt zu haben ſcheint. Ihr Mann ſpricht oft ſcherzend darüber.

Das Eliott'ſche Haus hat eine Menge Kinder, darunter „der geſetzloſe" (the outlaw) jüngſte Sohn, ein ſchöner und gutartiger Knabe, der ohne Schuhe und Strümpfe frei herumſpringt und mein beſonderer Günſtling iſt. Die Stimmung im Hauſe iſt übrigens aus verſchiedenen Urſachen gegenwärtig nicht heiter, und der gute Biſchof trägt augenſcheinlich eine drückende Laſt. Und deſſen ungeachtet, wie angenehm war er in den wenigen Stunden, die er der Geſellſchaft und der Unterhaltung widmen konnte.

Bei Eliott fand ich viel von dem Emerſon'ſchen Wahrheits- und Schönheitsſinn im Ausdruck und Weſen, aber ohne deſſen kritiſche Strenge, vielmehr von chriſtlicher Liebe durchdrungen, wie von einer ſchönen Sommerluft. Er iſt einer von den ſeltenen Männern des Südens, die mit hellem und vorurtheilsloſem Blicke dem Inſtitut der Sklaverei in deſſen ſchwarzes Angeſicht ſehen. Er glaubt an die endliche Ausrottung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten und blickt wegen dieſes Befreiungswerks auf das Chriſtenthum hin.

— „Schon arbeitet das Chriſtenthum" ſagte er — „das Leben der Neger zu erheben. Von Jahr zu Jahr verbeſſert ſich ihr Zuſtand, ſowol der geiſtige als der phyſiſche; bald werden ſie unſers Gleichen in moraliſcher Beziehung ſein, und wenn ſie unſers Gleichen geworden ſind, dann können ſie nicht länger unſere Sklaven bleiben. Ihr nächſter Schritt wird dann ſein, daß ſie Diener um Lohn (wages) werden. Und ich kenne verſchiedene Perſonen, die ihre Sklaven bereits als ſolche Diener behandeln."

Dieſe Aeußerung freute mich, denn ich bin über-

zeugt, daß Eliott's Ansicht über diesen Gegenstand die richtige ist.

Die Prüfungen im Seminar waren beinahe schon beendigt und ein großer Theil der jungen Mädchen, die Blüte der südlichen Staaten, war bereits abgereist. Einige derselben sah ich jedoch noch und hörte ihre Ausarbeitungen in Prosa und Versen. Fast alle Lehrerinnen sind aus den nördlichen Staaten, die meisten aus Neuengland; sie sind größtentheils ebenfalls junge, hübsche und liebenswürdige Mädchen. Alle waren am Abend des letzten Tages der Prüfung im Hause des Bischofs versammelt. Ich fühlte mich einigermaßen unglücklich, theils der Hitze wegen und deshalb, weil ich mich unwohl befand (nach meiner gewöhnlichen Weise fiebermatt), theils weil ich das Gesellschaftsleben und dessen Pflichten für mich fürchtete. Aber mitten unter der Gesellschaft und inmitten der Hitze bekam ich plötzlich einen Anfall von skandinavischer Laune und ließ das Spiel „Feuer holen" spielen, durch welches die jungen, bisher etwas steifen Mädchen in die munterste Bewegung und zum lauten Lachen gebracht wurden und sogar der gute Bischof so ergötzt wurde, daß er herzlich lachte und, als wir vom Spiele ruhten, in eigener Person ein andres Spiel begann, ruhig, aber geistreich, in welchem sich seine geistreiche Frau und er selbst auszeichneten. So verging der Abend unter Spielen und Heiterkeit und ich — — — hatte Hitze, Müdigkeit und Unpäßlichkeit vergessen und ging leicht und fröhlich zur Ruhe, besonders erfreut darüber, den guten Bischof so heiter gesehen zu haben.

Am folgenden Morgen wollte ich mit dem Bischof Eliott und einigen von den jungen Mädchen abreisen. Wir — die Familie des Bischofs und ich — versammelten uns zum Morgengebet. Aber wie wurde mir zu Muth an diesem Morgen, als nach den gewöhnlichen Gebeten (wobei der Bischof und wir Alle, wie

gewöhnlich knieten) der Bischof „für die Fremde, die jetzt als Besuch in unserm Hause weilt", ein Gebet hielt, so innig, so schön, so ganz für mich, als ob er in der Tiefe meines Herzens gelesen und dessen heimliche Kämpfe, dessen Streben und Ziel, meines eigenen Geistes innigstes, heißes Gebet gekannt hätte.

Mit ihm und den beiden jungen Damen zog ich später nochmals auf den Umwegen der Wildniß nach Macon, wo wir in dem Hause seines jungen Adjuncts, Mr. S****s und seiner schönen jungen Frau Quartier nahmen. Denn der Bischof wollte mir nicht erlauben, mich wieder in mein Hôtel zu begeben, wie ich gewünscht hatte. Aber unter den jungen Eichen an dem kleinen Hause hatte ich mit ihm eine Unterredung über die Prüfungen, welche einem Christen in seinen gewöhnlichen Verhältnissen, in der gewöhnlichen Welt begegnen können, die ich nie vergessen werde; denn Vieles von Dem, was durch meine Seele gegangen war, war auch durch die seinige gegangen, und ich sah in ihm einen Kreuzträger, der größer und geduldiger als die meisten war.

Am folgenden Tage, Sonntags, predigte der Bischof in der bischöflichen Kirche zu Macon (einem kleinen, aber schönen Gebäude), in welcher eben mehre junge Communicanten das heilige Abendmahl zum ersten mal begingen. Eliott's Predigt war an diese gerichtet; er weihte sie ein zur Laufbahn des christlichen Bekenners, zu dessen Pflichten, Prüfungen und Größe, zu dessen Dornenkrone und zur Krone der Herrlichkeit — eine vortreffliche Predigt, voll von wahrer Auffassung des menschlichen und des göttlichen Lebens. Keine glänzenden und blendenden, blos halbwahren Aphorismen, sondern das reinste Licht, glänzend, weil es rein war, und vollkommen, weil es die ganze Wahrheit aussprach.

Nach dem Gottesdienste nahm ich Abschied von dem

edeln Eliott, erfreut, ihn kennen gelernt und in ihm einen wahren, wie man hier sagt, „christlichen Gentleman" gefunden zu haben. Ich hoffe ihn wiederzusehen, und zwar möglicher Weise im Westen, wohin er im Herbst zu einer großen Zusammenkunft von Geistlichen zu reisen beabsichtigt. Er war erst kürzlich von einer Geschäftsreise aus Florida, oben von dem schönen Fluß St.-John, zurückgekehrt und sprach von der Fülle des Naturlebens an dessen Ufern und von der Schönheit der Blumen und Vögel so, daß ich — — — große Lust bekam, dahin zu reisen. Ich verließ Eliott mit Kummer darüber, daß irdische Bekümmernisse einen so guten, so edeln und so liebenswürdigen Mann niederdrücken mußten.

Willst du nun sehen, auf welcher Stelle der Erdkugel ich mich gegenwärtig befinde, so suche in der Mitte des amerikanischen Staates Georgia einen kleinen Fleck Namens Macon. In dessen Nähe liegt ein hübsches Dorf von Landhäusern und Gärten mit Namen Vineville, und in einem der schönsten Landhäuser befinde ich mich in der Familie eines liebenswürdigen und geachteten Banquiers, Namens Munroe, der in der Kirche zu Macon nach beendigtem Gottesdienst zu mir kam und mich in sein Haus einlud. Und von diesem Hause und von diesen Menschen werde ich noch ein wenig an die Mama schreiben.

Ueberall im Lande, im Süden wie im Norden der Vereinigten Staaten, finde ich dieselbe Herzlichkeit, dieselbe unvergleichliche Gastfreundschaft. Und mein kleiner Reise-Nisse ist überall bei mir und richtet Alles auf das beste ein; und scheint etwas Widerwärtiges zu kommen, so nehme ich es auf wie das Beste und zweifle nicht, daß es für mich gut ist oder wird.

Uebermorgen gedenke ich wieder nach Savannah zu reisen. Ich kann meine Reise nicht weiter westlich nach

Alabama ausdehnen, wie ich wünsche, der Jahreszeit und der Wärme wegen. Ich muß sehen, daß ich nach Washington komme, bevor ich zerschmelze.

Am Achten.

Wann ich heimzureisen gedenke, meine liebe Agathe? — Wann du und die Mama es wünschen; im nächsten Monat, in der nächsten Woche, morgen! — — — Meine eigenen Wünsche sind wol seit einiger Zeit etwas ausschweifend geworden, aber sie lassen sich leicht genug wieder einziehen. Ich habe nämlich gewünscht, in diesem Theile der Welt noch einen Winter zu bleiben, um noch gewisse Theile des Landes und gewisse Dinge zu sehen, die ich sonst nicht sehe, sowie um einen Schatten von der Herrlichkeit der Tropen auf Cuba zu sehen. Ich wollte gewissen neuen Eindrücken Zeit zum Reifwerden, gewissen alten Eindrücken aber Zeit lassen, unter den Einflüssen der Neuen Welt abzufallen. Meine Kränklichkeit im vergangenen Winter hat mein hiesiges Leben, wenigstens auf ein Vierteljahr, gelähmt; denn ein Vierteljahr hindurch habe ich blos halb gelebt, oft blos gelitten. Aber wie gesagt, das ist ein lockerer Wunsch, bereit, bei dem leisesten rufenden Windstoß aus der Heimat abzufallen. Und dann — — — zum nächsten Herbst sehen wir einander wieder. Kein Gefühl innerer Nothwendigkeit, gleich dem, welches mir gebot, hierher zu reisen, gebietet mir, noch einen Winter hier zu bleiben. Und mein Wunsch, hier noch länger zu verweilen, wird sich bei dem ersten ernstlichen Wink von meinen Lieben in den Wunsch verwandeln, zu denselben zurückzukehren. Und ich will dann glauben, daß es so am besten ist. Nur ein Wort von dir und von der Mama, und — — — ich eile heim zu euch!

Funfzehnter Brief.

Macon, Vineville, 8. Mai.

Meine geliebte Mama! Daß unſere Agathe, und alſo auch die Mama, einen mehr als gewöhnlich anſpruchsvollen Winter gehabt hat, hat mir ſehr wehe gethan. Gott ſei Dank, daß es nun vorüber iſt und daß die Sommerſeite des Jahres und mit derſelben eine heitere Ausſicht bevorſteht. Das Marſtrandbad wird gewiß auf Agathe trefflich wirken. Aber — ſehr ſtark werden wir unſere arme liebe Freundin wol nie ſehen! In Bezug auf den Wunſch, den ich neulich gegen Agathe geäußert habe, kann ich hier nur wiederholen, daß er mir nicht beſonders am Herzen liegt und daß ich bereit bin, ihn einem andern von meinen Lieben in der Heimat zu opfern.

Wie wohl und glücklich ich mich unter dieſen guten Menſchen in dieſem gaſtfreien Lande befinde, das mir wie ein großes Vaterhaus geworden iſt, hat die Mama bereits aus meinen Briefen erſehen. Ich reiſe hier überall wie aus einer Heimat in eine andere Heimat und werde überall wie ein Kind des Hauſes aufgenommen. Außer dem günſtigen Einfluſſe, den dies auf das Leben des Geiſtes und des Körpers macht, erhalte ich dadurch auch Gelegenheit, das häusliche und das Familienleben in der Neuen Welt zu ſehen und alſo das Innerſte vom Leben

in dieſem Welttheil auf eine Weiſe kennen zu lernen, in der es kaum irgend ein anderer Reiſender kennen lernt und die für mich vom höchſten Werth iſt; denn gerade Das iſt es ja, was ich hier kennen lernen wollte. Aber ich ahnte kaum, wie ſehr mir die Freundlichkeit und Gaſtfreundſchaft der Bevölkerung bei der Erfüllung dieſes Wunſches entgegenkommen würde. Die häuslichen Einrichtungen, wie ſie hier zu Lande, auch in den Städten, ſtattfinden, haben allerdings auch ihren Antheil daran. Jede Familie, wenn ſie nur einigermaßen in guten Umſtänden iſt, bewohnt ein ganzes Haus für ſich allein und hat dazu gewöhnlich einen kleinen Garten oder wenigſtens einen Raſenplatz. Das Haus hat ein oder zwei Vorzimmer (parlours) im unterſten Stock, daneben einen Speiſeſaal, eine Küche u. ſ. w. Alle Schlafzimmer ſind im obern Geſchoß und ſtets ſind ein, zwei oder mehre Zimmer für Gäſte vorhanden. Ein Gaſtzimmer in einem amerikaniſchen Hauſe in der Stadt iſt ein ebenſo nothwendiges Erfoderniß wie bei uns in Schweden ein Fremdenzimmer in unſern Landhäuſern. Jedes Haus hier, in der Stadt wie auf dem Lande, muß Raum haben, einen Gaſt zu beherbergen. Und als nun eine Fremde, ganz allein (und nicht ſehr groß), aus weiten fernen Landen hierher kam, ſo machte es keine große Beſchwerde, ſie in dem Gaſtzimmer zu hegen; — und ſo wurde das ganze Land ein großes Haus mit einem Gaſtzimmer für die Tochter der Mama. Daran, daß ich dort das Wohlbefinden meiner eigenen Heimat, daß ich dort mütterliche Hausfrauen, Schweſtern und Brüder gefunden habe, mit denen ich ſo offen und ſo vertraulich wie mit den Meinigen gelebt und geſprochen habe und noch lebe und ſpreche — daran habe ich geſehen, daß das Himmelreich doch nicht ſo weit von der Erde entfernt iſt.

Auch jetzt ſchreibe ich aus einem guten, ſchönen und glücklichen Hauſe, welches drei Generationen umſchließt,

den alten Munroe und seine Gattin, ein Paar hübsche und noch rüstige „Alte", ihren einzigen Sohn, einen geachteten Banquier in Macon, sammt seiner sanften mütterlichen Hausfrau und deren Kinder. Diese Familie ist ausgezeichnet herzlich, ernst und gottesfürchtig, wie ich die Familien hier im Lande oft finde, und hält Morgen- und Abendandachten, die ich sehr hoch schätze, obwol ich bisweilen glaube, daß die Gebete ein wenig zu lang sind.

Die beiden ältesten Töchter sind schöne liebenswürdige junge Mädchen und singen recht gut, weit besser, als die Frauenzimmer hier zu Lande gewöhnlich singen. Ein stiller Kummer liegt noch auf der Familie, die vor kurzem eine geliebte Tochter und Schwester durch den Tod verloren hat. Dieser Verlust hat das Herz der Mutter besonders ergriffen.

Ich wohne hier mitten in einem Garten mit zahlreichen, schönen, seltenen Gewächsen und höre den hundertzüngigen amerikanischen „Spottvogel" an jedem Morgen vor meinen Fenstern singen. Er ist recht angenehm zu hören, aber mehr seltsam als schön, und mit unsern Lerchen und Nachtigallen nicht zu vergleichen, ebenso wenig wie die singenden Menschenstimmen hier zu Lande mit den Menschenstimmen in Schweden zu vergleichen sind. Jedes Land und Volk hat seine Eigenthümlichkeiten.

Es gibt in dem hiesigen Familienleben Verschiedenes, was ich in unserer Heimat Schweden allgemein verbreitet zu wissen wünschte. Dazu gehört die sehr gebräuchliche häusliche Andacht in den Familien des Morgens und des Abends, sowie das einfache Gebet, womit der Hausvater oder die Hausmutter gewöhnlich die Mahlzeit segnet: — „O Gott, segne diese Gaben von Dir zu unserm Nutzen und uns zu Deinem Dienst!"

Bei uns ist es gewöhnlich das jüngste Kind im Hause, welches betet, wenn das Tischgebet laut gesprochen

wird; und das ist auch schön, obwol ein solches Kind freilich nur selten den rechten Geist hat — und haben kann. Allein sehr oft ist unser Tischgebet eine bloße stumme Verbeugung, bei welcher man an — Nichts denkt als an das Essen.

Dagegen gefallen mir die Tischgebräuche bei uns besser. Bei uns kann man sich während des Essens der Unterhaltung überlassen; man denkt nicht an das Essen, außer um es zu genießen. Die Bedienung geschieht ganz still und nach einer festen Ordnung von der Dienerschaft. Auf einen Wink der Wirthin, aber ebenfalls im Stillen, werden die Gerichte gewechselt; die Gerichte werden den Gästen ein mal zur rechten Zeit präsentirt, dann hat man Ruhe vor denselben. Anders hier. Hier ist ein unaufhörliches Fragen und Anbieten, sodaß man vor lauter Fragen und Anbieten und Wählen und Antworten keine Muße behält, die Mahlzeit zu genießen, noch viel weniger aber eine Unterhaltung zu führen. Ebenso wenig darf man sich selbst zulangen. Der Wirth oder die Wirthin, eine Tante oder ein Oheim oder eine andere artige Person oder auch ein Aufwärter — im Süden stets ein Neger — legen vor; und man bekommt dann selten gerade Das, was man wünscht, oder so viel, wie man will, oder auf die Stelle des Tellers, auf welche man es haben möchte. Man wird z. B. gefragt: — „Wünschen Sie Butter zu haben?" — „Ja, ich bitte darum." — — Und nun kommt plötzlich ein Stückchen Butter an einer Messerspitze und wird euch auf den Tellerrand gestrichen, wobei ich mich jedes mal des Gedankens nicht erwehren kann: — „Das ist gewiß gerade die Stelle, auf welche der Aufwärter mit seinem Daumen gegriffen hat!"

Ferner: — „Wollen Sie Fisch oder Fleisch haben? — Oder Huhn oder Truthahn?" — „Huhn, if you please! — Haben Sie ein Lieblingsstück — Brust oder Flügel?"

Weiter: — „Wünſchen Sie Pickles?“ — „Nein, ich danke!“

Pauſe und eine Ruhe von zwei Minuten.

Da entdeckt Jemand an meiner linken Seite plötzlich, daß ich keine Pickles bekommen habe, und nun kommen von links her Pickles zu mir und mit der Frage: — „Darf ich Ihnen Pickles vorlegen?“ — „Nein, ich danke, ich wünſche keine Pickles.“

Nach ein paar Minuten ſieht Jemand an meiner rechten Seite, daß ich keine Pickles habe, und beeilt ſich, mir die Aſſiette mit den Worten zu überreichen: — „Wollen Sie keine Pickles haben?“ — „Nein, ich danke!“

Nun beginne ich eine Unterhaltung von großem Intereſſe mit meinem nächſten Nachbar. Gerade wie ich im Begriff bin, ihm eine wichtige Frage vorzulegen, hat Jemand mir gerade gegenüber bemerkt, daß ich keine Pickles habe. Die Aſſiette mit den Pickles kommt nun quer über den Tiſch an mich; ich fühle mich zur Selbſtvertheidigung aufgefodert und muß wieder ſagen: — „Nein, ich danke. Not any!“

Ich ſetze meine Unterhaltung fort. Aber eben wie ich einer Antwort von Intereſſe lauſche, kommt der Aufwärter, vielleicht der beſte Daddy in der ganzen ſchwarzen Welt, erhebt die Aſſiette mit den Pickles über meinen Kopf, ſchiebt ſie zwiſchen mich und meinen ſprechenden Nachbar und — — — ich gewahre mit Entſetzen wieder „Pickles“, die im Begriff ſind, meinen Teller zu füllen, ſodaß ich endlich über dieſe Verfolgung mit „Pickles“ ganz in Verzweiflung gerathe. So vergeht die Tiſchzeit unter unaufhörlicher Beſchäftigung mit dem Serviren, die mir alles Vergnügen an der Mahlzeit nimmt. Ich bekomme zuletzt vor Unruhe und Ungeduld ordentlich Herzklopfen; und das iſt wol zum Theil mein eigener Fehler, ein Fehler meiner Schwachheit, aber auch ein Fehler der hieſigen Gebräuche, die mit den Foderun-

gen der höhern Civiliſation nicht im Einklange ſtehen. Dieſe Gebräuche ſind allerdings hier nicht urſprünglich, ſondern gehören England an und müſſen auf Englands Rechnung geſchrieben werden. Unſere Speiſeordnung und unſere Gebräuche bei Tiſche in Schweden gleichen mehr den franzöſiſchen, und deshalb rühme ich uns.

Aber in einem Punkte ſcheint mir das Hausweſen der Neuen Welt alle andern Länder, mit Ausnahme Englands — mit dem es in nahem Zuſammenhange ſteht — zu übertreffen, und dieſer Punkt iſt — — — die Reinlichkeit. Unſere allerbeſten Häuſer in Schweden ſind in dieſer Hinſicht ſelten ſo gut wie hier die gewöhnlichen Häuſer. Denn hier wird Alles, von der Schlafkammer bis zur Küche, reinlich und ordentlich gehalten, und die Dienſtleute werden zu derſelben Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzuge und im Benehmen angehalten wie die Frau und die Töchter des Hauſes.

Ein amerikaniſches Haus iſt in vielerlei Hinſicht das Ideal eines Hauſes, mit Ausnahme der Heizungsapparate in den nördlichen Staaten. Es findet ſich darin Alles, was das Leben friſch, angenehm und comfortabel machen kann, vom Badezimmer an bis zu dem kleinen Gärtchen (in der Stadt, wie auf dem Lande) mit ſeinen Bäumen (wenn es auch nur wenige ſind) mit ſeinem ſchönen Raſen und mit den grünen Büſchen, die gewöhnlich in Ranken an den Mauern emporgezogen werden, wo ihre Blüten treiben und duften und im Winde am Fenſter flüſtern. Und wenn es die Hausfrau hier zu Lande, beſonders im Süden, auch in Beziehung auf den Haushalt ſelbſt leichter hat als unſere Frauen (denn friſche Speiſen und grüne Waaren können ſie hier an jedem Tage im Jahre bekommen, hier, wo man das Jahr nach Sommern rechnet, wie man es bei uns nach Wintern rechnet und während der lebendigen Jahreszeit trocknen, einſalzen und einlegen muß, um für die todte Jahreszeit Vorrath zu haben), ſo haben ſie

dessenungeachtet viel zu thun und zu sorgen, um Haus und Hof nicht blos im Stande, sondern auch in Schönheit zu erhalten, und zwar am allermeisten in den südlichen Staaten, wo alle Diener der Negerrace angehören, die von Natur nachlässig und nichts weniger als reinlich ist. Auch bewundere ich, was ich von den Frauen und Hausfrauen des Südens gesehen habe.

Die jungen Mädchen dagegen möchte ich etwas thätiger im Hause und hier und da bei Diesem oder Jenem ihren Müttern beistehend sehen. Aber das ist nicht gebräuchlich, und die Aeltern scheinen, aus misverstandener Zärtlichkeit, ihre Töchter nichts weiter thun zu lassen, als — sich zu vergnügen und das Leben und die Freiheit so sehr als möglich genießen zu lassen. Ich glaube, sie würden glücklicher sein, wenn sie sich nützlicher zu machen wüßten.

Das Familienverhältniß zwischen Aeltern und Kindern scheint mir im Allgemeinen schön, besonders von Seiten der Aeltern. Dem amerikanischen Weib ist das schöne Gefühl der Mütterlichkeit angeboren, wenigstens die besondere Wärme und Innigkeit desselben. Und bessere, zärtlichere Familienväter, als die amerikanischen Männer, habe ich nie auf der Erde gefunden. Sie haben namentlich eine entzückende Schwachheit für ihre Töchter. Und Gott segne sie dafür! Ich hoffe, die Töchter werden dieselbe mit Kraft zu vergelten wissen.

Nun muß ich Abschied von meiner Mama nehmen, denn ich soll mit der Familie hier ausfahren, um einige vorindianische Gräber „Indian Mounds“ zu besuchen. Diese sind eine Art von gigantischen Grabhügeln, die gegenwärtig mit Bäumen bewachsen sind. Sie sind die einzigen Erinnerungen, die von den Ureinwohnern des Landes übrig sind, mit alleiniger Ausnahme der Namen, welche dieselben den Flüssen und Höhen gegeben haben und die meistentheils beibehalten worden sind. Sie sind symbolisch und oft sehr wohllautend.

Es ſind nicht mehr als zehn Jahre ſeit der Zeit vergangen, da die letzten Indianerſtämme in Georgien von einer bewaffneten Macht von dort vertrieben worden ſind. Ich habe den Act ihrer Vertreibung von Augenzeugen ſchildern hören — an einem Morgen, als ſie ihre Zelte, ihre rauchenden Herde, ihre Grabſtätten verlaſſen mußten, und alle hinausgetrieben wurden, Männer, Weiber und Kinder, wie eine wehrloſe Heerde, und die Lüfte mit ihrem Klagegeſchrei erfüllten!

Jetzt gibt es keine Indianer mehr in Georgia und Carolina; aber in Alabama (dem nächſtangrenzenden Staat im Weſten) gibt es noch Stämme der Choctas- und Chickaſaw-Indianer.

Auf den vorindianiſchen Gräbern (Mounds) werden gegenwärtig muntere Picknicks oder „pleasure-parties“ gehalten.

Morgen reiſe ich nach Savannah.

Savannah, 11. Mai.

Und da bin ich nun, meine liebe Mama, nach einem herzlichen Abſchied von der liebenswürdigen Familie in Vineville, die mir ſo unendlich viel Güte erwieſen hat und mit der ich herzlich gern für immer zuſammen leben möchte. Ich machte mich ſo ſchnell als möglich von einer Migräne los, die mich geſtern Abend ergriff, nach einer mühſeligen Tagereiſe auf der Eiſenbahn in Sonnenhitze, Rauch und Staub, während welcher mein Körbchen mit Bananen mein einziger Troſt und meine Stütze war. Es lebe die Frucht der Bananen!

Heute habe ich Beſuche und Blumen empfangen, unter den letztern eine Magnolia grandiflora, eine Prachtblume, ſo edel wie ſchön, ein Kind des Urlichts — unter den erſtern eine pikante junge Frau, die ſich in einem Alter von vierzehn Jahren entführen ließ (ſie iſt

jetzt erst siebzehn Jahre alt, sieht aber aus, als ob sie schon über zwanzig alt wäre) und mich heute Nachmittag auf einen Spaziergang nach Bonaventura — einer romantischen Stelle — entführen will. Ihre dunkeln schwärmerischen Augen haben etwas höchst Interessantes und Romantisches.

Später.

Besuch von „dem größten Autographensammler in der Welt", Mr. Tefft, der mich freundlich in sein Haus in Savannah einladet!

Und nun kommt mein schweizerischer Professor, und will von Poesie, von Religion und von dem Geist der Dinge sprechen; und doch ist es Mittagszeit und ich muß an meinen Körper denken. Und darum muß ich auch meinen Brief schließen. Aber erst einen Kuß — auf dem Papier und im Geist für die Meinen!

Sechzehnter Brief.

Savannah, 14. Mai 1850.

„Der größte Autographensammler in der Welt" ist auch der freundlichste und gutherzigste Mann in der Welt und gegen mich so gütig, daß ich stets mit Dankbarkeit an ihn denken werde. Seine Autographensammlung ist die erste, die ich mit Interesse und mit einiger Achtung betrachtet habe. Nicht deshalb, weil sie ein ganzes Zimmer und viele Folianten füllt und — was gewiß Respect einflößt, in weniger Zeit als in sechs bis sieben Monaten nicht durchgegangen werden kann, sondern deshalb, weil der Handschrift jeder merkwürdigen Persönlichkeit auch das Porträt der letztern (gewöhnlich ein guter Kupferstich) und irgend ein Brief oder ein Document von Interesse, das sich auf die Geschichte dieser Persönlichkeit bezieht, beigefügt ist. Dies Alles macht Mr. Tefft's Autographensammlung zu einer Sammlung von wirklichem historischen und biographischen Interesse.

Mr. Tefft's Haus ist eins jener guten und trefflichen, die ich in meinen frühern Briefen beschrieben habe. Seine freundliche hübsche Frau, zwei junge Söhne und die junge Witwe des ältesten Sohns machen die Familie aus, eine stille, freundliche, gastfreie Familie, über welche der Tod neulich seine Schatten geworfen hat. Und hier trauern zwei Mütter; die ältere be-

trauert ihran erwachſenen älteſten Sohn, die jüngere ihren kleinen Knaben, beide erſt kürzlich entſchlafen.

Savannah iſt eine allerliebſte Stadt, die mich an die „Jungfrau im Grünen" denken läßt. Es iſt noch mehr als Charleſton eine Verſammlung von Landhäuſern, die zuſammen gekommen ſind, um einander Geſellſchaft zu leiſten. In jedem Viertel iſt ein grüner Platz, von herrlichen, hohen Bäumen umgeben. Und in der Mitte eines jeden dieſer grünen Plätze ſpringt eine lebendige Quelle, ein Brunnen mit friſchen Waſſerſtrahlen, im Licht glänzend und den grünen Raſenteppich beſprengend. Und könnte Savannah die Stadt der ſpringenden Quellen genannt werden, dann — — gäbe es in der ganzen Welt keine ſchönere Stadt als Savannah. Jetzt iſt es zu warm daſelbſt, und es iſt zu viel Sand und zu wenig Waſſer da.

Aber mir gefällt Savannah. Ich finde hier ein friſcheres geiſtiges Leben, einen freiern und offenern Blick über Dinge und Verhältniſſe, beſonders in Beziehung auf die große Frage — die Sklaverei — als in Charleſton. Ich habe hier vortreffliche Menſchen kennen gelernt, Menſchen, welche dieſer Frage offen und ehrlich ins Geſicht ſehen, die — ſelbſt Eigenthümer von Sklaven, welche ſie von ihren Aeltern geerbt haben — für den Unterricht, die Befreiung und Coloniſation ihrer Sklaven arbeiten! Ach, Agathe! Wie ein müder und durſtiger Wanderer in der Wüſte, der auf ein mal eine grüne Oaſe erreicht, in welcher Palmen wehen und friſche Quellen ſpringen — ſo iſt mir dabei zu Muthe geworden und ich habe die Blüte der Freiheit auf dem Boden der Sklaverei mit Freudenthränen begrüßt. Denn auch hier litt ich anfangs im geſelligen Leben durch die Verſuche vieler Menſchen, mir ihre engherzigen Anſichten aufzudringen, und durch ihren Mangel an Ehrlichkeit, wenn nicht in ihrem Willen, doch in ihrem Blick und in dem Geſichtspunkt, der dabei verrathen wird.

Aber eines Abends, als ich durch die Stimmung der Perſonen, welche mich beſuchten, ungewöhnlich gequält und ganz verſtimmt wurde, da kam mir auch — — — die Rettung. Aber ich muß dir dieſelbe in der Form erzählen, welche ſie in meiner Erinnerung angenommen hat.

Ungleiche Eindrücke.

Ich war in Geſellſchaft
Mit Männern und Frauen,
Und hörte Geſchwätz
Von kleinlichen Dingen,
Und kleinlichen Sorgen,
Von magerm Vergnügen,
Von engen Gefühlen
Und engen Gedanken,
Von dürftigen Wünſchen
Kleiner Seelen.

Es wurde mir enge
In Geiſt und Gemüth;
Ich eilte hinaus
Hinaus aus dem Saal,
Fort in die Natur,
Die Freiheit zu ſehen,
Den Himmel zu ſehen
Und frei zu athmen.

Aus weſtlichen Wolken
Voll ſonnigen Glanzes
Trat ſchimmernd wie Gold
Der Abendſtern.
Im Schatten der Nacht
Im ſtillen Hain
Stieg glänzend empor
Der junge Mond;
Und Düfte der Blumen
Stiegen gleich Weihrauch
Auf leichten Schwingen
Zum Himmel empor.
Und Blumen und Hain,

Und Sterne und Wolken,
Und Erde und Himmel,
Und Geister der Luft,
Sie alle schienen
Voll mystischem Zauber,
Voll Leben und Hoffen.

In ihrer Herrlichkeit
Stand die Natur.
Ich sah auf sie
Mit Bitterkeit
Und fragte mich:
— „Warum that Gott
So große Wunder
Für dies Geschlecht
Kleinlicher Menschen?“

Ich war in Gesellschaft
Mit Männern und Frauen,
Und hörte besprechen
Des Lebens tiefe
Und große Fragen,
Die Lust und den Schmerz,
Die Sünden der Menschen
Und ihre Pflichten.
Ich hörte warme
Herzen schlagen,
Fühlen und denken
Und wirken im Großen
Für Menschenwohl.

Der goldene Himmel
Im Westen glühte
Mit blässerem Schein.
Der Sterne Glanz
Schien meinem Auge
Nicht mehr so hell.
Und alle Herrlichkeit
Der schönen Natur
Sank nieder mit einmal
Zum Schatten der Menschheit!

Seit dieſer Stunde iſt meine Welt hier verändert. Und verändert ſind auch meine Gefühle für das Leben und die Menſchen im Süden. Mein Blick hat ſich geklärt, um den edlern Süden in dem Süden zu ſehen, der gegenwärtig deſſen eigentliches Hochland bildet. Ich athme nun auch auf ſeinen Sandfeldern Hochlandluft, und dieſes eigentliche Hochland wird für das Volk des Südens werden, was Moſes und Joſua für die Kinder Iſrael's geweſen ſind. Denn wenn man von den Sklaven des Südens ſpricht, ſo iſt es ein Irrthum, wenn man ſich blos die Neger darunter denkt. Aber ebenſo unrichtig iſt es, wenn man ſich die ſüdlichen Staaten nur als ein Volk von Sklaven und Sklavenbeſitzern denkt. Wahrhaftig, es gibt ein freies Volk auch in den Sklavenſtaaten des Südens, das im Stillen an dem Werk der Befreiung arbeitet. Und wenn dies auch nur ein kleiner Haufen iſt — „fürchte dich nicht, du kleine Schar, denn der Wille eures Vaters iſt es, euch das Reich zu geben!“

Auch aus Dem, was ich hier ſehe und höre, wird es mir wahrſcheinlich, daß Georgia eine der leitenden Mächte bei dem künftigen Befreiungswerk ſein wird. Als der jüngſte von den zuerſt vereinigten dreizehn Staaten der Union iſt Georgia unter den erſten in der Thätigkeit für Amerikas Unabhängigkeit geweſen, und der Geiſt der Freiheit hat vom Anfang an hier mächtig gewirkt.

Alle Völker bewahren eine Spur ihres Urſprungs und empfangen ein gewiſſes Gepräge der Menſchen und der Verhältniſſe, durch welche ihre Kindheit beſtimmt worden iſt. Das iſt ganz natürlich. Darum kann man für den freiern und friſchern Geiſt, der in Georgien herrſcht, die Urſache leicht in dem erſten Gründer dieſes Staates, James Oglethorpe, und in den Colonien ſuchen, die darin unter ſeinem Schutze emporwuchſen.

Ich muß dir einige Worte über dieſen thätigen Mann

ſagen, deſſen Geſchichte ich kürzlich geleſen habe. Denn unter ſo Vielem hier auf Erden, was halb, hinkend und unfertig iſt und wovon ſich das Auge unbefriedigt abwendet, iſt es erfriſchend, den Blick auf ein Menſchenleben zu richten, welches die Probe hält und vom Anfang bis zum Ende ſeiner Arbeitszeit Eins will, dafür wirkt und dabei glückliche Erfolge erzielt — auf einen Mann, deſſen ganzer Lebenszweck darin beſteht, die Unfreien zu befreien, die Unglücklichen glücklich zu machen, und der deshalb den Grund zu einem Reiche legt.

Es iſt nicht viel länger als hundert Jahre, ſeitdem James Oglethorpe an der Spitze eines kleinen Haufens von Auswanderern in dieſes Land einzog und ſein Zelt auf der Landzunge aufſchlug, die zwiſchen dem Meer und dem Savannahfluß liegt und auf der jetzt die Stadt Savannah ſteht. Er war ein Engländer und hatte ein reiches wechſelvolles Leben gelebt, an einer Schule und im Felde, als Krieger und als Parlamentsglied. Ein Mann mit heldenmüthigem Sinn und mit einem Herzen voll Wohlwollen, warm fühlend und thätig, erbarmte er ſich der Vielen, die damals in England um geringer Schulden willen im Gefängniß ſaßen, verurtheilt, für immer darin zu bleiben. Er wirkte ihre Befreiung aus und erſah für ſie und für die verfolgten Proteſtanten ein Aſyl, eine Heimat der Freiheit, in den freien Ländern der Neuen Welt, in denen „Armuth keine Schande iſt und wahre Frömmigkeit ungehindert Gott verehren darf.“ Es war nicht ſchwer für ihn, in England Leute zu finden, die ſich für eine große menſchliche Idee intereſſirten. Es organiſirte ſich eine Geſellſchaft zur Ausführung von Oglethorpe's Plan und wirkte von Georg dem Zweiten das Eigenthumsrecht über eine Strecke Land zwiſchen dem Altamaha- und Savannahfluß aus, welche auf eine Zeit von zwanzig Jahren unter die Oberaufſicht der Geſellſchaft, „zum Schutz für die Armen“ geſtellt wurde. Das gemeinſchaftliche Siegel der Geſellſchaft zeigte auf

einer Seite eine Gruppe spinnender Seidenwürmer mit dem Motto: — „Nicht für sich selbst, sondern für Andere" — damit die Absicht der Beschützer der Gesellschaft aussprechend, für ihre Bemühungen oder ihre Gaben keinerlei Vergeltung anzunehmen. Auf der andern Seite des Siegels sah man den Genius von Georgien mit einer Freiheitscocarde auf dem Haupt, einem Spieß in der einen und einem Füllhorn in der andern Hand.

Das Gerücht von der Schönheit und dem Reichthum dieses gelobten Landes verlockte die Gemüther. Mit seinem kleinen Haufen von befreiten Gefangenen und unterdrückten Protestanten, zusammen etwa einhundert und zwanzig Personen, segelte Oglethorpe im November 1732 von England ab und langte nach einer Fahrt von siebenundfunfzig Tagen in Charleston an. Bald danach begab er sich den Savannahfluß hinauf und landete an der hohen Bergkette, die er zum Platz für die neuanzulegende Stadt auswählte.

Eine halbe Meile weit davon entfernt lebten Indianer vom Yamacrowsstamm und kamen, ihren Häuptling Tomochichi an der Spitze, um mit den Fremdlingen ein Bündniß zu errichten.

— „Hier ist ein kleines Geschenk" — sagte der rothe Mann, indem er eine Büffelhaut hinreichte, die auf der innern Seite mit dem Kopf und den Federn eines Adlers bemalt war. — „Die Federn des Adlers sind weich und bedeuten Liebe. Die Büffelhaut ist warm und bedeutet Schutz. Darum liebt und beschützt unsere kleinen Familien!"

Oglethorpe nahm die freundliche Einladung freundlich an.

Am ersten Februar schlug die kleine Colonie ihr Lager am Ufer des Flusses auf; Oglethorpe errichtete für sich ein Zelt unter vier Tannen und hatte in den nächsten zwölf Monaten keine andere Wohnung. Hier, in dieser schönen Gegend, wurde Savannah angelegt, sowie

es noch heut zu Tage steht, mit regelmäßigen Straßen und einem regelmäßigen Platz in jedem Viertel. Und durch den Urwald wurde ein Weg zu dem Garten gebahnt, der bald eine Pflanzschule für die Früchte Europas und Amerikas werden sollte. So begann der Staat Georgien, schon in seinem Entstehen „ein Zufluchtsort für die Bedrückten in Britanien, für die Bedrückten von Europas Völkern."

Das Gerücht davon tönte durch Europa. Die Mährischen Brüder, in ihrem Vaterland verfolgt, nahmen den Ruf an, der ihnen von England aus Land in Georgien für sie und ihre Kinder, auf zehn Jahre frei, auf ein ganzes Jahr freien Unterhalt und die Rechte und Freiheiten eines englischen Bürgers bot.

Mit Bibeln und Psalmbüchern versehen und mit einem Reisewagen für die Alten und für die kleinen Kinder zogen sie am Ende des Monats October 1733 unter Gebeten und Hymnen aus auf ihre Pilgerfahrt. So segelten sie den stolzen Rhein hinab, zwischen Weinbergen und Burgruinen dahin; so segelten sie hinaus ins weite Meer, mitten im Winter. Als sie das Land aus dem Gesicht verloren, stimmten sie einen Lobgesang an. Wenn das Meer ruhig war und die Sonne in ihrer Herrlichkeit hinabsank, sangen sie: — „Wie schön ist diese Schöpfung! Wie herrlich ist ihr Schöpfer!" — Wenn sich der Wind ungünstig zeigte, sandten sie Gebete empor, wenn er sich drehte, dankten sie dem Herrn. Wenn sich ein Sturm erhob, sodaß sie die Segel nicht aufsetzen konnten, erhoben sie ihre Stimmen im Gebet und im Gesang, inmitten des Sturmes, „denn den Herrn Jesus zu lieben, gibt gar großen Trost." So kamen sie an die Küsten der Neuen Welt.

Bei Charleston kam ihnen Oglethorpe entgegen und hieß sie willkommen. Fünf Tage später richteten sie ihre Zelte nahe bei Savannah auf. Weiter oben im Lande sollten sie ihren künftigen Aufenthalt suchen. Oglethorpe

versah sie mit Pferden und begleitete sie durch die Wildniß, durch Wälder und Moräste. Indianer mit Fackeln und Leuchtholz waren ihre Wegweiser. So wanderten sie, bis ein geeigneter Ort für diese kleine Colonie gefunden war. An einem kleinen Fluß, den sie Ebenezer nannten, bauten die Evangelischen Brüder ihre Häuser und gaben diesem Ort denselben Namen wie dem Fluß.

In demselben Jahre wurde Augusta gegründet. Indianische Händler fanden sich daselbst ein. Oglethorpe's Ruf drang durch die Wildniß und im Mai kamen die Häuptlinge von acht Dörfern aus dem Stamm der Muskhogeeren zu ihm, um ein Bündniß mit ihm zu schließen. Long-King, der lange, alte Häuptling des Oconasstammes, sprach für dieselben alle und sagte unter Anderm: — „Der große Geist, der überall um uns ist und allen Menschen ihr Leben gibt, hat die Engländer gesendet, um uns zu unterrichten." — Er hieß dieselben willkommen im Lande südlich von Savannah zur Cultur des Bodens, den sein Volk nicht benutzte. Und zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit legte er acht Bündel Bockshäute zu Oglethorpe's Füßen nieder.

Der Häuptling des Cowetastammes stand dann auf und sprach: — „Wir haben eine Reise von fünfundzwanzig Tagen gemacht, um euch zu sehen. Ich habe nie nach Charleston hinuntergehen mögen, aus Furcht, daß ich unterwegs sterben würde. Aber als ich hörte, daß ihr gekommen wäret und daß ihr gute Männer wäret, so kam ich zu euch, um gute Dinge zu hören." — Er gab hierauf den Landesverwiesenen Erlaubniß, ihre Verwandten, „welche sie liebten", aus den Creekstädten herbeizurufen, damit sie zusammen wohnen möchten. — „Rufet die Yamasseer zurück" — setzte er hinzu — „damit sie unter ihren Vätern in Frieden begraben werden können und ihre Gräber sehen, bevor sie sterben!"

Ein Häuptling der Cherokes kam zu den Engländern.

— „Fürchte nichts!“ — sagte Oglethorpe. — „Rede frei!“

Der Berghäuptling antwortete ihm: — „Ich rede stets frei. Was sollte ich fürchten? Ich bin ja jetzt unter Freunden. Ich fürchtete nichts, als ich unter Feinden war.“

Ein Choctahäuptling Namens „Rothschuh“ kam im folgenden Jahre und bot den Colonisten Handelsverbindungen an. — „Wir kommen einen weiten Weg“ — sagte er — „und wir sind ein großes Volk. Die Franzmänner bauen Festungen gegen uns. Wir haben lange mit ihnen gehandelt, aber sie sind arm an Waaren. Wir wünschen demnach mit euch zu handeln.“

Oglethorpe's Gewissenhaftigkeit bei den Verträgen mit den Indianern, sein edles Aussehen und seine edle Haltung sowie die Sanftmuth seines Charakters gewannen ihm das Vertrauen der rothen Männer. Er fand Gefallen an ihrer einfachen Weise und an ihren einfachen Sitten und suchte ihren Verstand aufzuklären und sie den Gott kennen zu lehren, den sie in ihrer Unwissenheit anbeteten.

Oglethorpe errichtete Gesetze für Georgia. Eins derselben verbot die Einführung starker Getränke. Ein anderes verbot die Einführung der Sklaverei.

— „Die Sklaverei“ — äußerte Oglethorpe — „ist gegen das Evangelium und streitet gegen Englands Grundgesetz. Wir wollen kein Gesetz erlassen, welches ein so entsetzliches Verbrechen gestattet.“

Und als später verschiedene „Leute von besserer Art“ in Savannah ein Gesuch um Einführung von Negersklaven einreichten, weigerte sich Oglethorpe dessen entschieden und erklärte, „daß er nichts weiter mit der Colonie zu thun haben wollte, wenn Negersklaven darin eingeführt werden sollten.“ Und beständig fuhr er fort, sich mit fast willkürlicher Gewalt der Einführung der Negersklaverei in Georgien entgegenzusetzen, obgleich mehre

Plantagenbesitzer in der Meinung, daß die nöthigen Arbeiten von weißen Arbeitern nicht besorgt werden könnten, sich anschickten, die Colonie zu verlassen.

Mit rastloser Thätigkeit wirkte Oglethorpe fortwährend in Georgien, bald dessen Grenzen erweiternd und befestigend, bald den Grund zu Städten legend, die Gemeinden ordnend oder neue errichtend. Er besuchte die Evangelischen Brüder in Ebenezer, steckte Straßen für ihre neue Stadt ab und lobte ihre gute Verwaltung. Innerhalb weniger Jahre stieg die Production der Rohseide in der kleinen Colonie auf zehntausend Pfund jährlich, und Indigo war bereits ein stehender Handelsartikel geworden. In ernsten Denkschriften eiferten die Colonisten gegen die Anwendung von Negersklaven und behaupteten, daß der weiße Mann auch unter der Sonne Georgiens vollständig arbeiten könnte. Ihre Religion vereinigte sie sämmtlich untereinander; sie entschieden ihre Streitigkeiten unter sich. Jeder Vorfall im Leben erhielt Bedeutung als eine göttliche Schickung, und die Innigkeit ihres Gottesdienstes beeinträchtigte die Ruhe ihres Urtheils nicht. Sie hatten Frieden und waren glücklich.

Von den Städten der Mährischen Brüder reiste Oglethorpe auf den Flüssen weiter südlich und besuchte die Inseln längs der Küste, voll von Palmettos, Weinreben, immer grünen Eichen und singenden „hundertzüngigen" Vögeln. Auf der Insel St.-Simons legte er die Festung Frederika an.

Aus Schottlands Hochland war ein Haufen tapfern Gebirgsvolkes ausgewandert, um unter Oglethorpe's Banner eine neue Heimat zu suchen. In schottischer Hochlandstracht segelte Oglethorpe den Altamaha hinauf bis nach Darien, wo sie ihre Hütten aufgeschlagen hatten, um sie zu empfangen. Und mit Hülfe dieser Tapfern beschloß Oglethorpe, die Grenzen Georgiens bis an den Fluß St.-Johns in Florida auszudehnen. Die Indianer

vom Stamme der Uchecer hörten dieſes Kriegsgerücht und eilten herbei, prächtig bemalt, um die Streitart im Bündniß mit Oglethorpe zu führen. Auf lange Reden und auf den Austauſch von Geſchenken folgte der wilde Kriegstanz. Muskhogeer und Chickeſaws kamen ebenfalls zu ihm, um ihr Freundſchaftsbündniß zu erneuern.

Eine große Berathung der Muskhogeer ſollte in Cuſitas, am Fluſſe Chattahouchen, gehalten werden. Oglethorpe machte ſich dahin auf den Weg durch einſame Pfade, ohne die Hitze des Tages oder den Thau der Nacht zu fürchten, und kam zu der großen Verſammlung, um ſeinen rothen Freunden mit herzlichen Worten zuzuſprechen, Geſchenke zu vertheilen, mit den Häuptlingen den heiligen „Saffey" zu trinken und die Friedenspfeife zu rauchen und mit ihnen ein feſtes Bündniß für Krieg und Frieden zu ſchließen.

Im Jahre 1734 reiſte Oglethorpe nach England und wirkte daſelbſt zum Vortheil der jungen Colonie. Im Jahre 1736 kam er mit einer Schar von dreihundert Auswanderern zurück, für die er ſorgte und die er leitete wie ein Vater. Er landete mit ihnen bei einer Anhöhe, nicht weit von der Inſel Tybee, „wo Alle auf ihre Knie niederfielen und Gott dankten, der ſie in Georgien hatte glücklich ankommen laſſen." Unter denſelben war abermals eine Anzahl Mähriſcher Brüder mit „einem Glauben über die Furcht," die in ihren Sitten die Gebräuche der erſten chriſtlichen Gemeinden wieder einzuführen ſuchten. Unter dieſen waren auch die Gebrüder Wesley. Charles Wesley, Oglethorpe's Secretär, brannte vor Begierde, ein Apoſtel Chriſti unter den Indianern zu werden und in der Neuen Welt „ein Leben zu führen, welches der Ehre Gottes ganz und gar gewidmet ſein ſollte." Er wünſchte aus Georgien eine religiöſe Colonie zu machen. — „Das Zeitalter" — ſetzt Bankroft (aus deſſen Geſchichte der Vereinigten Staaten

ich dieſe Erzählung zuſammengetragen habe) hinzu — „in welchem politiſche und religiöſe Bewegungen eins waren, war vorüber; der Fanatismus konnte in einer Periode der überwiegenden Handelsintereſſen nicht gedeihen. Myſtiſche Frömmigkeit, noch inniger durch ihren Abſcheu vor den Theorien des achtzehnten Jahrhunderts, erſchien wie ein Regenbogen in den Wolken, und Wesley war ein Mann der Wahrheit, welcher kommt, wenn ſich die Waſſer verlaufen und die Wolken aufgehellt haben, und ſeine Saat in der goldenen Stunde des Friedens ausſtreut.“ —

Später ſehen wir Oglethorpe auf Englands Befehl im Kriege mit den Spaniern in Florida, und in dieſem Kriege tapfer und ſiegreich, ſtets voran bei jeder Gefahr, alle Beſchwerden des Feldzuges mit den gemeinen Soldaten theilend, ſchonend gegen das Eigenthum friedlicher Einwohner mitten im brennenden Kriege und nach dem Siege menſchlich und mild gegen die Kriegsgefangenen.

Im Juli 1742 konnte Oglethorpe eine allgemeine Dankſagung in ganz Georgien für den gewonnenen Sieg und Frieden anordnen.

So wurde Georgien coloniſirt und vertheidigt; und als ſein Gründer und Vertheidiger, James Oglethorpe, ſein neunzigſtes Jahr erreicht hatte, konnte er auf ein gutes Werk zurückblicken, auf einen aufblühenden Staat, deſſen Grenzen er erweitert und befeſtigt und deſſen geiſtiges und materielles Leben er begründet hatte, ſodaß er das Lob, welches in England über ihn ausgeſprochen wurde, wohl verdiente: — „Nie iſt eine Colonie nach einem wahrhaft menſchlichern Plane gegründet worden!“

Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens wird er als „eine der ſchönſten Geſtalten, die man je ſehen konnte“, als ein Typus ehrwürdigen Alters geſchildert. Seine geiſtigen Fähigkeiten und ſeine Sinne waren ſo friſch wie jemals, und ſein Auge klar wie immer; „ſtets

heroiſch, romantiſch und voll von alterthümlicher ritterlicher Artigkeit — der ſchönſte Repräſentant aller Tugenden und Eigenſchaften, welche das Ideal eines echten Cavaliers ausmachen.“ Und ſo warm war ſein Herz und ſo eifrig ſeine Thätigkeit für das Wohl der Menſchen — welchem Volk und welcher Race ſie auch angehörten — daß lange nach ſeinem Tode ſein Name noch genannt wurde, um das „Wohlwollen einer großen Seele“ (vast benevolence of soul) zu bezeichnen.

Nach ſeinem Ableben wurden mehre ſeiner hochſinnigen Geſetze aufgehoben. Starke Getränke wurden in Georgien eingeführt und allmälig auch die Negerſklaverei. Aber der Geiſt der Freiheit und Frömmigkeit, der das Leben von Oglethorpe's Leben war und der Georgiens erſte Coloniſten beſeelte, lebt doch noch in Georgien. Ich ſehe ihn, ich höre ihn, ich fühle ihn. Die Auswanderung aus den nördlichen Staaten, beſonders aus den Staaten Neuenglands, die ſich immer mehr hierher zieht und Einfluß auf das Volk und auf die Einrichtungen übt, iſt mir auch ein Beweis davon und zugleich eine Bürgſchaft für die weitere Entwickelung des Freiheitslebens. Ich bemerke es auch an dem freiern und glücklichern Leben der Neger in Savannah und an dem ihnen daſelbſt eingeräumten Rechte, ihre eigenen Kirchen zu haben und ſelbſt zu predigen. Außerdem wird in Georgien ſehr viel für den Unterricht der Negerſklaven im Chriſtenthume und für ihre Befreiung und Coloniſation in Liberia, an der Küſte Afrikas, gewirkt. In jedem Jahre geht von Savannah ein Fahrzeug dahin ab, mit ſchwarzen Coloniſten aus befreiten Sklaven bemannt, mit Lebensmitteln, Geld und Geräthſchaften ausgerüſtet. Ich habe mehre eigenhändige Briefe von ſchwarzen Auswanderern aus Liberia geſehen, welche das gute Verhältniß beweiſen, in welchem ſie mit dem Mutterſtaate und mit mehren Perſonen deſſelben, namentlich durch die kirchliche Verbindung, ſtehen. Denn

jede Religionsgesellschaft unterstützt ihre Glaubensgenossen in den afrikanischen Colonien, welche übrigens von ihren eigenen schwarzen Beamten und Geistlichen regiert werden.

Je mehr ich von diesem schwarzen Volke sehe, desto mehr erregt es meine Neugierde und mein Interesse. Nicht, daß ich bei den Negern etwas Großes sähe, Etwas, das sie der weißen Menschenrace überlegen machte; ich kann mich vielmehr von dem Glauben nicht los machen, daß sie in Bezug auf intellectuelle Fähigkeiten unter uns stehen und unter uns bleiben werden. Aber sie haben eigenthümliche und ungewöhnliche Gaben. Ihr moralisches Gehör scheint mir eben so rein und fein wie ihr musikalisches zu sein; ihr Gefühlsleben ist stark und innig, und ihre gute Laune und ihr heiterer Sinn sind augenscheinlich eine eigenthümliche Naturgabe oder richtiger eine Gabe Gottes. Und wenn sie sich nicht originell als schaffende Geister zeigen, so liegt in der Aneignung und Anwendung Dessen, was sie lernen, eine wahrhaft frische und erfrischende Originalität. Das hört man an ihren eigenthümlichen Gesängen, den einzigen originellen Volksliedern, welche die Neue Welt hat; ebenso sanft, heiter und fröhlich, wie unsere Volkslieder melancholisch sind. Das hört man auch an ihrer Auffassung der Lehren des Christenthums und an ihrer Anwendung derselben auf das Leben.

Am vergangenen Sonntage war ich in einer Negerbaptistenkirche hiesigen Orts mit einem der edelsinnigen und thätigen Söhne der Auswanderer, einem Mr. Fay, wohnhaft in Savannah, der mir viel Freundlichkeit erweist. Der Prediger dieser Kirche hieß Bentley (glaub' ich) und war ein vollständiger Neger. Er predigte ex tempore mit großem Leben und vieler Richtigkeit. Er

ſprach von dem Erſcheinen des Erlöſers auf Erden und wie und warum derſelbe erſchienen ſei.

— „Ich erinnere mich" — ſagte er — „als einſtmals der Präſident der Vereinigten Staaten nach Georgien und in unſere Stadt Savannah kam. Ich erinnere mich, wie viel Weſen die Leute damals machten und wie ſie ihm in großen Wagen entgegenfuhren. Die Eiſenbahnwagen dampften entſetzlich, und aus den großen Kanonen wurde Schuß auf Schuß gelöſt. Und der Präſident kam in einem großen ſchönen Wagen und wurde in das beſte Haus in der ganzen Stadt (es war Mrs. Scarborough's Haus!) gebracht. Und als er da hineingegangen war, ſetzte er ſich ans Fenſter. Aber um das ganze Haus war eine Schnur gezogen, um uns Neger und andere arme Leute abzuhalten, näher ans Haus zu treten. Wir mußten draußen ſtehen und konnten den Präſidenten nur ſehen, wie er am Fenſter ſaß. Aber die großen Herren und die reichen Leute gingen ungehindert die Treppe hinauf und durch die Thür und hinein zu dem Präſidenten und ſchüttelten ihm die Hand!

„Kommt Chriſtus auf dieſe Weiſe? — Kommt er zu den Reichen und ſchüttelt denen die Hände? — Nein! Geſegnet ſei der Herr, er kommt zu den Armen! — Er kommt zu uns, und zwar unſertwegen, meine Brüder und Schweſtern!" — — — «Ja, ja! — Amen! — Er kommt zu den Armen, zu uns! Geſegnet ſei er! Amen! Hallelujah!» — tönte es in der ganzen Kirche eine gute Weile wieder, und die Verſammelten ſtampften mit den Füßen, lachten und weinten mit freudeſtrahlenden Geſichtern.

Hierauf fuhr der Prediger fort, zu erklären, wodurch Chriſtus ſich als Geſandter des Höchſten bewieſen habe.

— „Denkt euch das folgendermaßen, meine Freunde" — ſagte er. — „Wir haben hier eine Plantage mit ſchwarzen Arbeitern. Aber der Beſitzer der Plantage iſt weit entfernt, weit über dem Meere, in England; und

die schwarzen Arbeiter auf der Plantage haben sein Angesicht nie gesehen. Sie haben nie einen größern Mann gesehen als den Aufseher (the overseer). Aber plötzlich erfahren sie, daß der Eigenthümer der Plantagen, ihr Herr und Gebieter, dahin kommen wird. Sie sind sehr begierig, ihn zu sehen, und sehen sich alle Tage nach ihm um. Eines Tages sehen sie den Aufseher mit einem andern Herrn kommen, den sie früher noch nie gesehen haben. Aber er ist schlechter und einfacher gekleidet als der Aufseher. Der Letztere hat einen feinen Frack mit Knöpfen, ein weißes Halstuch, einen schönen Hut und trägt Handschuhe an seinen Händen. Aber der fremde Herr ist ohne Handschuhe und sehr nachlässig, in der That sehr einfach gekleidet. Und wenn die Neger den Aufseher nicht gekannt hätten, so hätten sie glauben können, daß er der Herr wäre. Aber nun sehen sie, daß der fremde Herr dem Aufseher Befehle gibt, daß er durch denselben einen Neger hierhin, den andern dorthin schickt, daß er durch ihn mehre Neger zu sich rufen läßt und daß der Aufseher und die Neger Alles thun müssen, was er will und befiehlt. Daran merken sie, daß er der Herr ist!"

Wie lebendig und schön ist nicht diese Darstellung für die Neger, frisch aus ihrem täglichen Leben genommen.

Am Nachmittag desselben Tages war ich auch mit Mr. Fay in der Kirche, um eine andere Negerpredigt zu hören. Der Prediger war ein ältlicher Mulatte, ein hübscher alter Mann, der sich ein Vermögen erworben hat und unter seinem Volke großes Ansehen als Prediger und Täufer genießt.

Er erwähnte in seiner Predigt, daß er 95 Jahre alt sei, und erzählte von seinen religiösen Lebenserfahrungen, von den Bekümmernissen und Qualen seines Gemüthes, die so weit gegangen wären, daß er dem Selbstmorde nahe gewesen sei, und endlich von seinen Gefühlen, als der Begriff von Christus und der

Erlösung durch Denselben seinem Verstande aufgegangen sei.

— „Die ganze Welt war seitdem für mich verändert" — fuhr er fort — „Alles schien mir wie neugeboren und strahlend von neuer Schönheit. Auch die Begleiterin meines Lebens, meine Hausfrau, schien mir wieder jung zu werden und glänzte in neuer Schönheit vor mir, und ich konnte nicht umhin, ihr zu sagen: — «Wahrlich, meine Frau, ich liebe dich!»

Ein junges Frauenzimmer auf der Bank, auf welcher ich saß, beugte sich bei diesen Worten nieder, um zu lachen. Ich beugte mich auch nieder, aber um Thränen zu vergießen, welche Freude, Sympathie, eigene Lebenserinnerungen und diese lebendige, kindliche, naturgetreue Schilderung mir entlockten.

Nach der Predigt schüttelte Mr. Fay und ich dem Andrew Marshall die Hände. Ein Chor auf der Emporkirche, aus Negern und Negerinnen bestehend, sang vierstimmig und so rein und schön, wie man sich kaum denken kann.

Nach dem Gottesdienste trat ein Weib hervor und kniete bei dem Altar nieder, in tiefer Bekümmerniß, wie es schien. Und der alte Prediger betete für sie, für ihre Sorgen und ihren geheimen Kummer, ein schönes, inniges Gebet. So in der Kirche über und für betrübte Gemüther zu beten, scheint in den Kirchen der Baptisten gebräuchlich zu sein.

16. Mai.

Hier ist es jetzt sehr warm, und die Wärme ist ermattend. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich mich wohl befinden in Savannah, in dem Hause, in welchem ich lebe, wo Herrschaft und Diener (Neger) alle von demselben Geist der Güte und des Wohlwollens durchdrungen zu sein scheinen und wo ich mehre, mir sehr liebe Bekanntschaften gemacht habe. Am liebsten unter den-

ſelben iſt mir die Familie Mr. Intoſh, eine von denen, welche für den Unterricht und die Coloniſation der Sklaven wirken. Die jungen Töchter des Hauſes ſelbſt haben auf der Plantage ihres Vaters die kleinen Negerkinder unterrichtet und rühmen ihre Fähigkeiten ſehr. Sie ſollen namentlich Vergnügen an Bildern und Erzählungen finden und davon leicht Eindrücke in ſich aufnehmen. Darüber habe ich mich ſehr gefreut. Welcher ſchöne Wirkungskreis ſteht auf dieſem Wege den jungen Töchtern des Südens offen! Aber ich fürchte, daß es nur Wenige ſind, welche dieſen Weg betreten!

Mit dieſer liebenswürdigen Familie habe ich mich verabredet, im nächſten Jahre eine Vergnügungsreiſe nach Florida zu machen, woſelbſt einer von den Söhnen des Hauſes wohnhaft iſt. Aber „l'homme propose, et Dieu dispose!“

In der Umgegend von Savannah gibt es eine Menge ſchöner Stellen längs der hohen Flußufer hin, und der Reichthum an ſchönen Bäumen und Blumen iſt außerordentlich. Es freut mich, in mehren Namen derſelben ſchwediſche Familiennamen zu hören und Zeichen von Linné wiederzuerkennen; ſo z. B. habe ich hier Rudbeckia, Lagerſtroemia (ein ſehr ſchönes Buſchgewächs mit hellrothen Blüten, denen des roſenrothen Lorbers gleichend) und mehre andere kennen gelernt.

Die freundlichen Frauen hier (ich habe unter denſelben einige ausgezeichnete Perſönlichkeiten kennen gelernt) fahren mich in ihren Wagen hinaus, um die ſchönen Stellen und die parkähnlichen Waldungen der Umgegend zu ſehen. Bonaventüre iſt ein großer Park, der zu den Merkwürdigkeiten dieſer Gegend und des ganzen Südens gehört. Die großen Lebenseichen, in Gruppen und Alleen, mit ihren lang herabhängenden Mooſen, bilden überall die ſchönſten gothiſchen Tempelwölbungen. Und wenn die Abendſonne ihre glühenden Strahlen durch dieſe tiefen, düſtern Säulenreihen ſendet,

zeigen sich Wirkungen von außerordentlicher Schönheit. Amerikas junge Künstler sollten hierher kommen und dieselben studiren.

Man hat jetzt angefangen, einen Theil dieses schönen Parks zu einem Begräbnißplatz zu verwenden; weiße Marmorsteine erheben sich seitdem unter den herabhängenden Moosen der Lebenseichen. Diese Moosgewächse stehen jetzt in ihrer Blüte, und diese Blüte ist ein kleiner hellgrüner knopfähnlich geschlossener Pentandrist mit einem feinen Wohlgeruche. Andere Prachtblumen des Südens, Magnolia grandiflora, Capjasmin und andere beginnen allmälig auszuschlagen, aber ihr Duft ist zu stark und zu mächtig für meinen Geschmack. Der Wohlgeruch der Wälder hier ist übermäßig, und nicht gesunde Frauen, die eine feine Haut haben, bekommen, wenn sie während dieser Zeit durch einen Wald fahren, rothe Flecken und Geschwüre im Gesicht; denn die Düfte dieser Blumen enthalten Gift. Mir kommen sie erstickend vor. Wie lieblich und erfrischend sind dagegen nicht die Düfte der Nadelwälder und der Lilienbeete in unserer Heimat!

Heute, als ich ganz allein ein kleines Wäldchen, mitten im Sandfelde und in der Nähe der Stadt, durchstreifte, fand ich darin einen Reichthum von den schönsten Erdbeeren und wunderte mich nicht wenig, daß die Negerkinder dieselben in Frieden gelassen hatten. Ich pflückte davon und kostete; aber sie hatten gar keinen Geschmack. Es waren falsche Erdbeeren.

Eine andere falsche Schönheit auf dem grünen Boden des Südens ist der sogenannte „prickly pear“, ein kleiner niedriger Cactusstrauch mit schönen hellgelben Blüten, aber so voll von feinen, mit Häkchen versehenen Stacheln, daß man, wenn man die Blüte bricht, mehre Tage lang mit den Stacheln in den Fingern zu thun hat.

Eine schöne Einrichtung, die ich hier besucht habe, ist ein Asyl für vater- und mutterlose Kinder von allen

Völkern und allen Religionsbekenntniſſen. Es ſteht unter einer Direction von Frauen, die ebenfalls verſchiedenen Völkern und Religionsbekenntniſſen angehören. Ich beſuchte dieſes Inſtitut mit einer der Directricen, welche Jüdin und ihrem religiöſen Bekenntniſſe ſehr zugethan war, welches (nach ihrer Anſicht) dem Bekenntniſſe der chriſtlichen Unitarier ſehr nahe kommt. Das Aſyl genießt die Pflege der Barmherzigen Schweſtern (Katholiken) mit trefflichen Grundſätzen, aber entſetzlichen Hüten oder Schirmmützen, bei denen man in der Weltentſagung weit gekommen ſein muß, um ſie zu tragen.

Die Kinder und die für dieſelben getroffenen Einrichtungen gewährten einen freudigen Anblick. Die Kinder dürfen ſich ihr kirchliches Bekenntniß ſelbſt wählen, und ich ſah zwei junge Schweſtern, von denen die eine Methodiſtin, die andere Mitglied der Biſchöflichen Kirche war.

Jetzt rüſte ich mich, Savannah zu verlaſſen, und nach Auguſta, höher hinauf in Georgia gelegen, zu reiſen. Ich gedenke den Savannahfluß hinauf zu ſchiffen, obwol man ſagt, daß dieſe Reiſe langſam und bis auf die Scenerie ſehr einförmig ſei.

Wenn ich nach Hauſe komme, werde ich ſchöne Nähkörbchen von Tannenzapfenſchuppen für dich haben, welche die freundlichen Frauen hier ſelbſt verfertigt und mir geſchenkt haben. Dieſe Körbchen ſehen ſonderbar, aber ſehr ſchön aus.

Siebzehnter Brief.

Columbia in Südcarolina, 25. Mai 1850.

Es ist eine lange Zeit, meine liebe Agathe, seitdem ich zum letzten male mit dir gesprochen habe. Aber Tage und Stunden fahren dahin wie ein Strom und ich habe nur wenige Stunden für mich.

Ich schrieb dir zuletzt aus Savannah. Kurz darauf verließ ich diese Stadt, mit Güte und mit Geschenken von deren freundlichen Bewohnern überhäuft bis auf die letzte Stunde. An meinen Wirth Mr. Tefft werde ich wegen seiner innigen Güte und wohlwollenden Gesinnung stets mit Dankbarkeit denken. Im letzten Augenblicke noch zwang er mich, ihn meine Reise nach Augusta bezahlen zu lassen.

Man spricht von der Erwerbsgier der Amerikaner, und mit Recht; aber mit demselben Rechte sollte man auch von ihrer Neigung zum Geben sprechen. Sie geben ebenso gern, wie sie gern erwerben. Gerade wie ich an Bord gehen sollte, kam ein schwedischer Schiffscapitän, welcher Einigen von meinen Bekannten in Savannah gesagt hatte, er wünsche mich zu sehen, weil er an demselben Ort erzogen worden sei, an welchem ich und Mamsell Lind erzogen worden wären. Ich hatte keine besonders freundliche Vorstellung von der Erziehungsanstalt, in welcher wir Drei gemeinschaftlich erzogen worden sein sollten. Und als

nun mein seefahrender Landsmann zu mir kam und wir einander die Hände geschüttelt hatten, fragte er: — „Sind Fräulein nicht in Stockholm erzogen worden?“ — Ich bejahte diese Frage.

— „Ja, ja!“ — sagte er darauf mit bedeutungsvollem Kopfnicken — „so ist es; ich war dessen gewiß. Und in Stockholm habe ich meine Erziehung ebenfalls erhalten.“

Wir schüttelten einander nochmals die Hände und der gute Mann — denn er sah aus, wie ein guter und gemüthlicher Mann — gab mir auch ein Geschenk, das ich mit mir nach Schweden heim nehmen sollte. Fast erliegend unter der Last von Geschenken, die noch in den letzten Stunden in meine Arme gelegt wurden, reiste ich ab.

Und kaum kann ich aussprechen, wie viel Genuß ich von dieser Reise auf dem Savannahflusse hatte, die mir als so einförmig und so langweilig geschildert worden war.

Das Wetter war göttlich, und da die Strömung stark und der Fluß von den Frühlingsgewässern angeschwollen war, so ging die Fahrt stromaufwärts langsam, und ließ mir hinlänglich Zeit, die Ufer in Augenschein zu nehmen, zwischen denen sich der Fluß dahin schlängelt und die Meile auf Meile und Stunde auf Stunde nur eine einzige Scenerie zeigten; aber diese bestand in — — — Urwald. Massen von Laubholz, unzählige Bäume, Buscharten und schöne Schlingpflanzen zeigten sich auf dem Wasser ruhend auf beiden Seiten des Flußbettes — den Ufern von Georgien und Carolina. Hoch, tief, undurchdringlich breitet sich der Urwald dort, wie mir gesagt wurde, mehre Meilen weit nach dem Innern des Landes aus, bevor Wasser und Pflanzenwuchs der Bodencultur Platz machen. Hier herrschte der Urwald in seiner ursprünglichen Ueppigkeit und Herrlichkeit. Ich glaubte bei dem dritten Schöpfungstage gegenwärtig zu sein, als Gott die Pflanzen-

welt ins Daſein rief, „jeder Baum mit ſeinem Samen;“ bei dem Tage, an welchem die Erde ihren mütterlichen Schoos öffnete und alle Kräuter, Blumen und Bäume der Erde hervorbrachte. Der Savannah mit ſeinem rothbraunen Waſſer war ein Fluß, ſoeben dem Chaos entſprungen und noch reich an deſſen Saft; er hatte noch nicht Zeit gehabt, ſich zu ſetzen und ſein Waſſer zu klären, als die grünen Gewächſe in wilder Ueppigkeit hervorſprangen. Es war, als ob der Fluß mit dieſen, ſoeben aus dem Waſſer emporgeſtiegenen Pflanzen ſpielen wollte und die Pflanzen ſchienen ſich nicht von dem Fluſſe trennen zu wollen, halb aber auch ſich zu ſehnen, auf deſſen Grund zurückzuſinken. Blühende Schlingpflanzen zogen ſich hinauf in die Wipfel der Bäume und ſanken dann von dieſen hernieder, um ſich wieder in die Wellen des Fluſſes zu tauchen. Aus dieſen Maſſen von Grün, welches Mauern, Säulengänge, Pyramiden und die phantaſtiſchſten maſſiven Geſtalten bildete, blickte zuweilen ein Catalpabaum in einer Flamme von weißgelben Blüten hervor; dunkelgrüne, ernſte Magnolien trugen ihre ſchneeweißen Blüten gegen das Licht, rein und ſchön, wie dieſes ſelbſt. Sykomoren, Ambrabäume, Tulpenbäume mit prächtigen gelb- und rothgeſprenkelten Blumen, Maulbeerbäume, viele Arten von Eichen, Ulmen und Weiden bemerkte ich, indem ich vorüberfuhr, und hoch über allen ſtanden die Cypreſſen mit lang herabhängenden Mooſen, gleich Patriarchen ihre ſtarken Arme über die niedrigen Pflanzenfamilien ausbreitend. Keine menſchliche Wohnung iſt an dieſen Ufern zu finden, keine Spur einer menſchlichen Thätigkeit. Auch vom thieriſchen Leben iſt hier Nichts zu ſehen und zu hören; und obgleich die Alligatoren (Amerikas Krokodile) im Savannahfluſſe ſehr zahlreich zu finden ſein ſollen, ſo ſah ich doch kein einziges; kein Vogel ſang; Alles war ſchweigend und ſtill, auch der Wind. Es war eine Oede voll von phantaſtiſcher Schönheit, und gegenwärtig gerade in der Blüte

ihres Reizes. Nur an einer Stelle sah ich auf den nackten Zweigen einer abgestorbenen Föhre zwei große Raubvögel sitzen, daran erinnernd, „daß der Tod in die Welt gekommen war."

So ging die Fahrt (in einem „high pressure"-Boot, the Oregon, mit zwei schnaubenden Schornsteinen) den Fluß hinauf, Meile auf Meile, Stunde auf Stunde, während Morgen und Abend, Sonne und Mond zu wetteifern schienen, dieses Schauspiel zu verschönern. Und ich sang in meinem Herzen, wie früher Georgiens älteste Colonisten gesungen haben: — „Wie schön ist die Schöpfung, wie herrlich ist ihr Schöpfer!" — Und dann dachte ich: — „Welch' ein Gedicht, welch' eine herrliche Romanze ist doch dieser Welttheil in seinem Naturleben! Welchen Reichthum, welche schöne, wechselnde Scenen umschließt er in seinem Schooße!"

Ich war nun wieder allein mit Amerika, und Amerika öffnete mir seine Geheimnisse und zeigte mir seinen Reichthum, das Erbe künftiger Geschlechter.

Der Savannahfluß bildet die Grenze zwischen Carolina und Georgien. In Carolina hatte ich zärtlich geliebte Freunde, aber Georgien liebte ich mehr und wandte mich an dessen Ufer wie nach einem freiern jugendfrischern Land. Die Reise war ein ununterbrochnes Fest für mich, und ich wollte blos schweigen und genießen. Aber um dies zu können, mußte ich im Salon einer Schar von schönen, aber wilden jungen Mädchen ausweichen, die auf ihre eigene Hand eine „pleasure-party" machten und hin und her sprangen, plaudernd, schreiend und lachend. Und auf dem Verdeck mußte ich vor einigen Herren entfliehen, Plantagenbesitzern, die artig sein und eine Unterhaltung führen wollten, aber nichts als „Baumwolle, Baumwolle, Baumwolle" sagten und sich lediglich um die amerikanische Baumwolle drehten. Ich entfloh vor diesen Baumwollenverehrern und suchte allein

zu sein mit dem Flusse und dem Urwalde, mit dem Schatten und dem Lichte darin.

Unter dem Haufen junger Mädchen war auch ein junger Mann, ein schöner junger Mensch, der Bruder oder Verwandte eines der Mädchen. Er mußte später am Abend das Fahrzeug verlassen. Die wilden jungen Mädchen nahmen ihn her, umarmten ihn und küßten ihn eine nach der andern unter Scherz und Gelächter, während er halb verdrießlich, halb entzückt, sich aus ihren Armen loszureißen suchte. Welchen Eindruck mußte dieser junge Mann von diesem nächtlichen Auftritt mit sich nehmen? — Gewiß nicht Achtung gegen das weibliche Geschlecht! Einer von den ältlichen Herren auf dem Verdeck schüttelte den Kopf über das Benehmen dieser jungen Mädchen und sagte: — „They make a fool of that young man!“ — Erst spät in der Nacht ließ mich der Lärm einschlafen, den diese jungen Mädchen machten.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und die Erde schien einen Festtag zu feiern, so still und so feierlich geschmückt erschien die Natur. Die wilden jungen Mädchen waren still und sammelten sich draußen vor meiner Kajüte, deren Thür nach der Fußseite offen war. Sie waren sichtbar gestimmt, etwas Ernstes zu hören und zu denken. Der Friede des Feiertages ruhte auf diesen jungen Herzen. Und hätte irgend ein Mann der Wahrheit, vom Himmel gesandt, jetzt den Samen der Wahrheit und die Begriffe des höhern Lebens in diese jugendlichen Seelen ausgesäet, so wäre die Saat sicher in guten Boden gefallen. Ich glaube an die angeborene Innerlichkeit der weiblichen Natur und an ihre Verwandtschaft mit dem Höchsten, und es thut mir weh, wenn ich sie so verwildert sehe wie hier. Nicht etwa, als ob ich dächte, eine wilde Stunde habe in einem Menschenleben viel zu bedeuten. Alles hängt dabei von der Hauptrichtung des Ganzen ab. Aber überläßt man die Natur lediglich sich selbst, so wird eine Wildniß dar-

aus; und eine Wildniß in der Menschennatur ist weit weniger schön als die des Urwaldes; — und auch in der letztern wäre nicht gut zu leben. Ein ordnender Geist einer höhern Natur muß Hand an den jungen Heiden legen, um ihn vollständig menschlich und schön zu machen.

Väter und Mütter in der jungen Neuen Welt scheinen nicht recht an das alte Sprüchwort zu denken: — „Gewohnheit ist die zweite Natur!" — und an das eben so gute: — „Es ist leichter einen Bach als einen Fluß zu dämmen!"

Als die Nacht nach diesem Tage anbrach, wurden die jungen Mädchen hier und da bei einzelnen Plantagen ans Land gesetzt, von denen Boote an das Fahrzeug kamen, um sie abzuholen; und von den Ufern des Flusses hörte ich liebevolle begrüßende Stimmen, sah ich freundliche Lichter in der tiefen Dunkelheit glänzen. Denn der Mond war bereits untergegangen und die Finsterniß der Nacht ist hier sehr dicht um die Zeit, wenn an unserm heimatlichen Himmel die Abendröthe Himmel und Erde beglänzt, bis sie von der Morgenröthe abgelöst wird.

Es war an einem Sonnabend Nachmittags, als ich in Savannah an Bord ging. An einem Montag Morgens war ich in Augusta, wo der liebenswürdige ehrenwerthe Mr. Bones mich in seinem Wagen in seine Wohnung abholte. Hier wurde ich mit großer Freundlichkeit von seiner Frau empfangen, einer besonders einnehmenden Irländerin mit einem schönen Gesicht von englischem Charakter, aber mit mildem Ausdrucke, und von Hannah Longstreet, dem blassen Mädchen aus dem Süden, das ich zuerst auf meiner Reise über das Meer sah und an dem ich so viel Gefallen fand. Mit Freude fand ich sie jetzt bedeutend besser als damals bei der Rückkehr von ihrer europäischen Reise; sie war in ihrer Heimat und im Kreise der Ihrigen noch liebenswürdiger als früher.

Hier verbrachte ich einige recht angenehme Tage, em-

pfing blos des Abends Besuche und machte am Tage Vormittags Ausflüge auf die Plantagen in der Umgegend und auf andere Orte. Auch hier mußte ich dieselben trivialen und langweiligen Fragen hören, darunter die gewöhnlichste und die schlimmste: — „Entsprechen die Vereinigten Staaten Ihren Erwartungen?" — Aber ich lernte auch mehre vortreffliche Menschen kennen, sowol Männer als Frauen, wahre Christen und Bürger der Neuen Welt, die im Stillen das Werk der Befreiung ausführen, klug und thätig, indem sie den Sklaven auf den Weg der Selbstbefreiung helfen, und zwar dadurch, daß sie ihnen Gelegenheit geben, Geld zu verdienen, daß sie ihnen helfen, dieses Geld zu verwahren, daß sie dieselben zu Fleiß und Wohlverhalten durch die Aussicht auf ihre Befreiung nach ihrer bestimmten Zeit von wenigen Jahren, oft in noch kürzerer Zeit, ermuntern und ihnen dann die Freiheit zu Theil werden lassen, welche sie erarbeitet haben. Wie schön erschienen sie mir, wenn ich sie sah, besonders ein ältlicher Mann und ein ältliches Frauenzimmer; wie gut und wie liebenswürdig erschienen sie mir! Wie glücklich fühlte ich mich, sie kennen zu lernen!

Einer von diesen Menschenfreunden hatte einer Negerfrau ein kleines Capital vorgestreckt, mit welchem diese auf eigene Hand eine Arbeit unternahm, durch welche sie nicht blos allmonatlich ihrem Besitzer die Zinsen der Summe bezahlte, für welche dieser sie gekauft hatte, sondern auch Mittel fand, vier von ihren Kindern der Sklaverei loszukaufen; nur ihr fünftes Kind war noch nicht frei, sollte aber durch den Geldbeitrag eines wohlwollenden Mannes seine Freiheit ebenfalls bald erhalten. Aber was meinst du von dieser Sklavin, die nicht danach fragt, daß sie selbst Sklavin bleibt, sondern nur daran denkt, ihre Kinder loszukaufen? — Eine solche Mutter wäre in den Zeiten Athens und Spartas als ein „Ruhm des menschlichen Geschlechts" ausgerufen worden. Allein

dieſe Mutter blieb eine unbekannte Sklavin. Wahr iſt es, daß ſie ſich in ihrer Stellung wohl befindet und ſich nicht eine Freiheit wünſcht, die ſie in ihrem Alter nicht erlangen könnte, ohne ein ſorgenfreies Leben gegen ein beſchwerliches zu vertauſchen — wenigſtens in Liberia — „Wenn ich alt werde und nicht mehr arbeiten kann" — ſpricht ſie — „ſo wird meine Herrſchaft für mich ſorgen!"

Und ſo denken viele ältere Sklaven und kümmern ſich nicht darum, eine Freiheit zu erlangen, in deren Genuß ſie ſelbſt für ſich ſorgen müßten. Und das iſt gut, wenn ihre Herrſchaft gut iſt oder nicht vor ihren alten Sklaven ſtirbt. Denn in dieſem Falle iſt ihr Schickſal höchſt ungewiß und wird zuweilen bei fremden Beſitzern weit ſchlimmer als das der Hausthiere.

Bei meinen Beſuchen auf einigen Plantagen erkannte ich deutlich, daß die Frauen mich mit mistrauiſchen Blicken betrachteten. Eine von dieſen Frauen gefiel mir nichts deſto weniger. Sie ſchien mir eine friſche, ſchöne, mütterliche Natur zu ſein. Ich bat um ihre Erlaubniß, mich in dem Sklavendorfe, nahe bei der herrſchaftlichen Wohnung umzuſehen. Sie gab mir dieſelbe kalt und begleitete mich. „The hands" („die Hände" werden im Süden die Arbeitsneger, „the field-hands" auf den Plantagen genannt) waren draußen auf dem Felde, um Korn zu ernten, und ihre Häuſer waren verſchloſſen. Einige derſelben fand ich jedoch offen, und in dieſe ging ich hinein. In einem dieſer Häuſer ſaß ein alter Neger mit einem kranken Fuße auf ſeinem Bette. Er ſelbſt und Alles im Hauſe trug das Gepräge von Sorgfalt und guter Abwartung.

— „Er iſt gut verſorgt in ſeinem Alter, denn er iſt einer von unſern Leuten" — ſagte Mrs. E** laut zu mir, ſodaß die Neger es hören konnten — „wäre er frei, ſo würde er nicht ſo gut verpflegt werden."

— „Warum?" — dachte ich, aber ich ſchwieg, denn ich wollte der Neger halber nicht laut reden.

— „Auch wir, auf unſern Beſitzungen in Schweden, haben alte und kranke Dienſtboten; und obgleich dieſelben frei ſind und frei den ganzen Lohn genießen, den ſie verdienen, ſo halten wir es doch nicht weniger für Pflicht und Schuldigkeit, ihnen alle nur mögliche Pflege im Alter und in Krankheitsfällen angedeihen zu laſſen, und, wenn ſie uns gut gedient haben, ihr Alter ſo glücklich wie möglich zu machen, ſo weit unſere Mittel reichen. So handeln wenigſtens die guten Herrſchaften in Schweden. Die böſen Herrſchaften daſelbſt mögen, ſowie die böſen Sklavenbeſitzer hier, fahren — — wohin ſie gehören.“

Das hätte ich Mrs. E** gern geſagt, und würde es auch geſagt haben, wenn wir allein geweſen wären; denn ich konnte in ihr nichts Anderes ſehen als eine etwas ſtolze, aber im Grunde edle Natur, welche durch die Unbilligkeit der Abolitioniſten gegen die Stellung der Sklavenbeſitzer zur Unbilligkeit gegen die Arbeiter getrieben worden war, deſſenungeachtet aber die Wahrheit einſehen konnte und eingeſehen haben würde, wenn ſie ohne polemiſche Bitterkeit ihrem freien Urtheile anheimgeſtellt worden wäre. Allein ich erhielt keine Gelegenheit, ſie auf dieſe Probe zu ſtellen, denn wir waren nie allein.

Die Sklavendörfer in Georgien haben daſſelbe Ausſehen wie die in Carolina. Die Lage der Sklaven auf den Plantagen ſcheint mir ebenfalls dieſelbe zu ſein. Die gute und die böſe Herrſchaft macht den einzigen Unterſchied, der aber in ſolchen Verhältniſſen unermeßlich iſt.

— „Hier wohnt ein Plantagenbeſitzer, der wegen ſeiner Grauſamkeit gegen ſeine Leute bekannt iſt!“ — wurde mir einmal geſagt, als ich an einem ſchönen Landhauſe vorüber fuhr, das von belaubten Bäumen und Gebüſchen faſt ganz verſteckt war.

Das weiß man alſo und geht nicht gern mit einem ſolchen Manne um. Aber das iſt auch Alles. Der Engel der Gerechtigkeit oder gar der Engel der Liebe wagt ſich nicht in dieſe geheimnißvollen Haine, in welchen Menſchen

geopfert werden. Welch' ein Heidenthum mitten im Christenthume! Allein es rächt sich auch an der weißen Race; das sieht man in mannichfacher Beziehung.

Eines Tages besuchte ich im Walde einige arme Leute von den sogenannten „Erdessern". Das ist ein elendes weißes Geschlecht, welches sich zahlreich in Carolina und Georgien findet, in den Wäldern lebt, ohne Kirche und Schule, ohne Herd und zuweilen ohne Haus, aber dessenungeachtet selbständig und stolz auf seine Art, dabei von einer krankhaften Begierde getrieben, eine Art fette Erde zu essen, die sich hier vorfindet. Der Geschmack an dieser Erde wird eine Leidenschaft, die ebenso heftig ist wie die Neigung für starke Getränke, wiewol sie ihre Opfer allmälig verzehrt, ihre Haut welken läßt und ihre Körper bald mit der Erde vermischt, von welcher sie sich nähren. „Clay-eaters" nennt man diese gesetzlosen Erdesser. Man weiß nicht, woher sie gekommen sind; man weiß auch kaum, wie sie fortleben; allein von ihnen, wie von den sogenannten „Sandhill people" — armen weißen Leuten, die in den magern sandigen Gegenden der südlichen Staaten leben, gibt es hier eine Menge.

Das „Sandhillvolk" ist in der Regel ebenso sittenlos wie unwissend; denn da die Gesetze der Sklavenstaaten verbieten, den Negersklaven lesen und schreiben zu lehren, und infolge dessen Schulen sich in diesen Ländern, in denen die Hälfte der Bevölkerung aus Sklaven besteht, nicht halten können, so bleiben die armen Leute auf dem Lande ohne Schulen und so gut wie ohne allen Unterricht. Außerdem fehlt diesen Leuten das Gefühl, daß die Arbeit eine Ehre ist. Das Erste, was ein weißer Mann thut, wenn er einiges Vermögen erworben hat, besteht darin, daß er sich einen Sklaven oder eine Sklavin kauft, und diese müssen nun für das ganze Haus arbeiten. Ein armer Sklavenbesitzer setzt eine Ehre darein, nichts zu thun, und läßt alle Arbeit durch seine Sklaven

verrichten. Sklavenarbeit iſt aber gewöhnlich ſchlecht, und wird noch ſchlechter unter einem trägen Herrn. Das Hausweſen wird dadurch nicht verbeſſert. Und hungert die Herrſchaft, ſo hungert auch der Sklave und Alles geräth ins Elend.

Doch wieder zu den Erdeſſern zurück!

Herr Grön und ſeine Familie waren gute Beiſpiele von Leuten dieſer Art. Sie wohnten tief im Innern eines Waldes, der weder Weg noch Steg hatte. Es war ein heißer dunſtiger Tag, und im Walde war es beſonders dunſtig. Die Schößlinge der ſogenannten Gifteiche (eine Art Zwergeiche, welche ſehr giftig ſein ſoll) wuchſen überall im Sande. Tief im Walde ſtand ein neuerrichtetes hölzernes Haus, welches barmherzige Leute der Familie hatten errichten helfen, um derſelben ein Obdach zu verſchaffen. Darin wohnten der Mann, die Frau und fünf oder ſechs Kinder. Sie hatten ein Dach über ihren Häuptern, allein das war auch Alles, was ſie hatten; irgend eine Art von Hausrath, ein Feuerherd oder eine Thür fand ſich nicht darin. Allein Herr Grön, ein freundlicher kleiner Mann von etwa funfzig Jahren, war ganz zufrieden mit ſeiner Welt, mit ſich ſelbſt, mit ſeinen Kindern und inſonderheit mit ſeiner Frau, die er uns als die beſte Frau von der Welt beſchrieb und von der er ganz entzückt zu ſein ſchien. Die Frau, obwol ſie im Geſicht und Kleidung grau wie Erde, runzlich und mager ausſah, war augenſcheinlich noch jung und nach ihren Geſichtszügen eine wirkliche Schönheit. Sie ſah gutmüthig, aber nicht heiter aus, war ſtill und beſchäftigte ſich viel mit den Kindern, den ſchönſten, prächtigſten ungetauften Kindern, die man ſehen konnte, in der allerſchönſten Freiheit und Natürlichkeit, munter und behend ſich miteinander herumtummelnd. — „Ein ganz tüchtiger Menſchenſtoff" — dachte ich — „und weit beſſer als viele getaufte und verdorbene Salonkinder!"

Herr Grön war gesprächig und erzählte unaufgefodert Verschiedenes aus seiner Lebensgeschichte. Er war eine Zeit lang „Overseer" bei einem Sklavenbesitzer und „Churchman" gewesen, fand aber diese Stellung so grausam, daß er sie aufgab. Er konnte es nicht über sich gewinnen, die Sklaven zu peitschen oder peitschen zu lassen. Aber sein Herr erlaubte ihm nicht, es zu unterlassen. Und andere Herren — — — waren nicht besser. Er hatte sie auf die Probe gestellt. Dieser aber — dachte er — sollte menschlicher sein, da er ein „Mann der Kirche" war.

— „Und er war auch im Anfange nicht so böse" — fuhr er fort. — Als er sich aber mit der Tochter eines reichen Plantagenbesitzers verheirathet hatte, änderte er sich und wurde mit jedem Jahre schlimmer und schlimmer. Aber daran war seine Heirath schuld, denn er lebte unglücklich mit seiner Ehefrau."

Der Erdesser im Walde sah mitleidig auf den reichen Mann — „und den Mann der Kirche!" — der unglücklich mit seiner Gattin lebte und grausam gegen seine Sklaven war. Er, der freie Mann im wilden Walde, mit seiner schönen sanften Hausfrau und seinen hübschen Kindern, war reicher und glücklicher als dieser! — Herr Grön war stolz wie ein König in seiner freien harmlosen Armuth.

— „Aber kann man denn nicht auch als Sklavenaufseher mild gegen die Sklaven sein?" — fragte ich.

— „Nein" — erwiderte er — „man muß hart sein; man muß sie mit der Peitsche antreiben, wenn sie eine Arbeit verrichten sollen, die etwas taugt; und anders leidet es ein Plantagenbesitzer nicht."

Ich will dahingestellt sein lassen, ob nicht Herrn Grön's „muß" seinen Grund in einem Mangel an Klugheit und Mäßigung auf seiner Seite haben könnte. Aber wahr ist es, daß die Sklavenaufseher, die ich bisher gesehen habe, mir wegen einer eigenthümlichen Härte

und Wildheit in ihrem Aeußern, besonders in ihren Augen, ganz entschieden misfallen haben. Und eine der bedeutendsten Beschwerden gegen das Leben auf den Plantagen scheint mir darin zu bestehen, daß die Sklaven häufig eine längere Zeit des Jahres hindurch der Gewalt dieser untergeordneten Männer überlassen sind, während der Hausherr mit seiner Familie der Gesundheit oder des Vergnügens wegen von der Plantage abwesend ist.

Am Tage nach meinem Besuche bei den Erdessern war ich bei einer Feierlichkeit in Augusta gegenwärtig, nämlich bei der Ueberreichung eines Ehrensäbels von Seiten des Staates Georgia an einen jungen Offizier aus Augusta, der sich in dem Kriege gegen Mexico ausgezeichnet hatte und schwer verwundet worden war.

In einem kleinen Park bei der Stadt war in Eile eine erhöhte Estrade erbaut worden und ringsumher, im Amphitheater, zog sich eine Galerie mit Bänken und Sitzen, die voll von Zuschauern waren. Auf der Erhöhung, die mit Teppichen bedeckt und mit Fahnen geschmückt war, wurde die Waffe dem jungen Krieger übergeben. Das war ein recht schöner Auftritt unter freiem Himmel und unter den schönen Bäumen; nur wurden allzuviele und allzulange Reden gehalten. Der junge Held des Tages gefiel mir, weil er in seiner Rede mit Liebe und Lob mehre seiner Kameraden im Kriege erwähnte, die — wie er sagte — diese Auszeichnung besser als er verdient hätten und deren Thaten er erzählte. Er schien großen Genuß darin zu finden, die Heldenthaten seiner Kameraden zu erzählen, und ließ sich über dieselben vom Grunde seines Herzens aus. Die Anwesenden applaudirten eifrig.

Es wurden außerdem noch mehre andere Reden gehalten, und ich mußte dabei abermals die große Leichtigkeit der Amerikaner im Sprechen bewundern. Als aber die Reden zu zahlreich und zu lang wurden, mußte ich

an Mr. Poinsett's Worte denken, als ich dieser Leichtigkeit im Sprechen einmal rühmend gedachte: — „It is a great misfortune.“ — Nach der Feierlichkeit wurden donnernde Schüsse abgefeuert; hinreichend, um Ohren zu sprengen, wenn nicht Festungsmauern.

Der Held des Tages stieg von seinem erhöhten Standpunkte herab unter einen Haufen von Freunden und Bekannten; sein Ehrensäbel mit einem schönen silbernen Griff mit Inschrift und Gehänge ging von Hand zu Hand, um beschaut zu werden. Darauf spielte die Musik auf und die Versammelten begannen einen tanzenden Spaziergang unter den mit gefärbten Lampen erleuchteten Bäumen, bei welchem die Unterzeichnete und der junge Held das erste Paar bildeten. Dann wurde der Tanz allgemein. Eine Menge kleine Mädchen zeichneten sich dabei aus und gewährten einen sehr hübschen Anblick, obwol ich es nicht liebe, wenn ich Kinder so geschmückt und altklug beim Tanze sehe. Die nichttanzenden Damen saßen in großem Schmucke auf den Bänken in den Galerien unter den Bäumen. Manche davon waren sehr schön. Es überraschte mich, als Mrs. E** (die Plantagenbesitzerin, welche mich ein Bischen scheel ansah, mir aber sehr gefiel) mir ihren Mann vorstellte und mich gemeinschaftlich mit demselben ganz freundlich und inständig einlud, hinaus auf ihre Plantage zu kommen und dort zu bleiben, solange — — ich wollte. Es kostete mich Ueberwindung, diese freundliche Einladung, die mir zeigte, daß ich mich in meiner Vorliebe für diese Frau nicht getäuscht hatte, ausschlagen zu müssen. Ihr Mann sah ebenfalls auffallend hübsch aus.

Unvermuthet kam ein Platzregen, machte dem Feste plötzlich ein Ende und schickte alle Anwesenden über Hals und Kopf nach Hause.

Daheim bei Bones hörte ich einige Neger singen, welche Hannah Longstreet dahin bestellt hatte. Ich wünschte gern ihre eigenen naiven Gesänge zu hören, allein sie

antworteten mir, „daß sie zu dem Herrn hielten“ und blos geistliche Lieder sängen. Mir gefiel diese Beschränktheit nicht, aber ihre vierstimmigen geistlichen Lieder waren herrlich. Man konnte unmöglich reiner und besser singen. Sie hatten Notenbücher vor sich liegen und schienen aus diesen zu singen; ich hörte jedoch meine Wirthsleute lächelnd Zweifel äußern, daß dies Ernst sei.

Mitten im Gesang fing plötzlich ein Hahn im Hause an zu krähen und hielt damit sehr lange aus. An der Heiterkeit, die dies erregte, bemerkte ich, daß dabei irgend etwas Besonderes war. Und siehe da, es war nichts weniger als ein Hahn, welcher krähte, sondern ein junger Neger aus dem Nachbarhofe, der sich die Fertigkeit eines Hahns zu eigen gemacht hatte und gern bei dem Concert sein wollte.

Dann kam ein anderer junger Neger, nicht so kirchlich wie die andern, und sang zum Bagnon einige von den Negerliedern, die im Süden von den Negern allgemein gekannt und gesungen werden, und auch in den nördlichen Staaten unter allen Volksclassen bekannt sind; denn sie sind im hohen Grade populär. Ihre Melodien sind sehr melodisch, voll von rhythmischem Leben und äußerst innig. Mehre von diesen Liedern erinnern an Haydn's und Mozart's einfache schöne Melodien, z. B. „Rosa Lee“, „Oh Susanne!“, „Dearest May!“ „Carry me back to old Virginy“, „Uncle Ned“ und „Mary Blane“, die in Worten und in Melodie eine rührende Innigkeit haben. Die Worte geben sonst gerade keine Probe von Musik; sie sind oft kindisch und enthalten manche sonderbare Ausdrücke und Bilder, aber dazwischen auch Ausdrücke und Wendungen, welche hoch poetisch sind, und so kühne und glückliche Uebergänge in den Situationen, wie wir sie in den ältesten Weisen unsers nordischen Volkes finden.

Gewöhnlich sind diese Negergesänge Balladen oder richtiger Romanzen, welche Schilderungen aus den Liebes-

abenteuern des Volkes oder aus dem Leben Einzelner enthalten. Man bemerkt keine Phantasie, keinen dunkeln sagenreichen Hintergrund in ihnen, wie in unsern Gesängen, aber dagegen viel Gefühl und ein naives, oft humoristisches Erfassen des Augenblicks und seiner Verhältnisse. Diese Gesänge sind entstanden auf den Wegen während der Wanderungen der Neger; auf den Flüssen, während sie ihr Canoe rudern oder Holzstämme stromabwärts führen; insonderheit aber während der „Cornhuskings“ (Kornernte), bei der sie Alles improvisirt singen, was in ihrem Herzen oder in ihrem Gemüth am höchsten steht. Ja, alle diese Gesänge sind eigentlich Improvisationen, die in dem Gemüth und in dem Gehör des Volkes Wurzel gefaßt haben und gesungen worden, bis weiße Männer mit musikalischen Kenntnissen sie gehört, verstanden und aufgezeichnet haben. Und diese Improvisation geht noch alle Tage fort. Man merkt den Gesängen leicht an, wie sie entstanden sind. Sie sind Kinder der Natur und des Zufalls, Ergießungen der Freude und des Schmerzes eines kindlichen Menschenschlags. Der Reim kommt, wie er kann, zuweilen ganz frisch und vollkommen; der Rhythmus ist schwach und die Schilderungen haben Localfarbe und Bestimmtheit. Alabama, Louisiana, Tennesee, Carolina, Old-Virginy, alle die melodischen Namen der südlichen Staaten, Namen von Städten, Flüssen oder Orten, an denen sich die Sklaven aufgehalten haben, kommen in diesen Ländern neben ihren Liebesgeschichten vor und geben so den Gesängen selbst, wie den Staaten und Orten, von denen sie gesungen werden, Localinteresse und Farbe. So sind diese Lieder wie Blumen und Düfte des Negerlebens in diesen Staaten, Blumen, in die Wellen des Flusses geworfen und von den Winden hierhin und dorthin getrieben, Düfte von den Blüten der Wildniß in ihrem Sommerleben. Denn es ist nichts Bitteres und nichts Finsteres in diesen Liedern; sie sind

Erzeugniſſe eines Sommertags im Leben und zeugen davon. Und wenn die Bitterkeit oder der Zuſtand der Sklaverei in den Ländern der Neuen Welt für immer aufhört, ſo werden dieſe Geſänge noch fortleben und von dem Lichtleben zeugen, wie das phosphoriſirende Feuer der Leuchtfliegen noch leuchtet, wenn auch die Leuchtfliege ſelbſt zertreten iſt.

Der junge Neger, den ich an dieſem Abend ſingen hörte, ſang unter andern Liedern auch eins, deſſen friſche Melodie und eigenthümlichen Tonfall du hätteſt hören ſollen. Von den Worten erinnere ich mich nur noch des erſten Verſes:

«I am going to the old Pecdee
And there on the old Pecdee!
On a summer's night,
When the moon shines bright,
My Sally I shall see!»*)

Die letzten Sylben des erſten und letzten Verſes werden lange ausgehalten. Die Romanze ſchildert ſodann, wie der Geliebte und Sally ſich heirathen, ſich häuslich niederlaſſen und glücklich leben, Alles an „the old Pecdee!“ — eine reizende ſüdländiſche Idylle! —

Der Bagnon iſt ein afrikaniſches Inſtrument, aus der Hälfte einer Frucht verfertigt, welche Calesbaſch oder Gourd heißt und eine ſehr harte Schale hat. Ueber die Oeffnung wird eine dünne Haut oder eine Blaſe geſpannt und darüber eine oder zwei Saiten, welche oben an einem Griff befeſtigt ſind. Der Bagnon iſt die Guitarre der Neger und jedenfalls der Erſtgeborene unter den Saiteninſtrumenten.

---

*) «Ich ging zu dem alten Pecdee,
Und dort an dem alten Pecdee,
In einer Sommernacht,
Bei des Mondſcheins Pracht,
Werd' ich meine Sally ſehen.»

Tages darauf, bei einem Mittageſſen im Hauſe von Mr. und Mrs. Gardiner machte man mir ebenfalls das Vergnügen, mich Negergeſänge hören zu laſſen. Der junge Neger, welcher ſang, hatte eine ſchwache Bruſt, vermochte nur wenig zu arbeiten, und darum hatten gute Menſchen durch Unterweiſung und Uebung ſeine muſikaliſchen Talente ausbilden laſſen. Er ſang vortrefflich. Um aber den eigenthümlichen Reiz dieſer Geſänge zu verſtehen, muß man ſie von Negern mit deren ſtrahlenden Blicken und deren naiver Hingebung ſingen hören.

Auguſta iſt eine kleine Stadt von derſelben Schöpfungslaune wie Savannah, auch weniger ſchön, geringer in jeder Beziehung; jedoch recht hübſch und an einer breiten Bucht des Savannahfluſſes gelegen. In der äußern Umgebung ſind viele hübſche Landhäuſer mit Gärten. Ich beſuchte mehre derſelben, fand hübſche und ernſte Familien und hörte den hundertzüngigen Vogel im Eichenwald ſingen. Eichen wie unſere ſchwediſchen finden ſich hier nicht, aber eine Menge anderer Eichenarten, von denen die Lebenseiche mit ihrem glattkantigen, feinen ovalen Laub die prachtvollſte iſt.

Während meines Aufenthalts in Auguſta war ich einige Zeitlang zweifelhaft in Bezug auf eine Ausflucht, die ich nach dem Norden zu unternehmen wünſchte. Ich wünſchte ſehnlich, Georgiens Hochland, und darin den Waſſerfall Tellulah, den man mir in Charleſton als den maleriſchſten Anblick in Amerika geſchildert hatte, zu ſehen. Ich hätte auch gern das Original von einem Manne geſehen, der vor einigen Jahren an dieſem Waſſerfall das erſte Wirthshaus gebaut und ſeine älteſte Tochter „Magnolia Grandiflora", ſeine zweite Tochter „Tellulah falls" getauft und ſeinem Sohn einen dritten ſonderbaren Namen gegeben hatte, deſſen ich mich jetzt nicht mehr erinnere. Ich war ſchon halb und halb entſchloſſen, die Reiſe zu unternehmen, und eine junge

freundliche Dame hatte mir Briefe an ihre Freunde in Athen und Rom (Städte auf dem Wege nach dem Tellulahfall, die sich vermuthlich zu diesen großen Namen verhalten wie wir uns zu Adam und Eva verhalten) gegeben; allein die Hitze wurde so heftig und ich fühlte mich durch sie so geschwächt und fand die Reise so beschwerlich, daß ich — — — die Reise unterließ und beschloß, dafür meinen Rückweg nach Charleston über Columbia, die Hauptstadt von Südcarolina, zu nehmen, die, wie man mir gesagt hatte, eine ungewöhnlich schöne Lage im Hochlande dieses Staates haben soll.

Mit dem Versprechen des Wiedersehens trennte ich mich von meinen freundlichen Wirthsleuten, dankbar für den Aufenthalt in ihrem Hause und für das Gold, besser als das Californiens, welches mir der Aufenthalt in Augusta gegeben hatte. Der brave und liebenswürdige Mr. Bones begleitete mich ein Stück Weges, bis ich jenseit des Flusses die Eisenbahn erreichen mußte.

Auf dem Wege dahin kamen wir an einem Sklavenmarkte vorüber. Vierzig bis funfzig junge Leute beiderlei Geschlechts spazierten gerade auf der Piazza vor dem Hause auf und nieder und warteten auf Kauflustige. Sie sangen und schienen heiter und sorglos zu sein. Auf meinen Wunsch hielten wir an und stiegen aus dem Wagen. Die jungen Sklaven, welche hier verkauft werden sollten, waren in einem Alter von zwölf bis zwanzig Jahren; auch ein kleiner Knabe von fünf Jahren, ohne Angehörige, war darunter. Er hielt sich zu dem Sklavenwächter. Der arme kleine Knabe! Wo mochte wol seine Mutter sein? — Wo waren seine Schwestern oder seine Brüder?

Mehre von diesen Kindern waren hellfarbige Mulatten und einige Mädchen darunter waren recht hübsch. Ein zwölfjähriges Mädchen war so weiß, daß ich glaubte, sie gehöre der weißen Race an; auch ihre Gesichtszüge glichen denen der Weißen. Der Sklavenwächter sagte

uns, daß Tags vorher ein noch weißeres und ſchöneres Mädchen für funfzehnhundert Dollars verkauft worden wäre. Dieſe weißen Kinder der Sklaverei werden meiſtentheils Opfer des Laſters und fallen der tiefſten Erniedrigung anheim. Nochmals — welch' ein Heidenthum in einem chriſtlichen Lande!

Die meiſten dieſer jungen Sklavenkinder waren aus Virginien, welches, da es keiner großen Sklavenarbeit bedarf, ſeine jungen Sklaven nach dem Süden verkauft. Einige Herren waren auf dem Sklavenmarkte anweſend, und einige von ihnen machten mich darauf aufmerkſam, daß die ſämmtlichen jungen Leute munter und heiter ausſahen. — „Deſto trauriger iſt ihr Zuſtand", dachte ich. — „Der höchſte Grad der Erniedrigung beſteht darin, ſie nicht zu fühlen."

Von dieſem Schandflecke in dem ſchönen jungen Staate Georgia wende ich meine Blicke auf eine andere Stelle, reich an Ehre und Hoffnung. Dieſe heißt „Liberty County", und ich bedaure ſehr, daß ich dieſe älteſte Heimat der Freiheit in Georgia nicht habe beſuchen können. Dort begannen die erſten Bewegungen im Süden für Amerikas Unabhängigkeit. „The liberty boys" gingen von hier hervor; und hier haben in ſpätern Zeiten auch die erſten erfolgreichen Bewegungen für die Erziehung der Neger zum Chriſtenthume und für ihre Befreiung und Coloniſation in ihrem afrikaniſchen Mutterlande begonnen.

Vor kurzer Zeit ſtarb in Liberty County ein reicher Plantagenbeſitzer, allgemein bekannt wegen ſeines Eifers für dieſen Gegenſtand und wegen ſeiner Menſchenliebe, Mr. Clay. Sein Leichnam wurde von einer großen Schar weißer und ſchwarzer Leute zum Grabe begleitet. Die Weißen kehrten nach ihrer Beerdigung in ihre Wohnungen zurück, aber die Neger blieben die ganze Nacht hindurch an ſeinem Grabe und ſangen Pſalmen. Mr. Clay's Schweſter hat gleich ihrem Bruder an den

Bestrebungen für die Erhebung der Sklaven Theil genommen und setzt dieselben — wie man sagt — nach dem Tode ihres Bruders fort. Gott segne diese edle hochsinnige Dame!

In Georgia fand ich im Allgemeinen folgende Ansicht über die Sklaverei vorherrschend:

„Die Sklaverei ist ein Uebel. Aber nach Gottes weisem Rathschluß soll sie ein Glück für die Neger werden. Die Weißen, welche sie zu Sklaven gemacht haben, sollen ihre Schuld dadurch sühnen, daß sie ihnen das Christenthum geben und sie Ackerbau und Handwerke lehren. Sie sollen erst erzogen und dann allmälig befreit und in Afrika colonisirt werden. Afrikas heidnische Völkerschaften sollen durch Amerikas christlich gewordene Sklaven zu Christen gemacht und civilisirt werden."

Ich bin überzeugt, daß dies die Wahrheit und der rechte Weg ist. Und in dieser Ansicht in Georgia und in Dem, was dieselbe zu wirken beginnt, sehe ich einen Beweis, wie allgemein die Ansichten hier zu Lande den Gesetzen voraus (a head) gehen. Denn die Gesetze für die Behandlung der Sklaven stehen in Georgia wie in Südcarolina auf einem niedrigen Standpunkt.

Georgia kann mit größerm Recht als Carolina der Palmettostaat genannt werden, denn hier gibt es wirklich eine Menge Palmettis und außerdem mehre Gewächse, welche die Nähe des Wendekreises und eine neue Physiognomie der Erdoberfläche verkünden. (Und wie gern möchte ich das Gesicht des Wendekreises in größerer Nähe sehen!) Eins von diesen Gewächsen, Yuca gloriosa oder auch „der spanische Dolch" genannt, sendet seine dolchspitzenartigen Blätter nach allen Seiten vom Stamme aus und trägt eine Traube prächtiger weißer glockenförmiger Blüten.

Und nun für dies mal Adieu Georgias schönen Blumen und noch schönern Menschen!

Columbia ist eine kleine reizende Stadt mit schönen Villen und Gärten; mitten unter diesen steht ein stattliches Capitolium, denn Columbia ist die Hauptstadt von Südcarolina. Jeder Staat in der Union hat seine Hauptstadt in der Mitte des Staates gelegen und gewöhnlich von geringer Bedeutung, außer als Versammlungsort für die beiden gesetzgebenden Körperschaften, den Senat und die Repräsentanten, die alljährlich mehre Monate in dem Capitolium der Stadt ihre Sitzungen halten. Außerdem hat jeder Staat seine große Handelsstadt, an der Meeresküste oder an einem der großen Flüsse gelegen, welche diesen reich bewässerten Welttheil nach allen Richtungen hin durchströmen. Columbia in Carolina (jeder Staat der Union hat, glaub' ich, eine Stadt, welche Columbia oder Columbus heißt) liegt schön auf einer Anhöhe des Flusses Congoree. Ein Mr. Gibbs (ein Naturforscher) hat mir hier viel Freundlichkeit erwiesen. In seinen Sammlungen habe ich einzelne Stücke von den gigantischen vorweltlichen Thieren Megatherium und Mastodon gesehen, die hier aus der Erde gegraben worden sind. Diese Ueberreste zeugen von titanischen Thieren. Ein einziger Zahn derselben ist so groß wie meine Hand. Mr. Gibbs ist so gütig gewesen, mir Zeichnungen und Beschreibungen von diesen Thieren zu schenken, die ich unserm Professor Sundevall mit heimbringen werde. Er hat mir auch ein kleines Kolibrinest geschenkt, welches das niedlichste Ding von der Welt ist, aus kleinen feinen Grashälmchen und Papierstückchen gebaut.

Eines Tages war ich von einem Professor F. zu einer Negerhochzeit eingeladen, die er Zweien seiner Negersklaven ausrichtete. Die Brautpaare waren jung und sahen recht hübsch aus; besonders waren der eine Bräutigam (ein Neger schwarz wie die Nacht, den sein Herr wegen seines vortrefflichen Charakters und wegen seiner Intelligenz rühmte) und die eine Braut (aber nicht die,

welche zu dieſem Bräutigam gehörte) wahre Schönheiten. Beide Bräute trugen weiße Kleider und Blumenkränze, ſehr hübſch. Der Geiſtliche trat unter die verſammelten Neger, ſtellte ſich hier vor die Brautpaare und fertigte die Trauung ziemlich kurz und ſchnell ab. Bald darauf begann in demſelben Gemach der Tanz. — Neger und Negerinnen ſchwangen ſich in einem muntern Walzer herum, die Damen in Gaze gekleidet und mit Blumen geſchmückt, ganz wie unſere Balldamen, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe mehr Putz, aber bedeutend weniger Grazie zeigten. Gleichwol ſahen ſie in dem geliehenen und nachgeäfften Staate weit beſſer aus, als ich für möglich gehalten hätte. Während die ſchwarze Geſellſchaft eifrig tanzte, beſahen ſich die Weißen die Hochzeitstafel, welche mit Blumen und prächtigem Kuchen verziert war und in der That unter der Laſt des Ueberfluſſes ſich zu biegen ſchien.

In einem deutſchen Profeſſor, Namens Lieber, lernte ich einen Schriftſteller von Talent und einen ſehr freundlichen Mann kennen. Im Uebrigen fand ich hier nichts Merkwürdiges, als eine Menge von „Cornels“ (Colonels). Jeder Herr von einigem Vermögen (Plantagenbeſitzer oder was er ſonſt geweſen ſein mag) wird „Cornel“ genannt, wenn er auch niemals Militär geweſen iſt. Und ſolcher Oberſten gibt es in den ſüdlichen Staaten eine große Menge. Da ich meine Neugierde über die Entſtehung dieſer Sitte ausſprach, ſagte man mir, daß der Präſident der Vereinigten Staaten, wenn er die einzelnen Staaten beſucht, einen Theil von dieſen Herren zu ſeinen Adjutanten für dieſe Gelegenheit zu ernennen pflegt. Und dieſe behalten dann den Titel als — — Oberſten. Aber dieſer hohe Titel für einen ſo geringen Dienſt und die Titelſucht, welche einem Theil der amerikaniſchen Republikaner ſo augenſcheinlich eigen iſt, beſonders im Süden, hat etwas — — Lächerliches und ſteht mit den übrigen ſocialen Einrichtungen wenig in

Einklang. Der alte Adam ſpukt noch immer in ſeiner alten Uniform!

Geſtern war ich ganz allein auf Entdeckungsreiſen in Wald und Feld ausgegangen. Dabei kam ich an ein kleines hübſches Haus mitten im Walde, in deſſen Thür eine dicke Mulattin ſtand, welche ganz ſo ausſah, als ob ſie die Beſitzerin wäre. Mit der Bitte um einen Trunk Waſſer gelangte ich ins Haus und in eine Unterhaltung mit dem alten Beſitzerpaar, einem Neger und ſeiner Frau, welche das Haus und einen kleinen Garten beſaßen. Die Mulattin war geſprächig und zeigte mir das ganze Haus, welches ihr und ihres Mannes Herr gebaut und ihnen auf ihre Lebenszeit übergeben hatte. Das Haus und der Garten zeugten von der Liebe des alten Paares zur Ordnung und Behaglichkeit.

Auf einer andern Stelle, außerhalb des Landes, ſah ich an einem kleinen Gehöfte zwei ältliche weiße Frauenzimmer, augenſcheinlich Schweſtern, dürftig gekleidet, im Schatten eines großen Kaſtanienbaumes im Hofe ſitzen. Ich bat ſie um Erlaubniß, hineinzutreten und mich zu ihnen in den Schatten zu ſetzen. Sie gaben ihre Einwilligung und ſo wurde ich bekannt mit ihnen, bekam ihr Haus zu ſehen und erfuhr ihre Lebensweiſe. Sie war dürftig und einfach. Beide Schweſtern hatten beſſere Tage geſehen, waren aber nach dem Tode ihres Vaters in Noth gerathen und ernährten ſich nun durch den Beſitz dieſes kleinen Gehöfts und durch Nähen von Kleidern. Sie waren zufrieden. Frömmigkeit und Arbeit machten ihnen das Leben angenehm und die Tage kurz. Wenn nur die Geſundheit der einen Schweſter etwas beſſer, und der Sommer und der Sand weniger heiß wäre! — — —

Wie ähnlich ſind ſich doch im Ganzen überall die Verhältniſſe der Menſchen, wie ähnlich die Urſachen ihrer Leiden und ihres Glücks, ihrer Freuden und ihres Schmerzes! — Hier iſt es der Sommer und der Sand,

was dem Glücke im Wege ſteht, anderwärts iſt es der Winter und der ſteinige Boden, aber überall die Krankheit.

Charleſton, 2. Juni.

Dieſes Charleſton, dieſes „Eulenneſt", iſt doch recht hübſch, wenn es, wie gegenwärtig, wie ein ungeheures Bouquet von duftenden Bäumen und Blumen daſteht und ſo freundliche und liebenswürdige Menſchen hat! Der Empfang, der mir hier von alten und von neuen Freunden zu Theil wurde, hat mich tief gerührt. Ich komme dahin, Charleſton ſeiner Bewohner halber zu lieben, namentlich wegen meiner beiden Frauen darin, Mrs. Howland und Mrs. Hollbrook. Ich bin nun wieder in dem gemüthlichen Hauſe der Erſtern und werde dort wie ein Mitglied der Familie behandelt. Ich kam vorgeſtern hier an, halb gebraten von der Hitze, der Luft, dem Sonnenſchein, dem Rauche und dem Staube; aber hier begegnete ich einer echten ſchwediſchen kühlen Sommerluft, die noch heute fortdauert und mich ſehr erquickt, ſowie alles das Gute, Comfortable und Angenehme, woran dieſes Haus ſo reich iſt. Gott ſei Dank für dieſe gute Heimat, und für jede gute Heimat auf Erden! — „Jeder guten Heimat!" iſt mein gewöhnlicher Trinkſpruch, wenn ich einen ſolchen an einem amerikaniſchen Tiſche ausbringe.

Von Mrs. Hollbrook fand ich auf meinem Schreibtiſche einen Straus ſchöner Blumen und ein Buch, das mich überraſchte und erfreute. Denn ich erwartete nicht, in der jungen Neuen Welt, und am allerwenigſten in den Sandwüſten Südcarolinas, einen tief eindringenden, reif denkenden Geiſt zu finden, der gleich meinem Freund Böklin in Schweden und H. Martenſen in

Dänemark in ſeiner Religionsphiloſophie den Grund des chriſtlichen Glaubens in die höchſte Vernunft ſetzt. Aber gerade dieſer echt germaniſche Gedanke iſt es, den ich in dem Werke des jungen Miſſionars James W. Miles: „Philoſophiſche Theologie oder der äußerſte Grund alles religiöſen Glaubens auf die Vernunft baſirt", finde; ein kleines Buch von großem Inhalt, mit engliſcher Klarheit und Präciſion, ohne alle deutſche Weitläuftigkeit dargeſtellt. Das kleine Schriftchen kommt der „Autonomie" Martenſen's (dieſem herrlichen kleinen Buche, deſſen künftigen Samen für die Religion als Wiſſenſchaft Martenſen noch zu entwickeln hat) ſehr nahe; und das freut mich um ſo mehr, auch deshalb, weil es beweiſt, daß ſich die Gedanken im Menſchengeſchlecht nach einer innern Nothwendigkeit, unabhängig von zufälligen Verhältniſſen, entwickeln. Wahrheiten und Entdeckungen wandern nicht von einem Land nach dem andern aus. Unter allen Völkern, welche ungefähr auf einer gleichen Stufe der Cultur ſtehen, treten dieſelben Phänomene, dieſelben Anſichten hervor. So iſt hier ein junger, alleinſtehender, menſchenſcheuer, aber tiefdenkender Mann auf demſelben Gedankenwege zu denſelben Reſultaten gekommen, die unſere größten ſkandinaviſchen philoſophiſchen Theologen gefunden haben, und zwar ohne von ihnen oder von den Quellen etwas zu wiſſen, aus welchen ſie das neue Leben der Gedanken getrunken haben.

Ein Beiſpiel in dieſem Buche, um das Verhältniß der ſubjectiven Vernunft zu der objectiven (des Menſchen zu Gott) klar zu machen, welches der junge Miles benutzt, hat mich aus demſelben Grunde überraſcht (wie nämlich verſchiedene Geiſter in der Ferne, in verſchiedenen Ländern und unter verſchiedenen Verhältniſſen auf dieſelben Gedanken kommen); denn dieſes Beiſpiel habe ich ſelbſt mehrmals bei Unterhaltungen als Beweis in Bezug auf dieſen Gegenſtand benutzt, es für meine

eigene Erfindung gehalten und meine kleine selbstsüchtige Freude darüber empfunden. Aber viel größer ist meine Freude darüber, daß derselbe Gedanke auch in einer andern suchenden Seele aufgeblitzt und für dieselbe ein Beispiel geworden ist. Das Beispiel ist das Verhältniß zwischen dem bekannten Le Verrier und dem Stern, dessen Dasein seine Berechnungen constatiren. Der Stern war da und wirkte, der Menschengedanke war da und beobachtete. Der Stern zog weiter, der Mensch folgte ihm und — — fand den Stern. Das Licht desselben und das Auge des Menschen begegneten sich. Und Aller Augen können nun diesen Stern sehen und Niemand kann daran zweifeln. So muß die Wahrheit Gottes und die Vernunft der Menschen auch in der Theologie einander suchen und finden*).

Ich schrieb der guten Mrs. Hollbrook sogleich von meiner herzlichen Freude über das Buch. Und nun hoffe ich nochmals mit ihr herumwandern und in dem Myrtenwalde bei Belmont ein Fest des Geistes mit ihr feiern zu können.

Die älteste Tochter hier im Hause, Justina, ist nun nach einem beinahe einjährigen Aufenhalte in Baltimore in Maryland hierher zurückgekehrt. Es war ein Genuß für mich, sie jubelnd in ihrer Heimat empfangen zu sehen. Wie ähnlich sind sich doch alle guten Menschen in ihren Familienverhältnissen! Dieselben Sorgen, dieselben Freuden! — Doch das habe ich lange gewußt, ohne es zu sehen.

Heute Abend ist meinetwegen eine große Soirée hier im Hause. Ich bin sehr froh darüber, daß sie nicht

*) Manche Menschen glauben Gott dadurch zu ehren, daß sie die Menschen als recht schlecht und dumm darstellen. Das kann ich nicht billigen. Das Werk muß seinen Meister loben. Es liegt in der Größe des Schöpfers, daß er verständige Wesen geschaffen hat und von denselben verstanden sein will.

unter meiner Verantwortlichkeit gehalten wird. Ich habe nichts dabei zu thun, als herumzugehen, leidlich elegant angekleidet zu sein, „faire la belle conversation“, auch Fragen zu beantworten, „how do you like this, and how do you like that“ und nach Kräften liebenswürdig zu sein.

---

10. Juni.

Nun, meine liebe Kleine, will ich diesen Brief, der schon zu lange gezögert hat, reisefertig machen. Ich habe mehre Tage hindurch meinen Genuß darin gefunden, nichts zu thun, auszuruhen, den Flug der Kolibris um die rothen Blüten des Gartens zu bewachen oder die großen Buzzards auf dem Dache und auf den Schornsteinen sitzen und ihre großen Flügel im Winde oder in der Sonne (wobei sie recht malerisch aussehen) ausbreiten zu sehen und mich im Uebrigen ein Bischen im Staate und in der Stadt umzugucken.

Südcarolina ist ein Staat von weit mehr aristokratischer Stimmung in den Gesetzen wie im geselligen Leben, als Georgia, und hat keine Elemente der Freiheit und Menschlichkeit zur Grundlage seines Lebens, wie der jüngere Schwesterstaat. Massachusetts und Virginia („the old Dominion“), diese beiden ältesten Mutterstöcke, von denen Schwärme in alle andern Staaten der Union ausgegangen sind, sandten auch die ersten Anbauer nach Südcarolina. Puritaner und Cavaliere wurden hier vereinigt, aber lediglich durch die Geldinteressen. Die Engländer Lord Shaftesbury und John Locke errichteten hier einen aristokratischen Staat, in welchem die Negersklaven für absolutes Eigenthum ihrer Herren erklärt wurden. Südcarolina entbehrt gleichwol in seiner ältesten Geschichte das Moment nicht, welches es zu einem Mitgliede der Neuen Welt macht und nach mei-

ner Ansicht darin besteht, den in der Alten Welt verfolgten Kindern der Freiheit eine Freistatt oder eine neue Heimat zu geben, ja, allen verfolgten, unterdrückten oder verunglückten Menschen Gelegenheit zu gewähren, ein neues Leben, eine neue Hoffnung, eine neue glücklichere Entwickelung aufs neue zu beginnen!

Der edle Coligny in Frankreich hatte schon längst seine Blicke auf Südcarolina als auf einen Zufluchtsort für die Hugenotten geworfen. Und als die Verfolgungen gegen diese in ihrer ganzen grenzenlosen Grausamkeit ausbrachen, so flohen Diejenigen, welche sich retten konnten, über das Meer hierher in dieses Land, welches von dem Gerücht „Nordamerikas Schönheit und Neid" genannt wurde, wo während des ganzen Jahres jeder Monat seine eigenthümlichen Blumen habe. (Und das Letztere ist vollkommen wahr.)

— „Wir verließen unsere Heimat des Nachts" — erzählt die jugendliche Judith Marigault — „während die Soldaten schliefen, und ließen unser Haus und Alles, was darin war, im Stiche. Es gelang uns, zehn Tage und zehn Nächte in der Dauphiné verborgen zu bleiben, während man nach uns suchte."

Nach einer Reise voller Abenteuer und Widerwärtigkeiten, welche sie mittheilt, fährt sie fort:

— „Nach unserer Ankunft in Carolina erlitten wir Unglück aller Art. Nach achtzehn Monaten starb unser ältester Bruder am Fieber, geschwächt durch harte Arbeit, an die er nicht gewöhnt war. Wir litten, seitdem wir Frankreich verlassen hatten, Kummer, Krankheit, Pest, Hunger und Armuth. Ich habe sechs Monate hindurch Erdarbeiten gemacht, wie ein Sklave, ohne einen Bissen Brot zu genießen; und vier bis fünf Jahre lang hat mir gefehlt, was ich bedurfte. Und gleichwol hat Gott große Dinge für uns gethan, indem er uns aufrecht erhalten hat unter so großen Prüfungen."

Judith Marigault's Sohn wurde ein reicher Mann

und widmete in Amerikas Freiheitskriegen ſein großes Vermögen und ſeine Dienſte dem Lande, „das ſeine Mutter aufgenommen hatte.“

Von Languedoc, von Rochelle, von Sant-Jago, von Bordeaux und aus mehren franzöſiſchen Städten und Provinzen kamen nach Carolina verfolgte Familien, „welche die Tugenden der Puritaner beſaßen, ohne an deren Einſeitigkeit zu leiden.“ Sie erhielten Land an den blumenreichen Ufern der Flüſſe und konnten frei, unter den herrlichen uralten Bäumen, Loblieder zu ihrem Gott emporſenden. So wurde Südcarolina ein Aſyl für die franzöſiſchen Puritaner und nahm ſeinen Platz in dem großen Aſyl für alle Völker ein, welches die Neue Welt noch heutzutage darbietet. Und noch heutzutage iſt Südcarolina mit den meiſten Provinzen des Südens voll von Familien, welche Abkömmlinge dieſer älteſten Hugenotten-Emigranten ſind, von dieſen aber nicht viel mehr als die Namen behalten haben. Sprache, Sitten und Erinnerungen ſind unter dem Einfluſſe des geſetzgebenden und tonangebenden Volksſtammes der Neuen Welt gänzlich verſchwunden. Etwas von franzöſiſcher Façon und franzöſiſchem Sinn iſt doch noch immer in dem Leben und der Art der Südbevölkerung zurückgeblieben.

In Südcarolina ſind der Ton und die geſelligen Verhältniſſe noch heutzutage ariſtokratiſch, und zwar auf eine Weiſe, die ich nicht billigen kann, ſo ſehr mir auch gewiſſe Perſonen darin gefallen. Und die hieſige Ariſtokratie hat auch mit allen gegenwärtigen Ariſtokratien der Welt Das gemein, daß die ariſtokratiſchen Tugenden und feinen Formen zum größten Theil verſchwunden ſind; blos die Anſprüche ſind zurückgeblieben. Die früher reichen und glänzenden Plantagenbeſitzer ſind jetzt nicht mehr dieſelben. Reichthum, Macht, großartige Gaſtfreundſchaft, Alles hat abgenommen. Und unter den Feſſeln der Sklaverei ſchreiten die ſüdlichen Staaten

immer mehr vor den nördlichen zurück, während die letztern an Wohlstand und Bevölkerung zunehmen. Auch in die südlichen Staaten beginnt jedoch die Völkerwanderung der Neuzeit einzudringen mit ihren Manufacturen und Fabrikanstalten, und zwar weit mehr in Georgia als in Carolina. Aber auch in Carolina hat neulich ein Mann aus Neuengland, Mr. Gregg, eine Baumwollenspinnerei nach der Lowell'schen mit einer schönen Gartenanlage für die Arbeiter der Manufactur eingerichtet.

Jedenfalls stehen die südlichen Staaten auf dem Wege menschlicher Cultur durch das unglückliche Institut der Sklaverei mit allen seinen Folgen für die schwarze und weiße Bevölkerung den nördlichen Staaten weit nach. Es gibt große Individuen in den südlichen Staaten, aber keinen großen Staat, kein vereintes, aufwärts strebendes Volk. Die Sklavenkette fesselt Alles mehr oder weniger. Aber ich liebe den Süden. Ich habe dort Vieles gefunden, was der Liebe, der Hochachtung, des Genusses und des Dankes sehr werth ist. Und da es in mir liegt, mich in das Leben zu versetzen, welches ich mit zu leben oder zu beobachten habe, so habe ich mich im Süden als Südländerin gefühlt; und in dem Gefühle des dem Süden eigenthümlichen Lebens, seiner Verhältnisse und seiner Lage, in dem Gefühle des zahlreichen Guten, welches hier lebt und hier gethan wird; habe ich das bittere Gefühl wohl verstanden, welches in vielen, auch in edeln Gemüthern gegen den despotischen und unbilligen Norden, d. h. gegen denjenigen Theil des Nordens, welcher sich gegen den Süden despotisch und unbillig benimmt — gegen die Ultra-Abolitionisten und ihr Benehmen — gährt. Mit diesen halte ich es nur dann, wenn ich sie den Ultras von der Proslaverypartei entgegensetze. Aber was würde ich nicht darum geben, wenn der Süden selbst, der aufgeklärte edlere Süden, die Streitfrage in die Hand

nähme, und dem gerechten wie dem ungerechten Tadel auf eine großartige und edle Weise den Mund stopfte, durch Gesetze, welche eine stufenweise Befreiung befördern könnten, durch ein Gesetz wenigstens, welches dem Sklaven gestattet, für einen gewissen, billigen, durch das Gesetz festgestellten Preis seine und der Seinen Freiheit zu erkaufen. Ich glaube, man könnte dies von den südlichen Staaten fodern als einen Act der Gerechtigkeit gegen sich selbst, gegen das gemeinschaftliche Mutterland — in sofern sie Theil an dessen stolzem Freiheitsbriefe haben wollen, und das wollen sie — gegen ihre Nachkommen, gegen das Volk, welches sie versklavt haben und für welches sie damit eine Zukunft, zuerst durch die Hoffnung, dann durch eine neue Existenz in einem freien Leben, entweder in Afrika oder auch hier im Vaterlande, als freie Diener oder Arbeiter der Weißen, eröffnen würden.

Denn ich bekenne, daß, nach meinem Geschmack, die Staaten des Südens einen großen Theil ihres Reizes und ihrer Eigenthümlichkeit mit — ihrer schwarzen Bevölkerung verlieren würden. Bananen, Neger und Negergesänge sind das Erfrischendste für die Sinne, was ich in den Vereinigten Staaten gefunden habe. Und Jedem in dem alten oder in dem neuen England, der vom Spleen oder von Dyspepsie oder von übermäßiger Anstrengung des Kopfes oder der Nerven geplagt wird, will ich als Radicalcur anempfehlen: — „Reise in den Süden, iß Bananen, sieh die Neger an und höre die Gesänge der Neger!“ — Das wird helfen. Kommt nun noch dazu der Urwald mit seinen Blüten und Düften und die rothen Flüsse! — Aber vor Allem die Neger! Sie sind das Leben und die gute Laune des Südens.

Je mehr ich von diesem Volke, seinem Gebahren, seinem Charakter, seiner Art zu sprechen, zu sein und sich zu bewegen, sehe, desto klarer wird es mir, daß es

ein ganz beſonderer Stamm in der großen Menſchenfamilie iſt, beſtimmt, eine beſondere Phyſiognomie, einen beſondern Ausdruck von dem alten Typus Menſch darzuſtellen; und dieſe Phyſiognomie iſt die — des Kinderſinns.

Geſtern Abend war ich mit Mrs. Howland in einer Gegend der Stadt, in welcher die Neger, die während des Tages von den Plantagen nach Charleſton gekommen ſind, um ihre kleinen Handarbeiten (Körbe, geflochtene Matten u. ſ. w.) und grüne Waaren zu verkaufen, ihre Boote anlegen. Es war Abend und die Neger kamen zurück in ihren Booten, um auf dem Fluſſe zurückzufahren; ſie kamen mit Bündeln in den Händen und Krügen auf ihren Köpfen, mit allerlei Gefäßen voll Vorräthen, welche ſie für Das, was ſie verkauft, eingekauft hatten und worunter Weizenbrot und Melaſſe (Molaſſe), d. i. brauner Syrup, die Hauptartikel zu ſein ſchienen. Schon waren zwei Boote mit Leuten, Körben und Krügen unter dem fröhlichſten Scherz und Gelächter angefüllt; noch wurden aber mehre erwartet, und ich hörte Adam und Aaron, Sally und Mehala, Lucy, Abraham und Sarah nach allen Seiten rufen. Wir ließen uns inzwiſchen mit einigen Negern, die noch am Ufer ſtanden, in eine Unterredung ein und fragten ſie z. B. wem ſie gehörten, ob ſie es gut hätten u. ſ. w. Zwei von Denen, mit welchen wir ſprachen, konnten ihre Herren nicht genug rühmen und erzählten uns von denſelben Alles, was ſie nur wußten; dagegen ſprachen ſie von einem andern Pflanzer in der Nachbarſchaft übel.

— „Ich glaube gar, ihr redet übel von meinem Herrn?“ — rief ein junger Neger mit drohender Geberde, worauf die Erſtern ſich ſogleich davon machten.

— „Nein, bewahre; ſie haben nichts geſagt, nur daß ihre Herren“ — —

Allein nun wurden ſie von dem Ritter des getadel-

ten Herrn unterbrochen, welcher betheuerte, daß sein Herr nicht schlimmer wäre, als die andern u. s. w.

Jetzt entstand ein großes Geschrei nach Sally und Nelly und Adam und Abram und Aaron; und Gott weiß, wie viele farbige Söhne und Töchter Adam's mit Krügen und Körben und Flaschen an den Strand und hinunter an die Boote gesprungen kamen, überlaut rufend, sprechend und lachend; und wie Alles hinein in die Boote kam, Menschen und „Molasse", Gefäße und Weiber, Körbe und Krüge, rasselnd und durcheinander polternd, ohne Ordnung und Façon, ohne Reim und Raison — das kann ich nicht beschreiben. Ich konnte blos voller Erstaunen zusehen. Es war wie eine ungeordnete Masse von Armen, Beinen und Köpfen in einem schwarzen Gemenge; aber munter war es dabei und Alles schien in guter Laune zu sein, und in guter Laune ging es fort. Und die ganze schwarze Masse wurde still und die Boote verließen den Strand. Im Kanal ging es ein wenig Zickzack, von einem Boot zum andern hörte man Geplauder und Gelächter, und weiße Zähne erglänzten im Dunkeln. Aber als sie weiter hinaus in den Fluß kamen, da schlugen die Ruder mit gleichmäßigem Takt in das spiegelklare Wasser, da begann das Singen, und die chaotische Verwirrung löste sich in die schönste Harmonie auf.

Eine Eigenthümlichkeit dieser sogenannten Naturkinder ist ihr aristokratischer Sinn. (Ich habe die Naturkinder stets für natürliche Aristokraten angesehen.) Sie thun sich etwas zu Gute darauf, wenn sie reichen Herren angehören, und halten Heirathen mit den Sklaven eines ärmern Herrn für große Mißheirathen. Sie halten auf ihre reichen Gebieter wie ein östreichischer Graf von altem Stamm auf seine Ahnen.

Was der Befreiung dieses Volkes als Volk und in größerer Masse mehr als alles Andere entgegensteht, ist dessen Mangel an Nationalität, an Volksgeist und an

Gemeinſamkeit. Sie haben blos Sinn für Familie oder für Angehörige — und vielleicht für den Stamm, wo der Stamm noch unzerſplittert geblieben iſt, wie in Afrika. Sie haben keine gemeinſamen Erinnerungen und kein gemeinſames volksthümliches höheres Streben. Das beweiſen auch Afrikas Stämme und kleine Königreiche. Und der Glaube, daß die befreiten Negerſklaven Amerikas jenſeit des Meeres, in Liberia, in Afrika, das republikaniſche Staatsleben der Amerikaner fortſetzen können, iſt, nach meiner Ueberzeugung, ein — — Irrthum. Sie haben Sinn für Pietät und Loyalität in hohem Grade, ſollen ſich ſtets leicht regieren laſſen und es gern haben, wenn ſie von einer ihnen durch Naturgaben überlegenen Perſönlichkeit regiert werden. Deshalb erblicke ich das Ideal des Negerlebens in kleinen Staaten, veredelt durch das Chriſtenthum, geordnet um ein Oberhaupt, ihren — — Prieſter oder König oder auch Beides zugleich. Und in Amerika erblicke ich ſie am liebſten um einen Weißen als freie Diener oder kleine Pächter, überzeugt, daß es, um dieſes Volk zur Ordnung und zur Arbeit zu bringen, nicht der Sklavenkette und der Peitſche, ſondern lediglich einer chriſtlichen menſchlichen Erziehung zur Arbeit und Ordnung, der Predigt, des Chriſtenthums und des großen Einfluſſes bedarf, den ein Mann der weißen Race durch ſeine natürliche Ueberlegenheit in ſeiner Gedankenkraft und in ſeinem Syſtem über die ſchwarze Race hat. Wollte er dazu noch ein moraliſches Gewicht in die Wagſchale legen, ſo würde er ſehr mächtig ſein. Auch gilt für die weißen Herren im Süden das Wort, welches Victor Hugo den Königen Europa's zuruft:

— „O, rois! Soyez grands, car le peuple grandit!“

Die Sklaven des Südens wachſen mit jedem Tage an Zahl und an Einſichten; ſie wachſen auch durch den Einfluß der freien Schwarzen und der Mulatten, deren Anzahl in den Sklavenſtaaten ebenfalls tagtäglich wächſt

und die an den Vorrechten der Weißen rückſichtlich der Erziehung Theil nehmen. Mit einem Wort, die ſchwarze Race wächſt in den ſüdlichen Staaten auf jede Weiſe. Möge nur die weiße Race ebenfalls zu wachſen verſtehen, an Geiſt, an Geſetzen und an Leben! Sie hat eine große Aufgabe zu erfüllen. Ich hoffe auf dieſen edeln Süden, auf das Kind des Lichtes, auf das wahrhaft Freie in den Sklavenſtaaten. Sie werden die Sache in Gang bringen!

Und das würde gar nicht ſchwer ſein, wenn nur die Frauen erwachen wollten! Aber ach! die meiſten der hieſigen Frauen ſchlafen noch, ſchlafen auf weichen Kiſſen, umfächelt von Sklaven und Sklavinnen, nicht als freie Weiber. Man hat mit den Frauen ſo lange davon geſprochen, daß ſie auf „dieſe kleine Stimme" hören ſollen. Und das iſt gut. Aber jetzt iſt es Zeit, daß ſie auch auf dieſe große Stimme hören, auf die Stimme des Heiligen Geiſtes unter dem Menſchengeſchlecht, die durch alle Länder der Erde geht und alle freien Völker durchzittert. Wahrhaftig, es iſt Zeit! Und es iſt Zeit, daß ſie auf dieſen Ruf hören und großdenkend im Herzen und in den Gedanken werden.

— „Wenn die Mütter edel denken, ſollten da nicht die Söhne edel werden!" — ſchrieb mir neulich eine von Amerikas edeln Frauen. Und die Geſchichte antwortet darauf: Ja!

Was die Sklavenbeſitzer anlangt, ſo möchte ich ſie in drei Claſſen theilen: — in Anbeter des Mammon, Patriarchen und Heroen oder Männer der Zukunft.

Die Erſtern betrachten die Sklaven lediglich aus dem Geſichtspunkte des Gewinnes und brauchen oder misbrauchen ſie nach ihrer Willkür. Die Zweiten fühlen die Verantwortlichkeit ihrer Stellung, ſind der Ueberzeugung, daß ſie dieſes von ihren Vätern ererbte Eigenthum, welches vielleicht Alles iſt, was ſie für ſich und ihre Kinder beſitzen, nicht aufgeben können oder dürfen,

und halten ſich ſtreng an ihre Pflicht, dieſe ererbten Diener gut zu halten, für ihr Alter zu ſorgen und ihr gegenwärtiges Leben durch Unterricht im Chriſtenthume und durch ſo viel Freiheit und ſo viel unſchuldiges Vergnügen, als nur möglich iſt, glücklich zu machen. Die dritte und höchſte Claſſe ſorgt für das Wohl der Sklaven mit Rückſicht auf die Befreiung derſelben und wirkt dafür durch Erziehung und ſodann durch praktiſche Beihülfe. Sie führen das Volk und das Land auf der Bahn menſchlicher Bildung vorwärts. Von der letztern Claſſe habe ich jetzt mehre Perſonen, auch in Carolina, und neuerlich ganz beſonders ein paar vermögende Frauen erwähnen hören, die ihre Sklaven freigelaſſen haben. Dies wird zwar durch die Geſetze erſchwert, allein auch hier fängt das allgemeine Bewußtſein an, den Geſetzen „a head“ zu gehen; und die Geſetzkundigen ſelbſt helfen dazu, bei dem Aufſetzen von Documenten dieſer Art die Geſetze zu umgehen. Und wenn man ihnen Vorwürfe darüber macht, ſo lachen ſie und ſcheinen ihr Gewiſſen dadurch nicht im geringſten verletzt zu fühlen.

Von den Patriarchen habe ich mehre ſehr ſchöne Züge erzählen hören, und ſo auch von ihren Sklaven und von ihrer gegenſeitigen Zuneigung. Ich glaube daran, weil ich Verſchiedenes davon geſehen habe und es ganz natürlich finde. Ueberhaupt gibt es keinen Menſchen, für welchen ich größere Achtung und größere Theilnahme (denn ſeine Stellung iſt ſchwierig und reich an Kümmerniſſen) empfinde, als für einen guten und gewiſſenhaften Sklavenbeſitzer.

Allein ich bleibe dabei: — Das Inſtitut der Sklaverei erniedrigt die Weißen noch mehr als die Schwarzen, und wirkt ſehr nachtheilig auf ihre Ausbildung, auf ihr Gerechtigkeitsgefühl, auf ihre Urtheilskraft; es wirkt beſonders nachtheilig auf die Erziehung der Kinder, hindert die in ihrem zarten Alter ſo wichtige Unterdrückung ihrer natürlichen heftigen Gemüthsart und be-

fördert alle rohen und eigenmächtigen Neigungen. Die allgemeine Moralität leidet wie die der Einzelnen dadurch.

Allein nunmehr genug — und vielleicht für dich ſchon zu viel — von dieſer Schattenſeite der Staaten, welche die Sonne liebt. Ich muß dir nun eine kurze Ueberſicht von meinem Thun und Laſſen während dieſer letztern Zeit geben.

Ich glaube, daß ich zuletzt bei dem Feſte ſtehen blieb, welches im Hauſe gegeben werden ſollte. Es war recht ſchön und gelungen, und auch recht gemüthlich. Frau Hammatſköld (Emilie Holmberg) ſang recht hübſch; ich ſpielte ſchwediſche Tänze; man unterhielt ſich, promenirte, aß und trank — „tout comme chez nous.“ An dieſem Abende ſah ich auch Mr. Simms, einen der bedeutendſten Belletriſten, Dichter und Romanſchreiber in Südcarolina. Er iſt enthuſiasmirt für die Scenerie des Südens, und das freut mich; wir kommen darin überein, aber nicht ſo in der großen Frage. Allein das Letztere erwarte ich auch nicht. Einen jungen Mann mit vorurtheilsloſem, wahrheitsreinem Blicke in dieſer Frage möchte ich — — umarmen, wenn er es mir geſtattete.

Einen Bruder jenes jungen Miles ſah ich auch, der mir in Bezug auf dieſe Frage ſagte: — „Die Welt iſt gegen uns, und wir werden überſtimmt und verurtheilt werden, ohne daß man uns Gerechtigkeit wegen Deſſen angedeihen läßt, was wir wirklich ſind und für unſere ſchwarzen Diener thun!“ — Ich konnte nicht umhin, in dieſer Hinſicht mit ihm zu ſympathiſiren. In dieſem Augenblicke iſt die Spannung zwiſchen dem Süden und Norden der Union ſtark und die Bitterkeit groß. Und manche Stimme in Südcarolina ſchreit nach Trennung und Krieg.

Ferner bin ich bei einer großen Feſtlichkeit gegenwärtig geweſen, welche von dem Gouverneur in Südcarolina, Mr. Akin, und ſeiner ſchönen, feingebildeten

Gattin gegeben wurde. Es wurde daſelbſt ſehr ſchön muſicirt und außerdem drinnen im Zimmer oder draußen auf den Piazzas, im Schatten kühlender Rankengewächſe (Clematis, Caprifolium und Roſen), in der milden Nachtluft eine höchſt romantiſche Unterhaltung geführt. Fünfhundert Perſonen ſollen eingeladen geweſen ſein. Das Feſt war eins der ſchönſten, an welchem ich hier zu Lande Theil genommen habe. Ich ſah viele hübſche und junge Töchter des Südens daſelbſt, aber keine großen Schönheiten; dagegen viele ſehr bleich. Die Damen ſchminken ſich hier allgemein weiß und trocknen ſodann die Schminke ab, ſodaß die Haut für den Augenblick eine ſammetartige weiche Färbung bekommt; aber hinterher wird ſie deſto gelber. Man ſagt, die große Hitze mache dieſes Schminken nothwendig. Ich habe gerade nichts dagegen, wenn nur die Schminke gehörig abgetrocknet würde; allein dies geſchieht oft ſehr unvollkommen. Ich vermuthe, daß dieſes Weißſchminken ein Erbtheil von dem alten Frankreich iſt.

Noch ein mal bin ich mit Mrs. Hollbrook in Belmonts Myrtenwäldern geweſen und habe mit ihr ein Feſt des Geiſtes genoſſen. Den jungen geiſtreichen Miſſionär habe ich auch geſehen; ein blaſſes ausdrucksvolles Geſicht, ein tiefes durchdringendes Auge — aber ach! zu dem Herzen der großen Frage drang es nicht weiter als die meiſten andern Augen hier. In andern Beziehungen freute mich der ſtarke freie Flug ſeines Geiſtes.

Zu Mrs. Hollbrook war ich eines Abends eingeladen, um mehre ältere Mitglieder ihrer Familie kennen zu lernen. Ich traf ein paar alte unverheirathete Damen, Beſitzerinnen von einigen ſchönen Inſeln an der Küſte von Südcarolina, auf denen ſie allein mitten unter ihren Negern als deren Eigenthümerinnen, Rathgeberinnen und Aerzte im beſten Einverſtändniß leben.

Es that mir leid, daß ich eine Einladung, wenigſtens für dies mal, nicht annehmen konnte. Dieſe kam

von einem Mr. Spalding, einem alten reichen Herrn, der auf der schönen Insel, auf welcher er wohnt, Palmettos in Freiheit wachsen und Negersklaven in Freiheit arbeiten läßt, nur durch Pflichtgefühl und Zuneigung geleitet; und es soll ganz vortrefflich gehen. Und dieser Ehrenmann hat mich eingeladen, dies zu sehen. Möge er ewig leben!

Es ist jetzt entsetzlich warm hier und ich muß mich nach Norden wenden, bevor ich vor Hitze zerschmelze. Sonst hätte ich mich so gern noch einige Zeit hier gesehen, auf den Baumwollenplantagen auf den schönen Inseln.

Die Küsten sowol Carolinas als Georgias sind reich an Inseln, die — wie man sagt — paradiesisch schön und reich an Pflanzen sein sollen. Auf diesen Inseln wächst die feinste Baumwolle. Carolina und Georgia veredeln die Baumwolle auf den Inseln und in hochgelegenen Gegenden, den Reis aber in den Niederungen. Auch Carolina hat ein Hochland mit Bergen, Metallen und frischen Bergströmen, welche erst weiter vorwärts in ihrem Laufe die chocoladenbraune Farbe annehmen, von der ich früher gesprochen habe.

Ich dachte daran, meinen Rückweg nach dem Norden durch das Hochland Carolinas und dann durch Tennessee und Virginia (denn „the Old Dominion", einen der ältesten Mutterstaaten und Washington's Vaterland, muß ich nothwendig sehen) zu nehmen; aber die Reise durch Tennessee war mir so sauer geworden, auf erbärmlichen Wegen und in erbärmlichen Wirthshäusern (denn dieser Theil des Landes soll noch in dem Zustande der Kindheit liegen), daß ich nicht wagte, mir dieselbe in dieser starken Hitze zuzumuthen, sondern daß ich auf dem Seewege zurückkehren will, ganz schön und still, wie ich gekommen bin. Und demnach gehe ich den funfzehnten dieses Monats an Bord und reise von hier nach Philadelphia und von da nach Washington. Bis dahin bleibe

ich ruhig hier und unternehme blos kleine Ausflüge innerhalb und außerhalb der Stadt.

Ich bin gesund, mein liebes Herz. Dank sei unserm Herrgott und der Homöopathie nebst meiner fortdauernden Sorgsamkeit in der Diät und im Genusse meiner geliebten Bananen. Außerdem nehme ich hier salzige Bäder, und obwol sie in einem Sumpfe genommen werden und unter Dach und Fach, so fühle ich doch, daß sie mir heilsam sind.

Zwei Miß Annelys, wohlhabende, unverheirathete Schwestern von mittlern Jahren, haben die Güte, mir Wagen und Pferde zu leihen, um mich zu ihnen zu bringen. Die jüngste der beiden Schwestern begleitet mich gewöhnlich. Der Kutscher und die Pferde sind alte treue Diener der Familie und wir müssen fahren, wie sie wollen. Das ist aber keineswegs schnell. Neulich Morgens kam folgende Unterredung zwischen dem Sklaven und seiner Gebieterin vor:

— „Lieber Richard, fahre uns nicht durch die ***straße; sie ist so lang und sandig, wir kommen nie schnell hindurch. Hörst du, Richard?"

— „Ich wollte aber gerade den Weg fahren, Missis!"

— „Ach, lieber Richard, kannst du nicht einen andern Weg fahren, z. B. durch die **straße, Richard?"

— „Nein, Missis, ich habe in der ***straße etwas zu besorgen."

— „Ach, lieber Richard, können wir denn nicht vermeiden, durch diese unangenehme Straße zu fahren?"

— „Nein, Missis, ich muß hindurch fahren (I want), Missis!"

Und ungeachtet weiterer und später nochmals wiederholter Bitten mußten wir den Weg fahren, den der eigensinnige Richard fahren wollte.

Diese alten treuen Diener sind eigensinniger als die unsern; aber ihre Augen glänzen von so viel Güte und warmer Herzlichkeit. Man muß ihnen zuweilen

ihren Willen laſſen. Sie wollen doch ſtets das Beſte der Familie.

Unter den Perſonen, die mir viel Freundlichkeit erwieſen haben und von denen ich viel Vergnügen genoſſen habe, iſt auch der Prediger der hieſigen lutheriſchen Gemeinde, der talentvolle Naturforſcher Mr. Bachmann, ein lebhafter, angenehmer und allgemein beliebter Mann.

Der Familienvater hier im Hauſe, Mr. William Howland, iſt jetzt ebenfalls anweſend. Er iſt ein Mann von feinem gentlemänniſchen Weſen und augenſcheinlich ein guter und geliebter Familienvater, der einen innigen Genuß darin zu finden ſcheint, gegenwärtig einige Zeit hindurch in Ruhe unter den Seinigen zu leben. Die Kinder tanzen des Abends lebhafter als früher, ſeitdem Juſtina daheim iſt und am Tanze Theil nimmt. Juſtina iſt ein edles junges Mädchen von ſchönem Wuchs und edelm Aeußern, aber mit etwas allzu bleicher Geſichtsfarbe. Sie hat ein ſchönes Talent für das Fortepiano, und Abends nach dem Tanze ſingen die beiden Schweſtern, Juſtina und Illione, Negerlieder zum Fortepiano, die Mr. Howland ebenſo wie mich ergötzen. So bleiben wir auf der Piazza in der herrlichen Nachtluft oft bis Mitternacht.

An einem Abend, den ich bei Mr. Gilmans zubrachte, wohnte ich einem Abendgottesdienſte der Neger in einem Saale bei, den ihnen der gutmüthige, wohlwollende Geiſtliche überlaſſen hatte. Der erſte Prediger, ein alter Neger, mußte einem Andern Platz machen, der — wie er ſagte — ſich ſo voll von der Macht des Wortes fühlte, daß er unmöglich ſchweigen konnte und ſeine Beredtſamkeit eine gute Weile fließen ließ, aber immer Eins und Daſſelbe ſagte. Dieſe Negerprediger ſtanden denen, die ich in Savannah gehört habe, weit nach. Endlich foderte der zweite Redner eine von den „Schweſtern" auf, zu beten. Eine ältliche, kränk-

liche Frau begann auch bald darauf zu beten und ihre hörbare Innigkeit in ihrer Dankſagung für den Troſt von Chriſti Evangelium und in ihrem Zeugniß von deſſen Kraft bei ihrem eigenen langen Leiden war in der That rührend. Aber ihr Gebet war zu lang, ſagte immer wieder Daſſelbe und war mit unaufhörlichen Schlägen mit der geballten Fauſt auf die Bank begleitet. Als ſie geendigt hatte und eine andere Schweſter aufgefodert wurde, ein Gebet zu ſprechen, ſetzte der Redner hinzu: — „Aber macht es kurz, wenn es Euch beliebt!“ (Make it short if you please!) Aber die Schweſter machte es nicht kurz, ſondern noch weit länger als die Erſtere und mit noch weit mehr Wiederholungen und noch viel mehr Fauſtſchlägen auf die Bank. Die dritte Schweſter, welche zum Beten aufgefodert wurde, erhielt die kurze und beſtimmte Bedeutung: — „Aber kurz!“ — Und als ſie ſich auf den langen Weg der beiden erſten Schweſtern verlor, wurde ſie ohne Umſtände von dem Prediger unterbrochen, der nun nicht länger ſchweigen konnte, ſondern ſich noch eine ziemliche Weile weiter hören laſſen mußte. Erſt beim Geſange und namentlich bei einem von den Negern ſelbſt componirten Geſang, der als Kanon geſungen wurde, in welchem der Name „Jeruſalem“ oft wiederkehrte, kam das rechte Leben in die Verſammlung. Sie ſangen, daß es eine Luſt war, zu hören; ſie ſangen mit ganzer Seele und auch mit ihrem ganzen Körper. Denn ihre Körper wiegten ſich, ihre Köpfe nickten, ihre Füße ſtampften, ihre Knie zitterten, ihre Ellnbogen und Hände bewegten ſich im Takt mit den Tönen und Worten, welche ſie mit augenſcheinlichem Entzücken ſangen. Man muß dieſes Volk ſingen ſehen, wenn man ſein eigenthümliches Leben verſtehen will. Ich habe ihre Nachahmer, die ſogenannten „Sable Singers“, geſehen, die im Lande herumziehen, als Neger angemalt, und die Geſänge der Neger nach deren Art

und mit deren Geberden und Bewegungen ſingen, wie es heißt. Aber nichts iſt dem Geſange der Neger unähnlicher. Denn das Weſentlichſte in der Aehnlichkeit fehlt — das Leben.

Eine meiner hieſigen Vergnügungen beſteht darin, daß ich mich mit einem alten Neger, Romeo genannt, unterhalte, der in einem kleinen Häuschen in einem Garten nahe bei Mr. Howland's Haus wohnt. Dieſen Garten behandelt oder vielmehr mishandelt er nach ſeinem Gutdünken. Er iſt der frohlaunigſte, heiterſte alte Mann, den man ſich vorſtellen kann, und hat eine gute Gabe natürlichen Witz. Er war in ſeinem ſchönſten Alter aus Afrika geraubt und hierher gebracht worden und erzählte die Geſchichte davon auf die naivſte Weiſe. Ich fragte ihn eines Tages, was die Leute in ſeinem Vaterlande von dem Leben nach dem Tode glaubten. Er antwortete mir, „die Guten kämen zu dem Gott im Himmel, der ſie erſchaffen habe."

— „Und die Böſen?" — fragte ich.

— „Die fahren hinaus in die Luft!" verſetzte er und blies mit dem Munde nach allen Seiten um ſich herum.

Ich ließ ihn einmal einen äthiopiſchen Todtengeſang ſingen, der aus einem monotonen Wiegenliede in drei halben Tönen beſtand; dann ſang er mir ein afrikaniſches Liebeslied, das mir ziemlich plump vorkam und auf keine Weiſe Entzücken zu erregen ſchien.

Das Porträt dieſes alten Negers habe ich für dich in meinem Album. Aber er lachte und ſcherzte ſo ſehr, während ich ihn malte, daß es mir ſchwer wurde, ſein Geſicht zu treffen. Er iſt auf dieſem Bilde in ſeinen gewöhnlichen Sklavenanzug gekleidet, graue Kleider und eine geſtrickte wollene Mütze.

Das Zuſammentreffen mit den Negern und mit dem Urwald hat einen eigenthümlich erweckenden Eindruck auf mich gemacht und mein Auge für den Reichthum

der Formen erweitert, in denen der Schöpfer ſein Leben ausſpricht. Die Erde erſcheint mir wie eine große ſymboliſche Schrift, wie ein Gedicht, in welchem die verſchiedenen Arten der Menſchen, Gewächſe und Thiere, Waſſer und Land Gruppen von beſondern Geſängen und Sätzen bilden, aus denen wir den Stil des großen Meiſters, ſeine Abſichten und ſein Syſtem zu leſen und zu lernen haben. Mein Geiſt breitet dabei ſeine Schwingen aus und fliegt — ach, nur im Geiſte! — rings um die ganze Erde, über Afrikas Wüſten und Paradies, über Siberiens Eisflächen, über das herrliche Land der Hindu, überall zwiſchen den Polarkreiſen und dem Aequator, wo Menſchen wohnen und Thiere leben und Gewächſe dem Lichte entgegen ſproſſen; und unwillkürlich ſuche ich die ungleichen Geſtalten zu gruppiren und in harmoniſche Conſtellationen um eine centrale, Alles verklärende Sonne zu bringen; aber — — Alles beſteht noch blos in Ahnungen, Blitzen in meine Seele, Dämmerungen! Vielleicht tagt es einmal vollſtändig, vielleicht kann ich in dem Heimatlande der Runen, in meiner ſtillen Heimat, mir dieſe Runen der Erde und den Runenſang, der mir zum Erwägen gegeben wurde, deuten.

Von Charleſtons Geheimniſſen werde ich dir nichts ſagen — denn ich kenne dieſelben blos durch das Gerücht, und was mir blos das Gerücht ſagt, das — — laſſe ich dahingeſtellt ſein. Düſtere Geheimniſſe, ja, noch mehr als das Gerücht zu erzählen weiß, können in einer größern Stadt nicht fehlen, in welcher die Sklaverei heimiſch iſt. Ich habe erzählen hören, daß es in Charleſton eine Prügelanſtalt für Sklaven gibt, die dem Staate ein jährliches Einkommen von mehr als zehntauſend Dollars gewähren ſoll. Jeder, der einen Sklaven mit Schlägen beſtraft wiſſen will, ſchickt ihn nebſt der Bezahlung für die Abſtrafung dahin. Das habe ich wiederholt gehört und geleſen und halte es auch für

wahr. Aber meine hiesige Stellung macht es schwierig, ja fast unmöglich für mich, solchen Sachen genauer nachzuforschen; denn Spion kann und mag ich nicht sein. Ich nehme blos auf, was sich mir durch meine eigene Erfahrung aufzwingt, und was ich deshalb für eine Schickung ansehe, für Etwas, was ich wissen und aufnehmen soll. Eigentlich habe ich es hier damit zu thun, das Ideal aufzufassen und rein darzustellen. Und im Gefühle dieses idealen Südens, so wie es bereits theilweise ist und so wie es einst vollständig werden soll, um die Absicht des Schöpfers zu erfüllen, nehme ich Abschied vom Süden mit Bewunderung und Liebe (mit Wehmuth um Das, was noch nicht ist) und hoffe einst wieder hierher zurückzukehren! Ich schreibe dir nicht wieder von hier, sondern meinen nächsten Brief erhältst du aus einem der nördlichen Staaten. Ich sehne mich nordwärts, nach kühlerer Luft und nach einem freiern Volke. Man muß doch hier seine innersten Gedanken oft gewaltsam unterdrücken und schweigen, wenn man nicht verletzen oder in Streit gerathen will. Und diese Wärme, wenn sie nun ohne Unterbrechung — wie es hier der Fall sein soll — von einem Monat zum andern bis in den October hinein fortdauert — — so will ich lieber am Nordcap wohnen und zwei Drittel des Jahres mit Tannenholz einheizen!

Aber dessenungeachtet — — lebe wohl, du schöner, warmer, blühender Süden, Nordmerikas Garten! Mich hast du erwärmt und gar lieblich erquickt. Lebt wohl, ihr Piazzas, bekleidet mit Blumenranken, die ihr blasse Schönheiten verbergt! Lebt wohl, ihr duftenden Urwälder, ihr rothen Flüsse, auf denen die Gesänge der Neger ertönen! Lebt wohl, ihr guten, schönen, liebenswürdigen Menschen, Freunde der Sklaven, aber nicht der Sklaverei! Wenn ich jetzt im Geiste nach dem Süden blicke, werde ich an euch denken, und in euch an Carolinas und Georgias Zukunft. Ich sehe euch

dann unter euern Palmettos oder in euern Magnolien- und Orangenwäldern, alle Früchte der Erde vor euch auf euerm gaſtfreien Tiſche ausgebreitet; ich ſehe euch dieſelben austheilen — wie ich es manchmal geſehen habe — an den Fremdling, an den Nothleidenden; ich ſehe ſie euch mittheilen allen Kindern des Volkes. Ich ſehe um euch Neger als Diener und Freunde. Sie ſind frei, und ihr habt ihnen die Freiheit gegeben. Sie ſingen Hymnen, die ſie von euch gelernt — fröhliche Lieder, welche ſie ſelbſt gedichtet haben. Und für ſie und für euch ſingt der hundertzüngige Vogel in den kühlen Lebenseichen mit ihren langen herabhängenden Ranken von Moos. Und über ihnen und über euch iſt der ſanfte blaue Himmel des Südens und — — der Segen des Himmels! Möge es ſo werden!

Nachſchrift.

Doch, von einem Geheimniß Charleſtons muß ich dir etwas mittheilen; denn ich habe es oft wie einen Schatten haſtig an Straßen und Höfen vorüber ſchleichen ſehen. Es ſieht aus wie ein Weib, ärmlich gekleidet, in Farben der Dämmerung. Es wird Mrs. Doctor Suſan genannt und iſt der Arzt und die Hülfe der Armen.

Mrs. Suſan gehört einer der vornehmſten Familien in der Stadt an, beging aber in ihrer Jugend einen Fehltritt und wurde von der Geſellſchaft verſtoßen, die in Nordamerika ſehr viel geheime Unſittlichkeit duldet, aber keine, welche offenbar wird. Die junge Gefallene hätte vielleicht nach Verlauf vieler Jahre Verzeihung finden und wieder aufgenommen werden können. Allein ſie ſuchte die elende Gnade der Menſchen nicht. Sie wandte ihr Herz und ihren Blick zu einem Höhern. Sie wurde Gottes Dienerin bei ſeinen Armen!

Und ſeit dieſer Zeit findet man ſie nur bei den Armen oder auf dem Wege zu dieſen. Was man ihr gibt an Geld oder Kleidern, das verwendet ſie für die Armen; ſie ſelbſt lebt in freiwilliger Armuth. Die Neger in Mr. Howland's Hauſe waren einmal ſo krank an einem anſteckenden Fieber, daß ſie von Jedermann geflohen wurden. Nicht einmal Neger wollten zu den Kranken gehen. Aber Doctor Suſan kam und wartete ſie und machte ſie wieder geſund. Bekannt in der ganzen Stadt, geht ſie frei überall hin, in ihrem armſeligen dunkeln Anzuge, wie ein Sendbote des Troſtes, aber ſchnell und ſtill, als wenn ſie fürchtete, geſehen zu werden. Gleich dem Leuchtkäfer iſt es nur im Dunkeln, wo ſie ihr helles, inneres Licht ausſtrömt; wie der Leuchtkäfer iſt ſie von den Füßen der Menſchen zertreten worden, allein ſie leuchtet noch immer und wird fortwährend leuchten.

Lebe wohl, mein liebes Herz! Grüße, wen du weißt und wen du willſt von deiner

Fredrika.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Heimat in der Neuen Welt.

Vierter Theil.

Die Heimat

in der

Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,
geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba,

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

Achtzehnter Brief.

Philadelphia, Pennsylvanien, 23. Juni 1850.

Endlich, meine liebe Agathe, habe ich einen Augenblick Ruhe, während dessen ich mit dir plaudern kann. Aber es hat hart gehalten, in dieser freundschaftlichen Stadt der „Freunde" so viel Ruhe zu gewinnen.

Charleston verließ ich am funfzehnten dieses Monats, überhäuft mit Geschenken und unendlich vieler Güte und Freundlichkeit, wie an andern Orten. Aber ach! Wie abgehetzt und müde war ich während der letzten Tage in dieser Stadt, in der Arbeit mit einem unaufhörlichen Gesellschaftsleben! Den letzten Abend in Charleston verbrachte ich damit, daß ich in Gesellschaft eines kleinen lebhaften Astronomen, Mr. Gibbs (Bruder des liebenswürdigen Naturforschers in Columbia), von der Piazza des Hauses den Sternenhimmel betrachtete. Die drei großen Constellationen, der Skorpion mit seinem feuerrothen Herzen (Antares), der Schütze und der Steinbock nebst der südlichen Krone (unbedeutend) standen hell am südlichen Himmel, und das Zodiakallicht warf seinen weißen Schein auf die Milchstraße. Wir richteten das Teleskop auf einen Nebelfleck in derselben und dann auf den Theil der Milchstraße, in welchem — unsere Erde sich befindet — ach, verloren in der Unermeßlichkeit des Weltalls, wie ein Infusionsthierchen im Meer. Aber jetzt

kann ich dieſes Verhältniß anſchauen, ohne daß es mich niederdrückt und unruhige Gedanken in mir erregt. Oerſted's Schrift „Ueber die Vernunfteinheit in dem ganzen Weltall“ und die Gründe, auf welche er dieſelbe ſtützt, haben mir ein gewiſſes Gefühl von Heimatlichkeit in dieſem Weltall gegeben und mich zur Weltbürgerin gemacht. Das ganze Univerſum iſt mir jetzt blos die eigene Welt und Heimat der Menſchen.

Die Nacht unſerer Sternenbetrachtung war ſehr dunkel, aber die Sterne deſto heller, obwol ſie nicht glänzen, wie bei uns, auch nicht ſo groß ausſehen. Die Luft war voll von Wohlgeruch und ſo ruhig, daß man den Ruderſchlag und den Geſang der Neger auf den Booten vom Fluſſe her hörte. Faſt halb ein Uhr ging ich zur Ruhe.

Tages darauf nahm ich Abſchied von meiner guten theuern Heimat in Südcarolina. Meine gute Mrs. Howland ſorgte ſchweſterlich-mütterlich für mich bis zuletzt. Mein kleiner Handkorb wurde mit ſchönen Früchten, Apfelſinen und Bananen, gefüllt, ein Geſchenk ihrer „Früchtefrau“, einer ſchönen Mulattin (die ihren Halstuch-Kopfſchmuck ſtets beſonders maleriſch zu binden weiß und deren Porträt ich in mein Album gezeichnet habe), und der alte Romeo ſchenkte mir Blumen. Nachmittags halb vier Uhr ging ich an Bord des Dampfſchiffes „the Osprey“. Die Compagnie in Philadelphia und Charleſton, deren Eigenthum dieſes Fahrzeug iſt, ſchickte mir ein „complimentary-ticket“, welches mir freie Fahrt nach Philadelphia gewährte, ein Geſchenk von zwanzig Dollars, das auf keine artigere Weiſe gemacht werden konnte.

In den erſten vierundzwanzig Stunden an Bord war die Hitze kochend. Luft und Meer waren ſtill, als ob der Wind todt wäre. Und ich konnte mir denken, daß man vor Hitze ſterben könnte.

Eine Menge Spanier aus Cuba an Bord waren

wegen ihrer eigenthümlichen Physiognomien und wegen ihres den Amerikanern so ungleichen Wesens interessant zu betrachten. Die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, die stark accentuirte melodische Sprache, die Eigenthümlichkeit der Gesichtszüge schien auf eine bedeutendere Volksrace als auf die angelsächsische hinzudeuten; und doch ist dies nicht der Fall, wenigstens gegenwärtig nicht. Die Spanier, wenigstens in dieser Hemisphäre, sollen den Amerikanern in allgemein menschlicher und wissenschaftlicher Bildung weit nachstehen. Ein Theil dieser Spanier floh, wie es hieß, vor der Untersuchung, welche Lopez' verunglückte Räubererpedition gegen Cuba gegenwärtig auf dieser Insel veranlaßte; andere derselben reisten nach Neuyork, um Aerzte um Rath zu fragen oder dem Sommer unter den Tropen zu entgehen. Ein junges Paar von vornehmer Familie, nahe Verwandte, reiste dahin, um sich trauen zu lassen, da die spanischen Gesetze Heirathen zwischen nahen Verwandten große Schwierigkeiten in den Weg legen, und zwar mit Recht, da die Kinder oder Kindeskinder naher Verwandten oft blödsinnig oder auf irgend eine andere Weise unglückliche Geschöpfe werden. Der junge Bräutigam war recht hübsch, sah aber spanisch-hochmüthig und launisch aus. Die Braut und deren Schwester waren jung und schön, aber viel zu füllreich. Ein alter „Conte" litt augenscheinlich an der Brustwassersucht und wurde von einem Neger mit größter Zärtlichkeit abgewartet. Mehre kleine Kinder fielen durch ihre lebhaften Geberden und Reden besonders auf.

Die Seereise war ruhig und im Ganzen angenehm. Ein junger angenehmer Mann, Mr. Linton, aus der Stadt der Freunde, sorgte mit ritterlicher Artigkeit für mich. Das Meer sandte uns Scharen von fliegenden Fischen als Schauspiel während der Reise, und Pelikane mit ungeheuern Schnäbeln schwangen sich, auf Beute lauernd, über die Wellen; ein großer Walfisch, auf einer

Reiſe durch das Meer begriffen, wie wir, ließ uns verſchiedene ſchöne Waſſerkünſte ſehen.

Die Reiſe auf dem Delawarefluß am Dienſtag Morgen war ungemein angenehm, obgleich das Wetter nebelig war. Aber der Nebel hob dann und wann ſeine ſchweren Draperien und ließ dann hellgrüne Ufer von idylliſcher Schönheit ſehen, mit Hügeln, prächtigen Bäumen, Landhäuſern, weidendem Vieh und mit einem ganz andern Charakter der Natur, als ich ſoeben im Süden geſehen hatte.

Bei Philadelphia kam mir der artige Profeſſor Hart entgegen und holte mich in ſein Haus. Und in dieſem bin ich ſeitdem geweſen, und da bin ich noch jetzt, eingenommen an Leib und Seele von dem Staatsleben und von dem geſelligen Leben und von vielem Intereſſanten, obwol ich zuweilen recht fleißig bin.

Die Quäker — „die Freunde", wie ſie hier genannt werden — ſind beſonders freundlich gegen mich, nehmen mich bei der Hand, nennen mich „Frederika" und „Du" (thee) und fahren mich in ſchönen Wagen herum, um mir alles Merkwürdige und Schöne in und außerhalb der Stadt zu zeigen. Und was für große und gute Anſtalten für das allgemeine Beſte gibt es hier! Das Herz erweitert ſich, wenn man dieſe Anſtalten und den Sinn, in welchem dieſelben verwaltet werden, betrachtet. Man kann nicht anders, als im hohen Grade betroffen über den Contraſt zwiſchen dem Sklavenſtaate und dem Freiſtaate werden, zwiſchen dem Staate, deſſen Princip die Selbſtſucht, und dem Staate, deſſen Princip die Menſchenliebe iſt, zwiſchen dem Staate, in welchem die Arbeit Sklaverei, und dem Staate, in welchem die Arbeit frei und das Freiwerden eine Ehre iſt. Und hier, wo man weiße Frauen vor den Thüren ihrer Häuſer ſcheuern ſieht, wie wohl gehalten, wie ſchön, wie blühend iſt nicht Alles, ſowol in der Stadt, als auf dem Lande! Und dieſe öffentlichen Anſtalten, dieſe Blü-

ten der Menſchenliebe — — — ach, die Prachtgärten der Natur und das Paradies ſind duftlos neben ihnen! — Aſyle für die Kinder, für die Unglücklichen, für die Alten, ſtehen weit vor dieſen Wohnungen, wie der Vorhof vor dem Allerheiligſten.

Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte Freudenthränen weinen, als ich vorgeſtern das große „Lunatic-Asyl“ in Philadelphia beſuchte, ſo groß und ſo edel erſchien mir hier das Menſchenherz, deſſen Thätigkeit und Fürſorge ſich in Allem verräth.

Das Aſyl liegt in einem großen ſchönen Park mit ſchattigen Gängen, Berceaux und Gärten. Der ganze Park iſt von einer Mauer umgeben, die jedoch dermaßen hinter den Anhöhen verborgen iſt, daß ſie im Park oder vom Hauſe aus nicht geſehen werden kann und die armen Gefangenen ſich alſo in vollkommener Freiheit fühlen können. Es iſt hier auch ein ſchönes Muſeum mit ausgeſtopften Vögeln und andern Thieren, Conchylien- und Mineraliensammlungen, in welchem ſich die Gemüthskranken zerſtreuen und Belehrung verſchaffen können. Denn Arbeit und Zerſtreuung ſind die vorzüglichſten Mittel, durch welche man hier auf die Beſſerung dieſer Unglücklichen wirkt. Deshalb werden zwei bis drei mal wöchentlich „Lectures“ über verſchiedene Gegenſtände in einem großen Saale gehalten, in welchem die Gemüthskranken auf Bänken ſitzen. Oft werden ihnen auch gemeinſchaftliche Vergnügungen, wie Concerte, Bälle u. ſ. w. gemacht. Mehre Arten Spiele, wie Billard, Fortuna u. ſ. w. finden ſich auch im Hauſe. Ueberall in der Anſtalt hörte ich Muſik. Die Muſik iſt für Irre ein beſonders wirkſames Heilmittel. Viele ſpielten ausgezeichnet gut Fortepiano. Man zeigte mir ein ältliches Frauenzimmer, das in einem Zuſtande völligen Blödſinns hierher gebracht worden war. Man gab ihr ein Piano und vermochte ſie, auf demſelben ein kleines einfaches Stück zu ſpielen, das ſie in ihrer Kindheit geſpielt hatte.

Allmälig erwachte die Erinnerung an andere Stücke in ihr, bis die ganze Muſik aus ihrer Jugendzeit in ihr wieder auflebte und mit derſelben, wie es ſchien, auch ihre ganze Jugendwelt. Sie ſpielte auch vor mir und ging mit ſichtbarem Vergnügen von einem kleinen Muſikſtück zu dem andern über, wobei ihr Geſicht ſo freundlich und unſchuldig froh wurde wie das eines glücklichen Kindes. Sie wird wahrſcheinlich ihrer Geiſteskräfte nie wieder vollſtändig mächtig werden, aber ſie lebt jetzt ein glückliches harmloſes Leben in der Muſik aus ihren Kinderjahren.

Mehre von den Frauenzimmern, beſonders die jüngern, werden mit der Verfertigung künſtlicher Blumen beſchäftigt und ſchenkten mir mehre derſelben, die recht hübſch gemacht waren. Die Männer werden viel mit ländlichen Arbeiten und Gartenpflege beſchäftigt. Eine Bruderstochter des großen Waſhington war auch hier, eine ſchöne alte Dame von merkwürdiger Aehnlichkeit der Geſichtszüge mit dem Präſidenten und von einem würdigen vornehmen Benehmen. Sie war ſehr blaß und iſt, wie mir geſagt wurde, mehr ſchwach als eigentlich geiſteskrank.

Die Menge von ſchönen lebenden Blumen, namentlich von Roſen, war außerordentlich. Auch die unheilbaren Geiſteskranken finden ſich, wenn ſie auf Augenblicke zur Beſinnung kommen, von — — Roſen umgeben. Während mein Begleiter, ein liebenswürdiger und humoriſtiſcher Quäker (der einer von den Directoren des Aſyls iſt), mit vieler Aufmerkſamkeit und ſichtbarer Theilnahme den Mittheilungen einer alten Frau von ihren wichtigen „Geſchäften in — — Jeruſalem“ zuhörte, flüſterte mir eine andere ironiſch zu: — „Ein prächtiger Ort hier, ja, ein wahres Paradies; meinen Sie nicht auch?“ — und ſetzte ſchüchtern und mit leiſer Stimme hinzu: — „Es iſt die Hölle! Ich verſichere Sie! Hier gehen entſetzliche Dinge vor!“ —

Ach, die armen Unglücklichen können wol nicht immer mit Muſik und Blumenduft behandelt werden; man muß wol auch zuweilen Zwangsmittel anwenden. Genug, daß die erſtern Mittel überwiegend ſind (die vielen Geiſteskranken, welche in der Anſtalt geheilt worden ſind, geben Zeugniß davon), und daß die letztern ſo ſelten und ſo gelind als möglich angewendet werden.

Ein junger Militär von gutem Ausſehen ſagte zu mir: — „Ach, ich ſehe ſchon, Sie kommen, um mich zu befreien, und wir werden Arm in Arm zuſammen aus dieſem Gefängniß gehen.“

Er ſetzte hinzu: — „Sagen Sie mir, wenn Sie eine Schweſter hätten, die Sie über Alles in der Welt liebten, und man hielte Sie eingeſchloſſen, um Sie zu hindern, zu ihr zu kommen, was würden Sie thun?“

Ich erwiderte ihm, wenn ich mich nicht wohl befände und meine Geſundheit für einige Zeit ſchonen müßte, ſo würde ich mich in Geduld fügen.

— „Ja, aber ich befinde mich vollkommen wohl“ — ſagte er — „ich bin ein wenig unwohl geweſen, ein Bischen tête montée, wie ſie ſagen, aber ich bin jetzt wieder ganz geſund, und dieſe Leute ſind ebenfalls närriſch, daß ſie das nicht ſehen können und mich hartnäckig hier zurückhalten.“

Dieſe Aehnlichkeit haben die Irren gewöhnlich mit vernünftigen Menſchen, daß ſie ſich ſtets für klüger halten als Andere. Mein junger Colonel war augenſcheinlich noch „tête montée“ und begleitete uns unter warmen Ausdrücken zum Lobe der Damen.

Girard-College iſt eine große Schule, um dreihundert mittelloſe Knaben zu geſchickten Handwerkern jederlei Art auszubilden. Ein in Amerika naturaliſirter Franzoſe, Mr. Girard, beſtimmte ſein ganzes großes Ver-

mögen zur Errichtung dieſer Schule. Das Gebäude derſelben, noch nicht ganz fertig, von weißem Marmor und eine Nachbildung von Griechenlands Minerventempel, hat ungeheure Summen gekoſtet, und manche Leute misbilligen dieſe Verſchwendung an ein äußeres Prachtwerk, durch welche das weſentliche gute Werk benachtheiligt wird. Es waren erſt ungefähr hundert Knaben in der Anſtalt. Die Neigung der Amerikaner für die Tempelform in ihren Gebäuden iſt auffallend. Ich für meine Perſon habe nichts dagegen einzuwenden, wenn auch die Anwendung von Säulen und anderm architektoniſchem Schmuck hier zuweilen zu weit geht im Verhältniß zu dem Zwecke eines Gebäudes, beſonders bei Privatwohnungen; denn das beweiſt doch, daß das Volksbewußtſein weit über jenes Stadium hinaus iſt, in welchem die Wohnung blos ein Obdach für den Körper ohne jeden andern Zweck ſein ſoll. Es will beweiſen, daß die Wohnung der Menſchen auch ſymboliſch von ſeinem Geiſte und ſeinem Emporſtreben zeugen ſoll. Und ſieht man ein recht großes und prächtiges Gebäude, gleich einem griechiſchen Tempel oder einem Pantheon oder einem gothiſchen Schloß, ſo kann man überzeugt ſein, daß es keine Privatwohnung, ſondern ein öffentliches Inſtitut, eine Akademie, eine Schule, ein Capitolium oder ein — Hôtel iſt.

Herr Girard hat in ſeinem Teſtamente ausdrücklich verordnet, daß in ſeiner Anſtalt den jungen Leuten kein Religionsunterricht gegeben werden darf; deshalb befindet ſich kein Religionslehrer unter den Lehrern oder in dem Directorium der Anſtalt. Allein der Blick dieſes Volkes über das Verhältniß der Religionslehre zu dem Menſchen und zu dem Staate iſt ſo klar und ſeine Liebe zur Religion ſo ſtark, daß es einen Ausweg findet, ſolche Verbote zu umgehen. Und obgleich man die Verordnung des Teſtators in Bezug auf den Ausſchluß des Religionsunterrichts befolgt, ſo wird doch im Girard-

College, wie in allen andern amerikaniſchen Schulen, an jedem Morgen der verſammelten Jugend, bevor ſie zur Arbeit des Tages übergeht, ein Capitel aus dem Neuen Teſtamente laut vorgeleſen.

In einer der prächtigen Galerien des Schultempels ſteht Herrn Girard's Bildſäule von weißem Marmor. Es iſt eine ausgezeichnete Arbeit, ein treues Bild eines einfachen Bürgers in bürgerlicher Kleidung — — eine höchſt proſaiſche Figur, ohne irgend eine Idealiſirung dargeſtellt, die durch ihre kraftvolle Wirklichkeit Vergnügen erregt, obwol ſie übrigens in dem ſchönen Tempel faſt wie eine Ungehörigkeit daſteht. Denn Adel und Erhabenheit fehlen dieſer Geſtalt gänzlich.

Ich muß dir auch Einiges vom „Philadelphia Penitentiary“ mittheilen.

Inmitten der großen Rotunde, in welche die Gänge von den Gefangenzellen ausmünden, wie Radien in einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, ſaß in ſeinem Lehnſtuhle, bequem und behaglich, im lichtgelben Rocke mit großen Knöpfen und in einem Hute mit breiten Krämpen, der Quäker Mr. Scattergood, wie eine große Spinne, welche die in ihrem Netze gefangenen Fliegen bewacht. Aber nein; dieſes Bild paßt nicht auf die Sache und auf den Mann, einen freundlichen, ältlichen Herrn von beſonders klugem und humanem, humoriſtiſchem Ausſehen. Einen beſſern Wächter kann man ſich ſchwerlich denken. Er begleitete uns in die Gefangenzellen. Die Gefangenen leben hier ganz einſam, ohne Gemeinſchaft mit ihren Mitgefangenen; aber ſie können arbeiten und leſen. Die Bibliothek iſt bedeutend und enthält außer religiöſen Werken, naturwiſſenſchaftlichen Schriften und Reiſebeſchreibungen auch ſchönwiſſenſchaftliche Bücher von gut gewählter Beſchaffenheit. Nicht mit karger Hand wird hier der Samen edler Bildung für die Kinder des Gefängniſſes, „die im Dunkeln ſitzen“, ausgeſtreut. Der Geiſt der Neuen Welt iſt

nicht furchtſam oder karg; er fürchtet nicht, zu viel zu thun, wenn er etwas Gutes thun will. Er ſieht blos darauf, die rechte Art und Weiſe zu wählen, und geht dann mit reichem Herzen und reicher Hand zu Wege.

Ich habe oft gedacht, daß ſchöne Erzählungen, Züge aus dem Menſchenleben, gute Lebensbeſchreibungen, beſonders von Verbrechern, die ſich gebeſſert haben, von Gefangenen, die wieder freie und tugendhafte Staatsbürger geworden ſind, mehr auf die beſſere Gemüthsſtimmung und auf das Herz der Gefangenen wirken müſſen, als Predigten und Religionsbücher, mit ſteter Ausnahme jedoch des Neuen Teſtaments. Und ich ſelbſt habe deshalb gewünſcht, etwas in dieſer Richtung zu thun. Hier fand ich meine Ueberzeugung durch Das beſtätigt, was mir der „Freund Scattergood" ſagte.

Neulich hatte er einen männlichen Gefangenen beſucht, der wegen ſeiner harten und verſtockten Gemüthsart bekannt geweſen war und dieſe auch während ſeiner Gefangenſchaft länger als ein Jahr hindurch bewieſen hatte. Aber an dieſem Morgen war er ihm ganz verändert, ganz ſanft und faſt weich vorgekommen. — „Was fehlt Euch denn heute?" — fragte der Quäker — „Ihr ſeid Euch ja gar nicht ähnlich. Was gibt es denn?" — „Hm, ich weiß nicht, wie es kommt" — erwiderte der Gefangene — „aber das Buch da" — — — und damit zeigte er halb verdrüßlich auf ein kleines Buch mit dem Titel „little Jane" — „hat mich ganz ſonderbar geſtimmt! — Es iſt ſchon viele Jahre her, ſeitdem ich keine Thräne geweint habe, aber — — die Geſchichte da!" — Er wandte ſich ab, verdrießlich, daß ihm der Gedanke „an dieſe Geſchichte" die dummen Thränen wieder ins Auge treiben wollte. So hatte die Erzählung von dem ſchönen Leben eines kleinen Kindes das harte Herz des Sünders erweicht. (Er hatte nämlich einen Mord begangen.)

Ein junger Gefangener, der jetzt zwei Jahre im Ge-

fängniß saß, hatte bei seinem Eintritte weder lesen noch schreiben können und nicht die mindesten Religionskenntnisse besessen. Er schrieb gegenwärtig eine vortreffliche Handschrift und Lesen war sein größtes Vergnügen. Er sollte nun bald das Gefängniß verlassen und verließ es als ein kenntnißreicherer und besserer Mensch, als er dahin gekommen war. Seine Gesichtsbildung deutete auf eine rohe Natur, allein sie hatte jetzt einen sehr guten Ausdruck erhalten, und seine Stimme und seine Worte zeugten von der Veredlung seiner Natur.

Ein anderer Gefangener hatte mit künstlerischem Sinne seine Zelle gemalt und eine Laube in dem Gange angelegt, in welchem er täglich ein mal frische Luft schöpfen durfte.

Alle Gefangenen erhalten täglich diese Vergünstigung ein mal in Gängen, die strahlenförmig von dem Gefängnisse ausgehen und durch hohe Mauern voneinander getrennt sind. Der Gefangene sieht, wenn er in diesem Gange spazieren geht, blos Erde und Himmel. Freund Scattergood's Anblick war augenscheinlich für alle Gefangenen ein erfreulicher Anblick. Sie sahen in dem „Freund" deutlich ihren Freund, und sein gutgelauntes, kluges Aussehn versetzte sie in gute Laune. Ein junges Frauenzimmer, das bald ihr Gefängniß verlassen sollte, erklärte, „daß sie dies sehr ungern thue, weil sie dann Mr. Scattergood nicht mehr sehen würde."

In den Zellen der weiblichen Gefangenen (es waren auch etliche Negerweiber unter ihnen) sah ich frische Blumen in Gläsern stehen. Ihre weibliche Aufseherin hatte ihnen dieselben gegeben. Sie lobten alle diese Aufseherin. Ich verließ dieses Gefängniß weit mehr erbaut, als ich manche Kirche verlassen hatte

Freund Scattergood sagte mir, daß sich die Zahl der Gefangenen seit Anlegung dieses Gefangenhauses nicht vermehrt habe, sondern ungefähr auf gleicher Höhe erhalte. Das ist erfreulich, da sich während dieser Zeit

die Bevölkerung der Stadt ſo bedeutend vermehrt hat und noch mit jedem Jahre vermehrt. Weniger erfreulich und hoffnungsvoll für den Einfluß dieſes Syſtems iſt der Umſtand, daß nicht ſelten dieſelben Gefangenen wegen derſelben Art von Verbrechen ins Gefängniß zurückgebracht werden. Allein das iſt ganz natürlich. Fehler, die ſeit vielen Jahren zu Gewohnheiten geworden ſind, legen ſich nicht leicht ab; alte Verbrecher beſſern ſich nicht ſo leicht. Auch iſt die Hoffnung der Neuen Welt nicht in den Gefängniſſen, ſondern in den Schulen, und noch mehr in dem häuslichen Leben zu ſuchen, wenn alle Häuſer werden, was ſie werden ſollen und was viele derſelben bereits geworden ſind.

Zwei „houses of refuges“, Aſyle für verwahrloſte Knaben, ſchienen mir glücklich gedachte und ſehr gut eingerichtete Anſtalten zu ſein. Die Knaben hier, wie in der großen Anſtalt zu Weſtboro (Maſſachuſetts) für denſelben Zweck (ich beſuchte die letztere auf meiner Reiſe mit Springs im verfloſſenen Herbſt) werden ganz nach demſelben Syſtem behandelt. Sie werden in dieſer Anſtalt nur wenige Monate behalten, erhalten theilweiſe Unterricht, theilweiſe Disciplin und werden dann in gute Häuſer in dem Weſten gebracht, wo für arbeitsfähige Leute hinlänglicher Platz iſt.

„Sailor's home“, eine von Privatperſonen gegründete Anſtalt, um Seeleuten aller Nationen während der Zeit, wenn ſie ſich in der Stadt aufhalten und ihre Fahrzeuge im Hafen der Stadt liegen, ein gutes Unterkommen für billigen Preis zu gewähren, beſuchte ich mit Mrs. Hale — der Verfaſſerin der „Miriam“ — einer Frau mit einer prächtigen denkenden Stirn und offenem angenehmen Weſen. (Sie iſt gegenwärtig mit der Herausgabe eines Werks über die Stellung der Frauen in der Geſellſchaft beſchäftigt; ſie iſt aber, nach meiner Anſicht, ein wenig zu freiſinnig in dieſer Richtung.)

Unter allen öffentlichen Anſtalten, die ich hier be-

ſucht habe, hat mich das große Armenhaus in Philadelphia am wenigſten erbaut. Es iſt eine ungeheure Anſtalt für ungefähr dreitauſend Perſonen, die der Stadt ungeheure Summen koſtet und dennoch ihrem Zwecke unmöglich entſprechen kann. Es muß hier Alles zu manufacturmäßig geſchehen; das Individuum verliert ſich in der Maſſe und erhält ſeine richtige Würdigung nicht. Der Behende erhält ebenſo viel wie der Lahme und der Blinde, und der Letztere kann die beſondere Abwartung nicht erhalten, die er bedarf. So wenigſtens kam es mir vor. Noch weniger ſchien mir der waltende Geiſt hier ſo edelmüthig und ſorgſam wie in andern Anſtalten, und ich vermißte Ruheplätze unter freiem Himmel mit Bäumen, grünen Feldern und Blumen für die Alten. Der kleine Hof mit etlichen Bäumen iſt gar zu unbedeutend. Im Uebrigen war die Anſtalt ausgezeichnet durch die Ordnung und Reinlichkeit, welche ſich in allen öffentlichen Anſtalten der Neuen Welt findet. Große, helle Säle, und rings in den Mauern derſelben kleine dunkle Räume, wie Niſchen oder Zellen, in denen die Alten ihre Schlafſtätten und damit zugleich ein Jeder ſein eigenes Stübchen haben, deſſen Thür nach dem gemeinſchaftlichen Saal zu offen ſteht, in welchem ein eiſerner Ofen überall hin Wärme verbreitet — — das ſchien mir die vorherrſchende Einrichtung der Wohnungsräume für Arme zu ſein. Und dieſe Einrichtung iſt gewiß zweckmäßig; denn die Alten können auf dieſe Weiſe, wenn ſie wollen, allein ſein und ebenſo, wenn ſie wollen, Geſellſchaft und Bücher in einem hellen und warmen Saale mit Tiſchen und Stühlen oder Bänken genießen.

Ich habe mehre gute öffentliche Anſtalten hier in der Stadt erwähnen hören, die ich noch beſuchen zu können hoffe. Ueberall bei denſelben ſind Quäker als Stifter oder als Directoren betheiligt, und überall bemerkt man den Geiſt der Menſchenliebe, der Pennſyl-

vaniens ersten Gesetzgeber und den Gründer von Philadelphia, William Penn, beseelte; und je mehr ich von den Quäkern sehe, desto mehr gefallen sie mir. Die Männer haben etwas Kluges und Humoristisches, etwas Sicheres und Trocken-Ergötzliches, das sehr angenehm ist, und erzählen gern gute Geschichten, gewöhnlich zur Verherrlichung ihrer Friedensgrundsätze und zum Beweis, wie gut dieselben und die menschliche Klugheit zusammen gehen können und wie siegreich sie mit denselben aus dem Kampfe mit der Welt hervorgehen. Christliche Liebe findet sich bei ihnen verbunden mit etwas unschuldiger weltlicher Klugheit, und ihr stilles Wesen hat einen guten Theil feines Salz als Bodensatz.

Die Frauen gefallen mir ganz besonders wegen des Stillen und Geschickten in ihrem Wesen, im Innern und im Aeußern, wie ich schon bemerkt habe. Ihr Ausdruck ist verständig, man hört keine albernen Fragen von ihnen und findet unter ihnen viele bedeutende Gesichter, mit schönen Augen, reinen Zügen und feiner Haut.

Das Interesse, welches die Quäkerfrauen an ihren vaterländischen Angelegenheiten, besonders wenn diese sich auf großartige, allgemeine, menschliche Gegenstände beziehen, zu nehmen pflegen, ist ebenfalls ein Zug, der sie vor vielen Frauenzimmern auszeichnet. Die Quäker sind überhaupt zu jeder Zeit die besten Freunde der Negersklaven gewesen und die aus den Sklavenstaaten geflüchteten Negersklaven haben gegenwärtig ihre stärksten Beschützer und Fürsprecher unter den Quäkern.

Mehre Quäkerfrauen sind ausgezeichnet durch ihre Begabung als Rednerinnen und sind häufig in öffentlichen Versammlungen aufgetreten, die Sache der Menschlichkeit mit Kraft bevorwortend. Gegenwärtig führen sie die Sache der Antislavery-party. Eine berühmte Rednerin in diesem Fache, Lucretia Mott, war gestern unter den Freundinnen, welche mich besuchten. Sie ist eine kleine, schöne Frau von funfzig und etlichen Jahren

mit feinen Zügen, prächtigen Augen und einem hellen, ſtillen und beſtimmten — ich möchte ſagen kryſtallähnlichen Weſen.

25. Juni.

Geſtern, am Johannistage, beſuchte ich die hier befindliche alte ſchwediſche Kirche. Denn die Schweden waren die erſten „Settlers“ am Delawarefluſſe von dem Trentonfalle bis zum Meere, und von ihnen kaufte William Penn den Boden, auf welchem jetzt Philadelphia ſteht. Es war unſer großer Guſtav Adolf, der mit Oxenſtjerna den Plan zu einer ſchwediſchen Colonie in der Neuen Welt entwarf. Der König ſelbſt verbürgte ſich zur Beförderung dieſes Plans für eine Summe von 400,000 Thalern aus der königlichen Schatzkammer. Perſonen aus allen Ständen wurden aufgefodert, ſich bei dieſem Unternehmen zu betheiligen. Die Colonie ſollte von freier Arbeit leben. — „Sklaven“ — ſagte man — „koſten ſehr viel und arbeiten mit Widerwillen. Das ſchwediſche Volk iſt arbeitſam und verſtändig und wir werden durch ein freies Volk mit Frauen und Kindern ſicher weit mehr gewinnen.“

Die Schweden ſahen in der Neuen Welt ein neues Paradies und glaubten, die beabſichtigte Colonie könnte „ein ſicheres Aſyl für die Frauen und Töchter Derjenigen, welche wegen Religionsverfolgungen oder Krieges landesflüchtig geworden ſind, und ein Segen für Einzelne, wie für die ganze proteſtantiſche Welt“ werden. — „Sie könnte wol ein Vortheil für die ganze unterdrückte Chriſtenheit werden“ — ſagte der große König, der mit ſeinen Plänen für Schwedens Ruhm ſtets auch das Wohl der Menſchheit zu verbinden ſuchte.

Unter Oxenſtjerna's Leitung wurde dieſer Plan nach dem Tode des Königs ausgeführt. Längs des ſüdlichen Ufers des Delaware wurde Land angekauft und von ſchwediſchen Auswanderern bevölkert. Die Colonie nannte

ſich „Neuſchweden", erfreute ſich eine Zeitlang eines aufblühenden Lebens und ſteigenden Anſehns, trieb Ackerbau und andere Künſte des Friedens und erbaute zur Vertheidigung gegen die Holländer, welche das nördliche Ufer des Delaware inne hatten, die Feſtung Chriſtiana. Die Zahl der ſchwediſchen Bevölkerung ſtieg jedoch nicht höher als bis auf ſiebenhundert Seelen; und als Streitigkeiten mit der mächtigen Colonie Neuniederland entſtanden und der ſchwediſche Gouverneur Riſing die holländiſche Feſtung Caſimir angriff, rächten ſich die Holländer, überfielen die ſchwediſche Colonie mit überlegener Macht, und dieſe — unterlag. Der Name der ſchwediſchen Waffen hatte aufgehört, jenſeit des Oceans Achtung einzuflößen; die Schweden verblieben, ungeachtet ihrer Proteſte, unter fremder Botmäßigkeit. Ihr Verhältniß zu dem Mutterlande hörte allmälig auf. Und nachdem auch der zuletzt ausgewanderte ſchwediſche Geiſtliche Collin einige Jahre danach im hohen Alter geſtorben war, wurde die ſogenannte ſchwediſche Gemeinde und Kirche von einem amerikaniſchen Geiſtlichen übernommen.

Mr. Clay, der gegenwärtige Geiſtliche, hatte in ſeinem Hauſe alle Abkömmlinge der erſten ſchwediſchen Anſiedler, die er kannte, zu einer Zuſammenkunft mit mir verſammelt. Es war eine Verſammlung von funfzig bis ſechzig Perſonen und ich wechſelte Händedrücke mit vielen recht hübſchen Leuten, die aber außer ihren Familiennamen, von denen ich manche wieder erkannte, nichts Schwediſches an ſich hatten. Niemand von ihnen hatte eine Erinnerung an ihre Abſtammung; Sprache und Aeußeres, Alles war vollkommen mit dem jetzt herrſchenden angelſächſiſchen Volksſtamme zuſammengeſchmolzen. Nur der Küſter an dieſer Kirche hatte etwas echt ſchwediſch Küſterartiges in ſeinem Aeußern und hieß Jochum.

Die Kirche, ein ſchönes und niedliches Gebäude von

Ziegelſteinen, war blos dem Aeußern nach alt. Inwendig war es neu und ſchön. Ein großes Buch lag auf einer Art von hohem Notenpult mitten in der Kirche aufgeſchlagen und auf deſſen Titelblatt las man mit großen Buchſtaben gedruckt, jedoch durch die Reparatur einigermaßen entſtellt, die Worte: — „Das Volk, welches im dunkeln Lande wohnt, hat ein großes Licht geſehen!“

Und dieſe Inſchrift, die alte Kirche und die Familiennamen (die ich auch auf den Grabſteinen des Kirchhofes las) waren Alles, was von Neuſchweden an der Oſtküſte der Neuen Welt übrig war. Doch nein, nicht Alles. Eine friedliche edle Erinnerung an ſie iſt noch übrig und lebt fort auf den Blättern der Geſchichte als eine Epiſode von idylliſcher Reinheit und Friſche.

Neuenglands Pilger hatten ihr Land durch Grauſamkeit gegen die Indianer mit Blut befleckt. Die ſchwediſchen Pilger waren in der Behandlung der Indianer ſo gerecht und klug, daß während der ganzen Dauer der ſchwediſchen Herrſchaft an dieſer Küſte nicht ein einziger Tropfen indianiſches Blut von ihnen vergoſſen wurde und die Indianer ſie liebten und ſie „unſer eigenes Volk“ nannten.

— „Die Schweden ſind ein gottesfürchtiges Volk“ — ſagen die Chronikenſchreiber jener Zeit — „ſie ſind arbeitſam, genügſam und den Sitten und Gebräuchen des Mutterlandes ſehr ergeben. Sie leben von Ackerbau und Viehzucht. Die Frauen ſind ſittſam, ſie ſpinnen und weben, beſorgen das Hausweſen und erziehen ihre Kinder ſehr gut.“

William Penn ſchreibt in einem Briefe an einen londoner Kaufmann (6. Auguſt 1683) über ſie:

— „Schweden und Finnen bewohnen diejenigen Gegenden am Delawareſluſſe, an denen das Waſſer hoch ſteigt. Sie ſind ein einfaches, ſtarkes und arbeitſames Volk, ſcheinen aber in der Bodencultur und in ihren

Anpflanzungen nicht sehr vorwärts zu kommen. Sie scheinen mehr daran zu denken, genug zu haben, als Ueberfluß zu besitzen oder Handel zu betreiben. Ich muß ihren Gehorsam gegen die Obrigkeit und ihr herzliches Verhältniß zu den Engländern rühmen. Sie machen der alten Freundschaft zwischen den beiden Königreichen keine Unehre. Da sie ein körperlich starkes und gesundes Volk sind, so haben sie auch schöne Kinder. Es ist selten unter ihnen eine Haushaltung ohne drei oder vier Knaben und ebenso viel Mädchen zu finden; einige haben sechs, sieben und acht Söhne. Und ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nur wenige junge Männer gesehen habe, die nüchterner und arbeitsamer sind als sie."

So sprechen die ältesten Zeugen von dieser alten schwedischen Colonie. Sie besteht noch in der Erinnerung und — — die alte schwedische Kirche steht auch noch. Eine neue schwedische Kirche steigt jetzt westlich, im Mississippithal, empor. Es gelüstet mich, sie zu sehen!

Gestern besuchte ich auch Franklin's Grab, wand daselbst aus Klee und andern Wiesenblumen einen Kranz und legte ihn auf dieses Grab. Franklin gehört zu der Gruppe von glücklichen Männern, welche Helden des Friedens und stille Wohlthäter des Menschengeschlechts sind. Er war der Dritte in dem großen Triumvirat (Fox, Penn, Franklin), welches in der Neuen Welt die Macht des Friedensprincips begründet hat, und der Erste im Kampfe durch die Druckerpresse für die Gedankenfreiheit des Volkes und für die Selbständigkeit Amerikas.

Franklin mit seinem stillen Wesen, mit seinen einfachen Sitten, seinem freien forschenden Blicke, der stets auf die einfachsten und allgemeinsten Gesetze für alle Dinge und Wesen gerichtet war, „der mit dem Donner spielte wie mit einem Bruder und den Blitz ohne Geräusch und Furcht aus den Wolken herabzog", Franklin mit seiner Lebensphilosophie (die jedoch mehr in die Breite,

als in die Tiefe ging), mit ſeiner großen Arbeitſamkeit und ſeinem köſtlichen Humor, kommt mir wie ein ausgezeichneter Repräſentant des eigenthümlichen Charakters der Neuengländer in ihrer Annäherung an die Quäker vor.

Allein ich muß dir etwas mehr von dieſer Religionsgeſellſchaft mittheilen, die nicht blos Pennſylvanien und Philadelphia geſchaffen, ſondern auch dem Staate und der Stadt deren eigenthümliche Färbung gegeben, aber auch einen durchgreifenden Einfluß auf das geiſtige Leben unter der Bevölkerung Englands und Neuenglands gewonnen hat. In Schweden kennen wir die Quäker blos als eine ſeltſame Art von Menſchen, die alle Leute Du nennen, vor allen Leuten den Hut auf dem Kopfe behalten und breite Hutkrämpen haben. Wir kennen ſie blos durch ihre äußern kleinen Eigenheiten. Hier habe ich erſt ihre Bedeutung für — — die ganze Menſchheit verſtehen lernen.

Es ſind ungefähr zweihundert Jahre her, als George Fox in England geboren wurde. Sein Vater, „Chriſtopher der Rechtſchaffene" genannt, war ein Weber in Leiceſterſhire, ſeine Mutter ſtammte aus einer Familie von Märtyrern. Der Knabe zeichnete ſich frühzeitig durch tiefes religiöſes Gefühl und eine offene, aber unbeugſame Gemüthsart aus. Er wurde zu einem Schuhmacher in Nottingham, der zugleich Ackerbau trieb, in die Lehre gegeben. Dieſer ließ durch den Knaben ſeine Schafe hüten. Bibelleſen, Beten und Faſten waren dabei die Beſchäftigungen des Knaben. Seine junge Seele dürſtete nach Vollkommenheit und wurde durch eine dunkle Sehnſucht nach dem höchſten Gute, nach dem wahren, unveränderlichen Lichte aufgeregt. Die Jugend des Knaben fiel in eine der ſtürmiſchen Perioden Englands, als der Staat und die Kirche beide von feindlichen Parteien erſchüttert wurden und die religiöſen Sekten ſich zerſplitterten und gegeneinander kämpften. Der Jüng-

ling, der ſich nach einer unerſchütterlichen Gewißheit ſehnte, nach einem Grunde, der ihn tragen, nach einer Klarheit, die ihn ſelbſt und alle Andern zur Wahrheit, zu dem höchſten Gute führen konnte, hörte um ſich her blos Meinungsverſchiedenheiten und Kämpfe. Dies verdüſterte ſeine Seele noch mehr. Getrieben von unſäglicher Angſt, verließ er ſeinen Beruf und ſeine Heerde und vertiefte ſich in die Einſamkeit der Wälder, eine Offenbarung von Gott erſehnend. Er ging zu vielen Geiſtlichen, um Troſt von ihnen zu erhalten; aber er erhielt keinen Troſt von ihnen. Er ging nach London, um Licht zu ſuchen; allein bei den ſtreitenden Parteien, bei den großen Profeſſoren fand er blos Dunkel. Er kehrte in ſeine Heimat zurück, wo Einige ihm riethen, daß er ſich verheirathen, Andere, daß er in Cromwell's Armee treten möchte. Allein ſein ruheloſer Geiſt trieb ihn in die Einſamkeit und hinaus in die Felder, wo er manche Nacht in einer Seelenangſt herumirrte, die „zu groß war, um ſie ſchildern zu können." Gleichwol drang dann und wann ein Strahl von himmliſcher Freude in ſeine Seele und „er fühlte ſich dann ſo ruhig und friedlich wie in Abraham's Schoos."

Er war in der engliſchen Staatskirche aufgezogen worden. Aber er hatte nun eingeſehen, daß man in Oxford oder Cambridge erzogen und dennoch außer Stande ſein kann, die Räthſel des Daſeins zu löſen. Er dachte auch daran, daß Gott nicht in Tempeln, von Stein erbaut, ſondern in den lebendigen Herzen wohne. Von der Staatskirche trat er zu den Diſſenters über. Aber bei dieſen fand er noch weniger „die unerſchütterliche Wahrheit", den feſten Grund für die ſittliche Ueberzeugung, welche er ſuchte.

Er verließ die kirchlichen Sekten und ſuchte die Wahrheit über denſelben, und „obgleich von Stürmen erſchüttert, glaubte ſein Herz doch an eine Macht über den Stürmen" — den feſten Ankergrund für den Geiſt.

Eines Morgens ſaß Fox ſtill nachdenkend am Feuer und blickte in ſeine eigene Seele. Eine Wolke zog an ihm vorüber und er glaubte eine Stimme zu hören, die ihm ſagte: — „Alle Dinge kommen von der Natur.“ — Und eine pantheiſtiſche Viſion verdunkelte und belaſtete ſein Herz. Aber als er weiter nachdachte, erhob ſich eine andere Stimme in der Tiefe ſeines Geiſtes, die ihm ſagte: — „Es gibt einen lebendigen Gott!“ — Und plötzlich wurde Licht in ſeinem Innern. Alle Wolken, alle Zweifel flohen, er fühlte ſich durchſtrahlt, erhoben von einer unendlichen Gewißheit und einer unſäglichen Freude.

Und das Licht und die Ueberzeugung, welche ſeinen Geiſt erleuchteten und ihm ſelbſt durch ſeine eigene innere Erfahrung aufgegangen waren, ſprachen folgendermaßen:

— „Es gibt bei allen Menſchen ein inneres Licht — das iſt Gottes Offenbarung in dem Menſchen — eine innere Stimme, welche von der Wahrheit zeugt — das iſt Gottes Stimme in dem Herzen der Menſchen, die ſie in alle Wahrheit leitet. Um die Wahrheit zu finden, braucht ſich der Menſch nur achtſam zu dem innern Lichte zu wenden und auf die innere Stimme zu hören.“

„Das innere Licht!“ — Dieſe innere Stimme gebot ihm, hinauszugehen und dieſe Botſchaft dem Menſchengeſchlechte zu verkündigen. Sie gebot ihm auch, in die Kirchen zu gehen und inmitten des Gottesdienſtes den Predigern zuzurufen: — „Nicht die Schrift iſt die Richtſchnur, ſondern der Geiſt, der noch über der Schrift iſt!“ — Sie gebot ihm, gegen die „gemietheten Diener“ der Religion aufzutreten, wie gegen Wölfe in Schafskleidern.

Ich will dir nichts von den Verfolgungen mittheilen, welche ſich gegen den Mann erhoben, der ſich gegen den alten Glauben und die alten Sitten erhob, von den Steinen, welche gegen Den geſchleudert wurden, der

durch die Kraft seines Geistes die steinernen Mauern der Kirche erbeben ließ, obgleich nichts von höherm Interesse ist, als diesem Gottbegeisterten zu folgen und ihn aus Mishandlungen, Gefängniß und Todesgefahr immer wieder als Denselben erstehen zu sehen, nur stärker, bestimmter und mit immer glühenderm Eifer, und die Schar von Anhängern um ihn herum wachsen zu sehen, trunken von den Fluten des innern Lichtes, während von den Dienern der Staatskirche manche sich fürchten und beben, wenn es heißt: — „Der Mann in den Lederhosen ist gekommen!" — Und nichts ist von höherm Interesse, als die ungelehrten Anhänger dieses innern Lichts, der Offenbarung dieser innern Stimme, in Kraft „dieser göttlichen Aussaat", die in jeder menschlichen Seele lebt, auftreten und Orakel des innern Lebens geben zu sehen. Tagelöhner und Dienstmädchen werden Prediger und senden Stimmen durch alle Welt aus, den Papst und den Sultan, die Puritaner und die Cavaliere, Neger und Hindus auffodernd, auf den höchsten Richterstuhl der innern Stimme zu hören.

Das Licht, welches den Erhabensten unter den Heiden, einem Sokrates und einem Seneca, geleuchtet hat, das Licht, welches der beste Grund der moralischen Selbstbestimmung, der klarste Lebensbrunnen des Heidenthums ist — es war durch den Schafhirten George Fox zum Durchbruch bei dem Volke gekommen und wurde dessen Eigenthum. Auch der Geringste war dessen theilhaftig. Denn die Lehre sprach: — „Setze dich nieder, wer du auch bist, setze dich nieder an deinem eigenen Herd und lies die göttliche Inschrift in deinem Herzen. Einige suchen die Wahrheit in Büchern, Andere bei gelehrten Leuten. Aber was sie suchen, ist in ihnen selbst. Denn der Mensch ist ein Extract der ganzen Welt, und um diese zu verstehen, brauchen wir nur uns selbst recht zu verstehen."

Die Entstehung dieser Lehre in einer Zeit, da die bisherige Gewalt wankte und die alten Orakel nur un-

klare Antworten gaben, erklärt den an eine übermüthige Berauſchung grenzenden Enthuſiasmus, mit welchem mehre von George Fox's Anhängern ſeine Lehre verbreiteten. Sie glaubten Stifter einer Weltreligion zu ſein und zogen aus, die „Unfehlbarkeit des innern Lichtes" zu predigen in Rom und Jeruſalem, in Amerika und Aegypten, in China und Japan.

Fox, von ſeinem innern Lichte geleitet, ſchritt auf dem eingeſchlagenen Wege immer weiter vorwärts. Die innere Stimme, welche ihm gebot, den Geiſt über die Schrift zu ſetzen, gebot ihm auch, alle Menſchen Du zu nennen, gebot ihm, vor keinem Menſchen den Hut abzunehmen, gebot ihm, die Leiſtung von Eiden zu verweigern, gebot ihm, keine äußere Regierungsform gut zu heißen, die nicht von der innern Stimme geboten würde. Dagegen gebot ſie ihm, alle Menſchen mit brüderlicher Liebe zu umfaſſen und auch die Thiere liebevoll zu behandeln. Er reiſte in die Neue Welt und ſagte zu den Indianern: — „Du biſt mein Bruder!" — Ueberall ergoß er mit ſeiner Lehre die innere Schönheit ſeiner eigenen Seele und die Liebe für das ewig Gute und Wahre. Ueberall gewann er zahlreiche Begleiter auf einem Wege, der ſo hell und ſo leicht ſchien. Denn George Fox lehrte, daß die Menſchenſeele von Natur gut und ein reines Kind Gottes ſei.

William Penn, ein junger Mann von ausgezeichneten Gaben, ſchönem Aeußern und reicher Familie, wurde einer der eifrigſten Schüler von Fox. Auch er mußte ſeines Glaubens wegen Verfolgungen und Gefängniß erleiden und wurde gerade dadurch gekräftigt, deſſen kräftigſter Apoſtel zu werden.

Die Waffen der Verfolgung und des Spottes waren ſchon längſt gegen die wachſende Schar der Quäker gerichtet worden; allein man ſetzte ihnen auch beſſere Gründe entgegen. Man warf ihnen Selbſttäuſchung und Eigenliebe vor und ſagte: — „Wie kann ich wiſſen, ob

ich nicht die Eingebungen meines eigenen Geiſtes für Eingebungen Gottes halte?"

Penn erwiderte: — „Durch denſelben Geiſt. Der Geiſt zeugt von unſerm Geiſte."

— „Die Bibel iſt die Regel und Richtſchnur der Proteſtanten. Haben die Quäker einen beſſern Führer?"

Der Quäker antwortete, es gebe nur eine Wahrheit. Gottes Wort in der Offenbarung könne nicht im Widerſpruche mit Gottes Stimme im Gewiſſen ſein. Aber der Geiſt ſei der Richter. Und dieſer Geiſt wohne im Geiſte des Menſchen. Der Buchſtabe ſei nicht der Geiſt. Die Bibel ſei nicht die Religion, ſondern die Geſchichte der Religion. Die Schrift ſei eine Darſtellung der Quelle, aber nicht die Quelle ſelbſt. Gottes Licht in unſerm Geiſte zeuge von Gottes Wahrheit in der Schrift und im Chriſtenthume."

Dieſer chriſtliche Quäker verlangte Gemeinſchaft mit allen Kindern des Lichts von jedem Alter und nahm die chriſtliche Offenbarung des Lichts blos an, weil dieſelbe durch das innere Licht in ſeiner Seele bekräftigt wurde. Sein Glaube gründete ſich auf das Zeugniß des Gewiſſens. Dieſes half ihm durch alle ſtreitigen Fragen. Als man ihm die Lehre von der Prädeſtination, die Fragen von der Freiheit und von der Nothwendigkeit vorlegte, legte er ſeine Hand auf ſeine Bruſt und ſprach: — „Die innere Stimme hierin zeugt von der Freiheit des Willens und von der Verantwortlichkeit."

Er ſagte ferner: — „Alle Menſchen ſind gleich, weil das innere Licht in allen leuchtet. Und jede Regierung iſt zu verwerfen, die ſich nicht auf die Geſetze der Vernunft gründet. Es gibt keinen Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Laien, zwiſchen Mann und Weib. Das innere Licht erleuchtet Alle und kennt keinen Unterſchied des Alters oder des Geſchlechts."

Doch ich darf mit meinen Auszügen aus den Lehren der Quäker nicht zu weit gehen; ich will mich nun

zu der Entstehung des Quäkerstaates werden. Je mehr die Sekte in ihrem Protest gegen Kirche und Staat zunahm, desto mehr nahm auch der Haß und die Verfolgung gegen dieselbe zu; Tausende ihrer Bekenner starben in den Gefängnissen in Folge der Kälte oder Mishandlungen.

Unter diesen Umständen warf das unterdrückte Volk seine Blicke auf eine Freistätte in der Neuen Welt. Fox war zurückgekehrt von seiner Missionswanderung durch die östlichen Staaten Nordamerikas von Rhode-Island bis nach Carolina, wo er die Saat seiner Lehre in tausend offene Seelen ausgestreut hatte. Mehre Quäkerfamilien in England traten zusammen, sich und ihren Freunden ein Asyl jenseit des Oceans zu bereiten, in dem Lande, welches George Fox eine Heimat gegeben hatte. Sie kauften Land am Ufer des Delaware und reisten mit einer großen Schar von Glaubensgenossen dahin, um dort einen Staat zu gründen, dessen einziges Gesetz und dessen einzige Regel das innerste Gesetz des Herzens, beleuchtet von dem innern Lichte, sein sollte. An diese schloß sich bald William Penn und übernahm die Leitung der Colonie als deren natürliches Oberhaupt und Regent.

In seiner bürgerlich-politischen Organisation schloß sich der Staat der Freunde an den der puritanischen Colonie, indem sie meinten, die Concessionen derselben seien von der Art, daß sie auch von den Freunden gebilligt werden könnten; denn sie sagten: — „Auch wir legen die Macht in die Hände des Volkes!“

Aber die Quäker gingen weiter als die Pilgrime in dem Verständnisse und der Anwendung dieses Princips.

Die Puritaner hatten in religiöser Beziehung die Schrift als ihre Richtschnur festgestellt. Die Freunde setzten den Geist darüber und ließen denselben bestimmen, was sie von der Schrift glauben und befolgen sollten.

Die Puritaner hatten der Gemeinde das Recht ge-

geben, ſich ſelbſt aus ihrem eigenen Schooſe ihre Prediger zu wählen. Die Freunde wollten gar keine Prediger haben. Jeder Menſch (Mann oder Weib) war Prediger und hatte das Recht, Andern zu predigen, wenn ihn der Geiſt bewegte und die innere Stimme ihn aufforderte, irgend eine Wahrheit auszuſprechen. Denn das innere Licht war in Allen vorhanden.

Die Puritaner hatten Jedermann im Staate das Stimmrecht gegeben und ließen Urtel und Geſetze von der Stimmenmehrheit beim Abſtimmen abhängen. Die Freunde, an die Macht des innern Lichts und an deſſen endlich zuſammenſtimmendes Zeugniß in allen Menſchen glaubend, ließen in ihren Rathsverſammlungen die zu entſcheidenden Fragen wieder und immer wieder zum Vortrag kommen, bis ſich von ſelbſt eine Uebereinſtimmung herausſtellte.

Die Puritaner hatten ihre Kirchen ohne alle Verzierungen und Bilder erbaut. Die Freunde bauten gar keine Kirchen. Sie kamen in Sälen oder Häuſern zuſammen, erwarteten die Offenbarungen der innern Stimme und ſprachen blos dann, wenn dieſe ſie zum Sprechen aufforderte.

Die Puritaner betrachteten das Weib als die Hälfte des Mannes und als ſeine Begleiterin im Hauſe und auf allen Wegen des Privatlebens. Die Freunde ſahen das Weib für die Begleiterin des Mannes im öffentlichen Leben wie in den Geſchäften des Privatlebens an und anerkannten das Recht der Frauen, im Staate wie in der Kirche zu ſprechen. Die berathenden Verſammlungen der Frauen gelten bei der Entſcheidung von Fragen ebenſo viel wie die der Männer, und den Eingebungen der Frauen wird mit Ehrfurcht zugehört, wenn ſie, vom Geiſte getrieben, in den Verſammlungsſälen der Freunde auftreten.

Die Puritaner vereinfachten den Act der Trauung. Die Freunde verwarfen die Trauung als äußere Form

gänzlich. Daß Mann und Frau vor der Gemeinde erklärten, sie wollten als Ehegatten zusammen leben, war hinreichend, eine Ehe zu schließen. Die innere Stimme reichte hin, die Verbindung zu heiligen und stark zu machen, das innere Licht allein vermochte den Weg dazu zu zeigen und das Herz rein zu machen.

So rein und so erhaben waren die Grundsätze der kleinen Schar, welche in die Neue Welt hinüber segelte, um dort (nach Penn's Ausdruck) „den heiligen Versuch" zu unternehmen, einen Staat zu gründen, der ganz und gar auf Das basirt ist, was im Menschenleben als innerlich und geistig erscheint. So begann die Colonie, die unter William Penn's Leitung sich zu dem blühendsten Wohlstande erhob und den Namen Pennsylvania annahm. Penn wollte darin eine freie Colonie für das ganze Menschengeschlecht begründen.

Das Gerücht von „diesem heiligen Versuche" verbreitete sich weit umher. Die Söhne des Waldes, die Häuptlinge der Indianerstämme kamen, um den „Quäkerkönig" zu besuchen. Penn empfing sie unter freiem Himmel, in der Tiefe des Waldes, der durch den Novemberfrost seiner Blätter beraubt war, und trug ihnen dieselbe Botschaft von dem Adel der Menschheit und von der Wahrheit und Einheit des innern Lichts bei allen Menschen vor, die Fox dem Protector Cromwell und Mary Fisher dem Beherrscher der Muselmänner vorgetragen hatte. Engländer und Indianer sollten dieselben moralischen Gesetze beobachten und jede Streitigkeit unter sich von einem Friedensgerichte, aus einer gleichen Anzahl Männer jedes Volkes bestehend, entscheiden lassen.

— „Wir treffen" — sagte Penn — „auf dem breiten Richtweg von gutem Glauben und gutem Willen zusammen. Niemand soll einen Vortheil vor dem Andern zu erlangen suchen; Alles soll Ehrlichkeit und Liebe sein. Wir sind Alle ein Fleisch und Blut!"

Die Indianer wurden durch diese edeln Worte gerührt.

— „Wir wollen" — sagten sie — „mit William Penn und seinen Kindern so lange in Liebe leben, als Sonne und Mond bestehen werden."

Und die Sonne, der Wald und der Strom waren Zeugen von dem Bunde des Friedens und der Freundschaft, der auf diese Weise am Ufer des Delaware geschlossen wurde, „von dem ersten Bunde" — setzt ein Geschichtschreiber hinzu — „der nicht durch einen Eid bekräftigt, der aber auch nicht gebrochen wurde."

Die Quäker sagten: — „Wir thun ein besseres Werk, als wenn wir mit den stolzen spanischen Helden die Gruben von Potosi gewännen. Wir lernen den armen verfinsterten Seelen um uns ihre Rechte als Menschen kennen."

Auf einem Stück Lande zwischen den Flüssen Schuykill und Delaware, von den Schweden gekauft, „gesegnet mit krystallhellen Quellen und gesunder Luft", legte William Penn die Stadt Philadelphia an, „eine Freistätte für die Verfolgten, eine Wohnung der Freiheit, eine Heimat für die ganze Menschheit."

— „Hier" — sagten die Freunde — „wollen wir Gott nach seinem reinen Gesetze und Lichte verehren; hier wollen wir ein unschuldiges Leben auf einer jungfräulichen, paradiesischen Erde führen."

Die Quäker schlossen dann ein enges Bündniß mit der schwedischen Colonie, und die Schweden erhielten ihren Platz in William Penn's Rathsversammlung.

Philadelphia sollte später die Geburtsstätte für Amerikas Unabhängigkeit und der Schauplatz der Handlung werden, durch welche diese Unabhängigkeit erklärt und alle die einzelnen Staaten der Union im Namen der höhern Menschlichkeit vereinigt wurden. Daran dachten die Freunde damals nicht.

Dies, mein liebes Herz, habe ich für dich theils aus Büchern, theils aus mir selbst oder aus meinen eigenen Wahrnehmungen und Gedanken niedergeschrieben. Denn ich interessire mich sehr für diese Episode in der Geschichte der Menschheit und sehe die Spur von deren Leben noch ganz frisch um mich her.

Betrachte ich nun das Princip der Quäker an sich, so ist es mir klar, daß es dieselbe Lehre ist, für welche Sokrates starb und Luther lebte, für welche der große Gustav Adolf kämpfte, siegte und den Heldentod starb — das Recht der Gedankenfreiheit in dem Glauben an Gottes Licht und Stimme in den Seelen der Menschen. Daß dieses Princip in Georg Fox aus dem Herzen des Volkes selbst auftaucht und von da aus sich zum Princip für Volk, Kirche und Staat erhebt, das ist das Eigenthümliche in der Quäkerei und der volle Durchbruch des Princips im socialen Leben. Neu ist es nicht, und ebenso wenig ist es genügend in der Einseitigkeit, mit welcher die Quäker es aufgefaßt haben.

Die Quäker haben die alte Sage vergessen oder nicht beherzigt, „daß es in jedem Menschenherzen einen schwarzen Tropfen Blut gibt." Und diesen zu reinigen, dazu hilft nicht Licht, nicht eine ermahnende Stimme, sondern lediglich ein anderer Tropfen Blut von göttlicher Kraft und Reinheit. Die Quäker können in den Geheimnissen des Quäkerlebens Zeugen genug von der Anwesenheit dieses schwarzen Blutstropfens, auch bei den Kindern „des innern Lichtes", finden; vielleicht keine blutigen Zeugen, keine brennenden Scheiterhaufen; aber düstere Geschichten von zähen, grauen, stillen, bittern Fehden unter den „Freunden", von heimlichem Drucke, von heimlichen langen Qualen, von unversöhnlichem Groll und von allen diesen grauen Teufeln, die, wo ich sie das Zusammenleben der Menschen verbittern sehe, mich an die altnordische Hölle mit ihren zähen, giftigen Flu-

ten, körperlosem Spuk, regenvollen Wolken, gifttriefenden Schlangen u. s. w. erinnern. Allein die Quäkerei in ihrem Entstehen sah dies nicht und besaß dies vielleicht auch nicht. Der Enthusiasmus für eine schöne Idee verwandelt die Seele in einen Frühlingsmorgen mit hellem Himmel und reinster Luft, voll von Vogelgesang und Blumendüften. Die trüben Wolken kommen später am Tage. Die Quäkerei in ihrer ersten Morgenfrische war selbst ein reiner ungetrübter Fluß aus reinen Quellen und taufte die Welt aufs neue mit dem reinigenden Wasser der Wahrheit zum Glauben an die Stimme und die Macht der Wahrheit. Das war, das ist ihr gutes Werk für die Menschheit. Und ihr weckender Ruf hat mit reinigender Kraft Millionen Seelen durchdrungen. (Waldo Emerson ist in seinem Glauben an die Macht des innern Lichtes und der Wahrheit ein Quäker.)

Daß die Quäker glaubten, die Menschheit besitze genug inneres Licht und eigene Kraft, um Vollkommenheit zu erreichen, das war und ist noch heutzutage ihr Irrthum. Deshalb halten sie zu wenig vom Gebet, zu wenig vom Abendmahl, zu wenig von allen den Mitteln, die der allgütige Vater seinen Kindern gegeben hat, um sie in Rapport mit sich und sich mit ihnen zu setzen, um ihnen sein Leben mittheilen zu können, und die deshalb den Namen von Gnadenmitteln erhalten haben. Darum fehlt ihnen aber auch die Zuversicht und die Freiheit, mit welcher ein Kind Gottes sich in dem gesammten Kreise der Schöpfung bewegt und nichts für unrein oder schädlich hält, was mit einem reinen und dankbaren Gemüthe genossen wird. Mit argwöhnischen Blicken sehen sie auf jede freie Schönheit und Kunst und fürchten sich vor offener Freude; ja, sie mistrauen sogar der Schönheit der Natur und entbehren den universellen Sinn, der den Skandinäviern eigenthümlich ist (obwol sich derselbe zuweilen ein wenig verläuft) und deine etwas excentrische Bekannte L**g sagen läßt:

— „Man muß eſſen in Gott, man muß ſpielen und ſingen in Gott; ja, man muß tanzen in Gott!"

Aber Friede ſei mit dem Quäkerismus! Er hat ſeine Miſſion vollendet und die Fackel des Lichtes den Menſchen eine Weile vorgetragen auf ihrem Wege „aus dem Dunkel, durch die Schatten zum Licht." Er hat ſeine Zeit gehabt. Dieſe iſt in Beziehung auf die frühere Macht dieſer Sekte vorüber. Aber der Einfluß derſelben lebt fort und macht ſich geltend in der Neuen Welt, beſonders als Grundſatz ſtrenger Gerechtigkeit und allgemeiner Menſchenliebe, und dürfte wol damit noch neue Bahnen für die Bevölkerung dieſer Neuen Welt brechen.

Die Lehre von dem innern Lichte ſtirbt nicht, aber ſie drängt zur Vereinigung mit einem andern höhern Lichte.

Sie hegt, namentlich in ihrer bürgerlichen Gleichheit für Männer und Frauen, einen reichen Samen in ſich, der in einem weitern Kreiſe wuchern muß. Wie wenig Gefahr dieſe Gleichheit in ſich hat und wie wenig äußere Veränderung im bürgerlichen Leben ſie hervorbringt, hat die Quäkergeſellſchaft factiſch bewieſen. Mann und Frau haben daſelbſt gleiche Rechte und üben dieſelben gleichmäßig aus. Aber ſie ſind dabei ihren Naturen treu geblieben, die Frauen mehr nach dem häuslichen, die Männer mehr nach dem öffentlichen Leben gewandt. Die Weiber ſind weiblich geblieben, dabei aber bedeutender an Charakter geworden. Das Verhältniß der Geſchlechter zeigt ſich unverändert in dem Guten, aber beſſer und höher in dem Schlechten, welches jedes Geſchlecht in ſich hatte. Der „heilige Verſuch" zeigt ſich hierin als vollkommen gelungen und dürfte einen noch großartigern Verſuch veranlaſſen.

Das gegenwärtige jüngere Quäkergeſchlecht ſchließt ſich in Bezug auf Dichtkunſt und Muſik immer mehr an die Welt an und fängt auch an, die frühere graue und

hellgelbe Tracht mit dieſer oder jener freundlichern Farbe zu vertauſchen. Die Veränderung iſt in den Gemüthern vorbereitet. Die Welt iſt durch die Reinheit der Quäker gereinigt worden; dafür haben ſich die unſchuldigen Freuden und Schönheiten der Welt einen Weg zu ihnen gebahnt.

Ein junges Mädchen aus einer mir bekannten hieſigen Quäkerfamilie nahm hellrothes Band auf ihren Hut, der auch eine ſchönere Form hatte, als bei dieſer religiöſen Sekte gebräuchlich iſt. Ihre Mutter machte ihr deshalb den Vorwurf, daß ſie mehr daran dächte, den Menſchen als Gott zu gefallen. — „O, liebe Mutter" — erwiderte das Mädchen — „Gott hat ja die Blumen und den Regenbogen geſchaffen!"

Die Beſchränkung der Quäker iſt gebrochen. Und gleichwol iſt dieſe Beſchränkung ſo eigenthümlich und ſo ſchön in ihren milden und einfachen äußern Formen, daß mir bange um ſie wird; denn ich möchte um keinen Preis, daß ſie verloren gingen. Mir gefällt dieſe Anrede „Du", mir gefallen dieſe Verſammlungen, mir gefällt dieſe Tracht, beſonders die Tracht der Frauen in ihrer thauähnlichen, keuſchen Reinheit und Freiheit. Unter dieſer Tracht geht noch manche edle Seele im Scheine des innern Lichtes umher, verklärt durch die Sonne der chriſtlichen Offenbarung und daraus für ſich ſelbſt und für Andere Orakel ſchöpfend, welche die zerſtreuten Augen und Ohren der Welt nicht vernehmen. Und Dichter, wie Whittier, Rednerinnen, wie Lucretia Mott, beweiſen, daß der Geiſt mit ſeinen reichen Gaben noch auf den Verſammlungen der Freunde ruht.

In der neuern Zeit haben die Quäker der Vereinigten Staaten ſich in zwei Sekten geſchieden und nicht eben mit den freundlichſten Gefühlen in zwei verſchiedene Gemeinden abgeſondert. Die ſogenannten „Hickside-Quakers" haben ſich von den Orthodoxen getrennt. Die Letztern ſchließen ſich, wie früher, dem Glaubens-

bekenntniß der Trinitarier an, die Erstern haben sich dem der Unitarier genähert.

27. Juni.

Gestern wohnte ich einem „Meeting" der orthodoxen Quäkergemeinde bei. In einem großen hellen Saale ohne irgend einen Schmuck waren ungefähr zweihundert Personen versammelt, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, und darunter eine Menge Kinder. Da saßen sie nun auf Bänken und schwiegen und sahen vor sich hin, mit alleiniger Ausnahme meiner Person; ich sah mich in aller Stille genau um. Es war ein sehr heißer Tag, und das Schweigen und die Unbeweglichkeit in der Versammlung war mir drückend. Und ich dachte fortwährend: — „Wird denn nicht der Geist Jemand in der Gesellschaft bewegen?" — Aber nein, der Geist bewegte Niemand. Ein alter Herr hustete und ich nieste, und das Laub an einem Baume vor dem Fenster bewegte sich matt und leise. Das war die einzige Bewegung, die ich vernahm. Die Frauen, welche da saßen mit ihren grauen Hüten, alle von gleicher Farbe und von gleicher Form, auf- und abgewendeten Kähnen mit flachem Boden gleichend, gefielen mir weniger als gewöhnlich. Aber in manchem Gesicht erblickte ich doch Augen und einen Ausdruck, der mir deutlich von geistiger Vertiefung zu zeugen schien, obgleich ich in dieser Tiefe — Licht vermißte. Und die Kinder, die armen kleinen Kinder, die gezwungen wurden, still zu sitzen und wach zu bleiben, ohne Beschäftigung und ohne Gegenstand für ihre kindliche Aufmerksamkeit, was konnten sie wol anders denken, als: — „Ach, wie langweilig ist es hier! — O, wenn es doch bald vorüber wäre!"

Und dasselbe dachte ich auch, da ich nur wenig im Stande bin zu denken oder mich in einen Gegenstand zu vertiefen, außer wenn ich gehe. So saßen wir in Hitze und Schweigen wol eine Stunde lang, bis auf

dem Chor Zwei von den Aelteſten aufſtanden und einander die Hand reichten. Das war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Ich war glücklich, hinaus ins Freie zu kommen.

Zum Sonntag will ich eine Zuſammenkunft der unitariſchen Quäker beſuchen. Wir werden ſehen, ob der Geiſt bei dieſen lebendiger iſt. Hier war er vielleicht tief, aber er blieb in der Tiefe und kam nicht zu Tage hervor. Als Uebungen der Disciplin können die langen und ſchweigenden Zuſammenkünfte in jedem Falle vortrefflich ſein. Undisciplinirte, welche ohne Zuſammenhang und ohne Reſultat hierhin und dorthin ſchwatzen, gibt es in der Welt genug.

Sonntag, 30. Juni.

Ja, richtig; der Geiſt war lebendig in der Verſammlung der unitariſchen Quäker und bewegte zuerſt einen Mann und dann eine Frau. Ich hörte nun den Geiſt aus dem Mittelpunkte des Quäkerbekenntniſſes ſelbſt ſprechen. Der Mann, an deſſen Namen ich mich jetzt nicht mehr erinnere, ein ältlicher Herr von lebhaftem und ernſtem Ausſehen, foderte zur Ehrlichkeit (integrity) und Reinheit des Glaubens auf. Aus dieſem reinen Lichte verbreite ſich Licht über das ganze Leben und deſſen Thaten. Die Rede war gut, lebhaft, klar und wahr. Aber ich dachte an die Worte: — „Der Menſch wird wiedergeboren durch das Waſſer und durch den Geiſt.“ — Hier war das Waſſer, aber auch — — weiter nichts. Es war die menſchliche Reinigung. Von dem Geiſte vom Himmel, von dem begeiſterten Leben der Liebe war keine Rede.

Nachdem der Sprecher ſich wieder geſetzt hatte, blieben Alle eine Weile ſtumm auf ihren Sitzen. Dann erhob ſich eine kleine hübſche Frau mit reinen Zügen und ſchönen hellen Augen von ihrer Bank. Es war Lucretia Mott. Mit einer nicht ſtarken, aber ſehr

klaren Stimme und einer Klarheit des Ausdrucks, bei welcher man kein einziges Wort verlor, sprach sie gewiß eine Stunde lang, ohne Unterbrechung, ohne Weitläufigkeit, ohne daß ich einen andern Wunsch fühlte, als daß sie noch länger fortfahren möchte, so klar und so kräftig war ihre Darstellung des „non conformity-principe“ (des Quäkerprincips), so logisch und vortrefflich dessen Anwendung auf die Streitfragen des praktischen Lebens in der Gegenwart, als welche die Rednerin einen dauernden Frieden, die Sklaverei und die bürgerlichen Rechte der Frauen darstellte. Ich hörte mit großem Vergnügen dieser vortrefflichen Rede zu, durchgeistigt von dem innern Leben der Rednerin, wie von einem frischen, obgleich gebundenen Feuer. Da war Talent, Kraft, Klarheit und Licht. Doch fehlte die Wärme der Begeisterung und die Kraft des ewigen Lebens. Das Licht war ein Winterlicht.

Ich bin jedoch froh, daß ich eine in ihrer Art vollkommene weibliche Rednerin gehört habe. Das Gemach war ganz voll von Zuhörern und man hörte ihr mit sichtbarer Bewunderung zu. Ich hörte einige junge Frauenzimmer erwähnen, die bei diesen Versammlungen zuweilen begeisterte Worte sprechen sollen. Aber ich habe sie nicht zu hören bekommen. Diese Versammlung endigte damit, wie die frühern, daß zwei der Aeltesten aufstanden und einander die Hand reichten.

Montag.

Heute habe ich zum ersten mal die amerikanische „Declaration of Independence“, von welcher die Welt und ich und auch du so viel gehört, vollständig gelesen. Und zwar habe ich sie in demselben Saale gelesen, in welchem sie unterschrieben wurde, und ich muß sie dir mittheilen, d. h. wenigstens ihren vorzüglichsten Grund-

ſatz, denn in dieſem liegt die Freiheit und das Recht der Menſchheit in der Neuen Welt. Er lautet folgendermaßen:

— „Wenn es im Laufe menſchlicher Ereigniſſe für ein Volk nothwendig wird, die politiſchen Verhältniſſe, welche es mit einem andern Volke vereinigt haben, aufzulöſen und unter den Mächten der Erde den beſondern und gleichberechtigten Standpunkt einzunehmen, zu welchem die Natur und die Geſetze des Herrn der Natur es berechtigen ſo fodert die ihm geziemende Achtung gegen das Urtheil des Menſchengeſchlechts, daß es auch die Gründe erklärt, durch welche es zu dieſer Handlung veranlaßt worden iſt.

„Wir halten es für ſelbſtverſtändliche Wahrheiten: daß alle Menſchen gleich geſchaffen ſind; daß ſie von ihrem Schöpfer mit gewiſſen unveräußerlichen Rechten begabt worden ſind; daß ſich unter dieſen Rechten das Leben, die Freiheit und das Streben nach Seligkeit befindet; daß zur Aufrechthaltung dieſer Rechte von den Menſchen Regierungen errichtet worden ſind, die ihre rechtmäßige Gewalt durch die Wahl der Regierten erhalten haben; daß, wenn irgend eine Regierungsform dieſem Zwecke zerſtörend entgegenwirkt, dem Volke das Recht zuſteht, dieſe Regierungsform abzuſchaffen und eine neue einzurichten, indem es den Grund derſelben in der Form legt und die Kräfte derſelben in der Form organiſirt, welche am geeignetſten dazu ſcheint, ſeine Sicherheit und ſein Glück zu begründen.“

Sodann werden in zahlreichen Punkten alle Beſchwerden hergezählt, welche die amerikaniſchen Colonien gegen die engliſche Regierung haben und die erſtern veranlaſſen, ihre Regierung in ihre eigene Hände zu nehmen. Die Colonien, welche ſich auf dieſe Weiſe zu einem Staatenbund vereinigten, waren damals dreizehn an der Zahl. Jefferſon (unter dem Beiſtande Thomas Payne's, wie ich gehört habe) war der Verfaſſer dieſer Schrift, und

man merkt derselben den Naturalisten an, man bemerkt aber auch in dem Werke des Naturalisten die Leitung einer höhern Vorsehung.

Es war am 4. Juli 1776, als diese Erklärung im amerikanischen Congresse zur Abstimmung gebracht und angenommen wurde. Es war in der Morgenstunde eines neuen Zeitabschnittes, als sie entstand, es war in einer Zeit großer Gedanken und großer Kämpfe, als sie der Welt öffentlich bekannt gemacht wurde. Es war inmitten eines heißen Kampfes gegen England und zu einer Zeit, in welcher der Ausgang dieses Kampfes noch höchst ungewiß war, als dieselbe verfaßt und unterschrieben wurde; es war am Tage vor einer entscheidenden Schlacht, als sie der republikanischen Arme vorgelesen wurde. So wollte es der große Anführer, der General Washington.

In dem Saale, in welchem sie von den Führern der Revolution unterschrieben wurde, ist Alles so gelassen worden, wie es an dem Tage der Unterschrift gewesen ist. Derselbe grüne Tisch steht noch darin, um welchen die Mitglieder der Regierung saßen und auf welchem die Unabhängigkeitserklärung unterschrieben wurde.

Man theilte mir einen ergötzlichen Ausdruck Franklin's mit, den derselbe bei dieser Gelegenheit gebraucht hatte. Als das Document unterzeichnet werden sollte, schienen einige der Anwesenden zweifelhaft zu werden und im Begriffe zu stehen, sich zurückzuziehen. Da sagte eine Stimme: — „Meine Herren, wir wollen uns Alle zusammen hängen lassen!" — „Ja" versetzte Franklin in seiner ruhigen Weise — sonst werden wir Alle einzeln gehängt werden!" — Man lächelte und unterschrieb rasch.

Diese prächtige Erklärung der unveräußerlichen menschlichen Freiheiten und Rechte streitet noch gegen Manches hier im Lande — — wie lange noch?

Nun muß ich dir auch noch Einiges von meinen hiesigen Freunden und Bekannten mittheilen. Zuerst

von meinen Wirthsleuten, in deren trefflichem Hause ich wie ein Mitglied der Familie lebe. Professor Hart und seine Frau sind stille, bleiche, gottesfürchtige Leute, sehr freundlich und gegen mich sehr angenehm. Diese Zwei und ihr zehnjähriger lebhafter Knabe, Morgan, bilden den ganzen Hausstand. Hart ist ein interessanter liebenswürdiger Mann. Ein milderes und sanfteres Wesen im Verein mit großer Arbeitsfähigkeit und energischem Willen dürfte schwer zu finden sein. Dazu kommt noch ein feiner Humor und ein sanfter, aber sehr durchdringender Blick. Er hat ein ungewöhnliches organisirendes Talent in Allem, was er vornimmt, und ist ausgezeichnet als Lehrer und Vorsteher einer höhern Schule von fünfhundert Knaben in Philadelphia. Er ist auch Herausgeber eines sehr viel gelesenen literarischen Magazins (Sartaines Magazine) und findet noch Zeit zu manchen andern Dingen, wobei er jede einzelne Stunde genau wahrnimmt und jede Sache in der Stunde besorgt, in der sie besorgt werden soll. Deshalb bringt er sehr viel fertig und scheint doch nie Eile zu haben oder viel zu thun zu haben. Des Morgens geht er gewöhnlich auf den Markt und kauft ein, was für den Haushalt den Tag über gebraucht wird; eine hübsche Magd mit einem Korbe begleitet ihn, um die Einkäufe zu tragen. Ich begleitete ihn gestern Morgen, um den wegen seines Reichthums an Waaren berühmten „Markt von Philadelphia" zu sehen. Während wir nun durch das Volksgewimmel in den bedeckten Gängen schritten, in denen sich Läden mit allen Delicatessen und Leckereien für die Tafel befinden (sodaß Fleischläden, Fischläden, Läden mit grünen Waaren, Fruchtläden, jedes seine Abtheilung in dem langen Gange, welcher auf einer breiten Straße von Bretern erbaut ist, einnehmen), sah ich, daß mein Begleiter dann und wann Etwas auf einen kleinen Notizzettel schrieb, den er in der Hand hielt. Ich dachte, er notirte sich die Preise der Waaren, die

er einkaufte. Und ſo war es auch; allein daneben befanden ſich Bemerkungen für mich, die meine Pläne und Unternehmungen für den Tag und Das, was ich beſuchen ſollte, enthielten. Davon gibt er mir in der Regel an jedem Morgen eine Ueberſicht. — „Heute" — ſagte er zur Verkäuferin in einem Fleiſchladen — „heute, liebe Frau, geben Sie mir ein paar recht fette Hühner, denn ich will das kleine Frauenzimmer hier tractiren." („A little woman here.") — Und die freundliche Frau nickte, wählte ihm ein paar prächtige Hühner aus und gab mir einen großen Blumenſtrauß.

Den „Markt" mußte ich übrigens wegen ſeiner Reichhaltigkeit und Sauberkeit bewundern. Trotz der Menge von Eßwaaren und der ſtarken Hitze bemerkte ich nicht die geringſte Spur von ſchlechtem Geruch.

Halb neun Uhr Morgens frühſtücken wir ruhig und gemüthlich, und um neun Uhr geht Hart zu ſeinen fünfhundert Knaben, um die er ſich mit großer Liebe zu bekümmern ſcheint. Abends nach zehn Uhr beſchäftigt er ſich mit Redigiren und Correcturen von Artikeln für das Magazin bis zwölf Uhr Nachts. Zeit für ſeine Familie und jetzt auch für mich und für das geſellige Leben findet er ebenfalls. Ich bewundere in der That die ruhige Arbeitskraft dieſes Mannes und ſeine Kunſt, Etwas fertig zu bringen.

Zu meinen angenehmſten hieſigen Bekannten gehört die Familie des däniſchen Chargé d'affaires, Bille. Die Töchter des Hauſes ſind ſehr hübſche, geiſtvolle und lebhafte junge Mädchen. Es iſt ſo hübſch, mit ihnen die Sprache meiner Heimat zu ſprechen und von Dänemark und von den daſigen guten Freunden zu reden. Oehlenſchläger's Tod war mir eine überraſchende Nachricht. Er ſah ſo friſch und lebenskräftig aus, als ich vor einem Jahre bei ihm auf ſeinem Landſitze war; er war damals liebenswürdiger als jemals gegen mich und trank für mich auf eine glückliche Reiſe in die Neue Welt, zu

der ich mich eben entſchloſſen hatte. Eine von den Fräulein Bille las laut das Stück, welches er ſich als Vorbereitung zum Tode hatte vorleſen laſſen, einen Monolog des Sokrates in ſeiner Sterbeſtunde, von Oehlſchläger ſelbſt geſchrieben. Er war in einem reinen ſtoiſchen Geiſte gehalten. Aber wie ſonderbar, in einer ſolchen Stunde ſich ſeine eigenen Verſe vorleſen zu laſſen!

Beſſer dachte unſer Erzbiſchof Wallin. Als man ihm auf dem Krankenlager einen ſeiner eigenen ſchönen Pſalmen vorleſen wollte, unterbrach er den Vorleſer und ſagte: — „Ach nein, nein, das jetzt nicht!“ — Und er fand blos Ruhe, als man ihm aus dem Evangelium Johannis vorlas.

Doch ich wollte ja von meinen hieſigen Bekannten ſprechen.

Unter meine guten Freunde rechne ich auch ein Quäkerpaar (aber von den allerweltlichſten Quäkern), Mr. und Mrs. Eliſa Townsend, angenehme und wohlhabende Leute, die mir viel Güte erzeigen und mich innerhalb und außerhalb der Stadt herumführen und herumfahren. Mr. Townsend's Vaterhaus, ein ſtrenges Quäkerhaus, intereſſirt mich beſonders eines jungen Mädchens wegen, das mir früher einen ſehr liebevollen Brief geſchrieben hatte. Ich wußte, daß ſie an einer Rückenmarkskrankheit litt und ſchon ſeit mehren Jahren bettlägerig war. Als ich in ihr Zimmer geführt wurde, ſah ich ſie auf einem Bette liegen, in einem weißen Kleide, welches breite plaſtiſche Falten warf, ein Weſen — — nie hatte ich eins geſehen, welches mehr einem Engel glich! Aus ihrem ſchönen reinen Geſichte ſtrahlten ein paar große Augen mit wahrhaft überirdiſcher Klarheit. Sie machte keine Bewegung, um ihr Haupt zu erheben, als ich mich über ſie beugte; aber ſie legte ihre Arme ſtill um meinen Hals. Das Geſicht des liebenswürdigen Mädchens (Mary) trug auch nicht die geringſte Spur von der Kränklichkeit und Nervenſchwäche, deren Opfer ſie iſt

und die sie wie ein geduldiges Lamm trägt. Aber noch weniger wird dadurch ihr geistiges Leben gehemmt. Gott hat ihrem Geiste Flügel gegeben. Das körperlich gefesselte junge Mädchen hat von ihrem Krankenbette aus durch ihre Beobachtungen des Sinnreichen in dem Leben der Naturwelt sinnreiche Lehren in die Welt ausgesandt.

Ihr kleines Buch für Kinder und Jugend, „Life in the Insect world“, ist mir ein willkommenes Geschenk, auch deshalb, weil es mir ein junges Mädchen zeigt, welches den Zweig der Naturwissenschaft aufgenommen und gepflegt hat, für den ich oft (aber meines Wissens stets ohne Erfolg) junge Frauenzimmer zu interessiren gesucht habe, nämlich den biographischen in Bezug auf Pflanzen und Thiere. Der Detailsinn, der Blick für die kleine Welt, welcher den Frauenzimmern eigenthümlich ist, und das poetische Gemüth, welches sie an das Geistige, an das Universelle knüpft und in Allem ein Symbol, eine geistreiche Absicht zu entdecken vermag — sie sind Naturgaben, die allein für diesen Theil der Wissenschaft bestimmt zu sein scheinen. Mary Townsend hat ihren Gegenstand in dieser biographischen und poetischen Richtung behandelt und in ihrer Arbeit eine Geschichte von den Verwandlungen der Insekten gegeben.

Das kleine Buch ist mit Kupferstichen geschmückt, auf denen man die verschiedenen Arten der Insekten in den verschiedenen Stadien ihres Lebens sieht, besonders in denen, in welchen sie ihre Puppen sprengen und ihre Flügel frei entwickeln.

Es ist kein Wunder, wenn dieser schöne Menschengeist, hart an seine irdische Puppe gefesselt, eine besondere Vorliebe für diese Stunde der Verwandlung fühlt. Mary Townsend und eine ihrer jüngern Schwestern, die ebenfalls reich begabt, aber auch kränklich (jedoch nicht so wie Mary) und mit ihr durch die innigste Liebe verbunden ist, sind gegenwärtig mit der Abfassung einer gereimten Chronik der Geschichte von England zur Lectüre

füe Kinder beſchäftigt. Und ſo umſchließt dieſes einfache Quäkerhaus ein reiches poetiſches Leben und hegt ein Weſen, faſt ſchon einen Engel, der, um es vollſtändig zu werden, blos auf ſeine Verwandlung wartet.

Die Aeltern ſind ein altes claſſiſches Quäkerpaar. Die hauptſächlichſte Beſchäftigung und Freude des alten Vaters ſcheint in der Pflege ſeiner Töchter zu beſtehen.

Bei Lucretia Mott bin ich einmal Mittags geweſen, in Geſellſchaft aller ihrer Kinder und Kindeskinder, einer ſchönen blühenden Schar. Sie intereſſirt mich, ohne mich anzuziehen. Ihr Gatte, Mr. Mott, iſt ein kräftiger alter Herr, der ſeine Stellung wohl zu vertheidigen ſcheint, aber bei dem Publicum durch den Ruhm ſeiner Frau verdunkelt wird. Und man behauptet, daß er damit zufrieden iſt. Und das gereicht ihm zur Ehre.

Bei einer öffentlichen Vorleſung, die neulich ein Literat über Shakſpeare hielt, wurde Desdemona als ein Ideal der Weiblichkeit für alle Zeiten dargeſtellt. Nach beendigter Vorleſung ſtand Lucretia Mott auf und ſagte: — „Freund Dana! Ich glaube, daß du in deiner Darſtellung Deſſen, was das Weib ſein ſoll, Unrecht haſt; und das will ich zu beweiſen ſuchen.“ — Dann beſtimmte ſie die Verſammelten, ſich zu dieſem Behufe an einem gewiſſen Tage an demſelben Orte wieder einzufinden. Die Verſammlung ſtellte ſich ein und Lucretia hielt einen trefflichen Vortrag, durchdrungen von der Liebe zur Wahrheit und Klarheit, welche das Lebensprincip der Quäker iſt. Lucretia iſt eine prächtige Frau, eine prächtige Rednerin, und würde noch prächtiger ſein, wenn ſie ein Bischen mehr auf die Reden und Gedanken Anderer hörte, beſonders bei der Sklavenfrage. Aber das thut ſie nicht.

Unter den Perſonen, die mich in ihr Haus eingeladen haben, befindet ſich auch die Gattin des britiſchen Conſuls, Mrs. S. Peter. Ich beſuchte ſie, um ihr zu danken, und fand in ihr eine warmfühlende, lebhafte

Frau, besonders eifrig für die Entwickelung ihres Geschlechts zu einem unabhängigen körperlichen und geistigen Leben wirkend. Sie hatte in ihrem Hause eine Zeichenschule für arme junge Mädchen errichtet, in welcher dieselben zeichnen, Muster erfinden und Holzschnitte machen lernen sollten u. s. w. und zeigte mir mehre sehr schöne Arbeiten von den jungen Mädchen. Sie hatte auch andere nützliche Anstalten für Frauenzimmer zu errichten gesucht, war aber verdrießlich über den Mangel an Theilnahme, auf den sie, besonders bei den Frauenzimern, stieß. Sie sagte: — „They do not stand by their sex!“ — Sie war der Meinung, bei dem gegenwärtigen Laufe der Welt könne man allen Neugeborenen weiblichen Geschlechtes keinen größern Dienst erweisen, als daß man sie sogleich — — — ertränke. Ich lächelte über diesen sonderbaren Beweis von Liebe, konnte aber der warmherzigen Frau nicht ganz unrecht geben, falls nämlich die Welt in dieser Beziehung nicht gerechter und aufgeklärter werden sollte, als sie es jetzt ist. Allein in Amerika scheint man wenig Grund zur Verzweiflung in dieser Hinsicht, und gar keinen Grund zum Ertränken der jungen Mädchen zu haben.

Ich habe hier blos Abends Besuche angenommen, dann aber eine ganze Menge Leute gesehen, von denen mich mehre interessirt haben. Gestern wurde mir von einigen hübschen jungen Mädchen eine eben aufgeblühte Riesencactusblume von der Art, welche blos aller dreißig Jahre blüht, geschenkt. Man kann sich kein herrlicheres Erzeugniß des Sonnenlichtes denken. Die Sonne hat in dieser Blume sich selbst spiegeln wollen.

Heute erhielt ich deinen Brief vom Mai, meine liebe Agathe! Schön, daß ihr endlich ein Bischen Frühlingswetter in Stockholm habt und daß du und die Mama gesund bist! Als du davon schriebst, wie wir uns in Marstrand treffen wollten, überkam mich eine kleine Versuchung, zusammen zu packen und davon zu ge-

hen. Aber es wäre eine Thorheit von mir, mein liebes Herz, jetzt nach halbvollendeter Arbeit hier abzureiſen, nachdem ich ſo viel gewagt und auch ſo viel gelitten habe, um dieſe Arbeit vollenden zu können. Ich fühle, daß mein hieſiges Leben und meine hieſigen Erfahrungen von ſo großem Gewicht ſind und glaube ſo deutlich die Hand einer leitenden Vorſehung in dieſer meiner Reiſe zu ſehen, daß ich trauern und bereuen würde, wenn ich ohne eine unvermeidliche Nothwendigkeit dieſelbe unterbrechen oder abkürzen wollte. Ich wünſche ſehr, noch einen Winter auf dieſer Seite des Ocean bleiben zu können. Im nächſten Monat würde ich dann nach Hauſe kommen und wir würden zuſammen reiſen „und auf den Maibaum in Marſtrand klettern.“

Trotz der ſtarken Hitze, die gegenwärtig hier herrſcht, fühle ich mich immer mehr acclimatiſirt und weit fähiger als bisher, zu bedenken und auszuſprechen, was ich hier im Lande erfahren habe.

Du fragſt nach der Stellung der Frauenzimmer im Schulweſen. Ja, darüber hätte ich dir viel zu ſagen — und Einiges darüber habe ich dir bereits geſagt. Denn die Stellung der Frauen in dieſer Beziehung iſt unzweifelhaft eine der ſchönſten Seiten in der Neuen Welt. Man erkennt immer allgemeiner an, daß die Frauen die beſten Lehrerinnen der Kindheit und der Jugend ſind, und ſie werden hier allgemein in großen und kleinen Schulen als ſolche benutzt, auch für die Knaben, bis dieſe dreizehn oder vierzehn Jahre alt ſind, zuweilen auch noch länger. Ich habe mit jungen Frauenzimmern geſprochen, welche Lehrerinnen für Jünglinge von ſiebzehn bis achtzehn Jahren geweſen ſind, und ſie haben mir geſagt, daß ſie von denſelben nie etwas Anderes als Aufmerkſamkeit und Achtung erfahren hätten. Wahr iſt es, daß dieſe jungen Mädchen ausgezeichnet edel und ladylike in ihrem ganzen Weſen ſind. Die Lehrerinnen werden nicht ſo gut bezahlt wie die Lehrer; aber man

erkennt die Ungerechtigkeit dieſes Verfahrens, da die Geſundheit der Frauen durch anhaltende Arbeit mehr leidet als die der Männer, und ſie unfähig macht, ſo lange wie die letztern dabei auszuhalten. Man hofft, dieſer Ungleichheit abhelfen zu können, je mehr Auswege zum Verdienſte die Frauen finden werden. Und dergleichen beginnen ſich immer mehr zu eröffnen.

Eine ausgezeichnete junge Dame hier in der Stadt, Eliſabeth Blackwell, hat die Bahn für ihr Geſchlecht in dieſer Beziehung als Lehrerin gebrochen, ſo entſchloſſen im Kampfe mit unendlichen Schwierigkeiten und Vorurtheilen (auch hier, in dieſem freien Lande!) und ſo ſiegreich durch ihr Talent, daß ſich jetzt ein mediciniſches Collegium für Frauen hier bilden wird, wo dieſelben ſtudiren und zu Aerzten graduirt werden können.

Wie freue ich mich darüber! Wie nützlich werden dieſe weiblichen Aerzte für ihr eigenes Geſchlecht und für die Pflege der Kinder werden, ja für viele beſondere Krankheiten, für deren Behandlung die Frauen eine beſondere Fähigkeit zu beſitzen ſcheinen!

In induſtrieller Beziehung wird — glaube ich — die Erziehung der Frauen ſehr verabſäumt, auch hier. Sie ſollten namentlich die Buchführung mehr lernen, als es geſchieht. In Frankreich ſind die Frauen in dieſer Hinſicht viel weiter vorgeſchritten als hier. Und hier, wo ſich zwei Drittel der Bevölkerung dem Handel widmen, würde es ſehr wichtig ſein, wenn Frauenzimmer das Rechnungsweſen führen könnten. Noch beſteht ihre vornehmſte Beſchäftigung außer dem Hauſe darin, Lehrerinnen der Jugend zu ſein.

Ich ſah neulich ein junges Mädchen in einem Alter von ungefähr zwanzig Jahren einer Claſſe von Jünglingen, von denen einige über zwanzig Jahre alt waren, Unterricht in der Declamation geben. Ihr Talent in dieſer Kunſt war ausgezeichnet und die Jünglinge ge-

horchten ihren Anweisungen wie gute Kinder. Sie hatten freiwillig diese Classe gebildet, um von ihr zu lernen.

Nun werde ich die freundliche Stadt der Freunde bald verlassen, um nach Washington zu reisen, wo gegenwärtig Congreß ist und der brennende Kampf um Californien und die Sklaverei beginnt.

Philadelphia wird dir aus Reisebeschreibungen wegen seiner Ordnung und Regelmäßigkeit bekannt sein. Es hat in dieser Hinsicht den Quäkercharakter und ist im Vergleich mit Neuyork eine stille Stadt; es hat keine Paläste oder ausgezeichnete Gebäude, ist aber allgemein gut gebaut und hat schöne, breite, mit Bäumen bepflanzte Straßen, hinter den Bäumen breite Seitenwege und viele prächtige Privathäuser mit Marmortreppen und Pforten, besonders in den fashionabeln Straßen. In jedem der großen Viertel ist ein großer grüner Platz, mit Bäumen bepflanzt wie ein Park, wo man sehr angenehm sitzen und lustwandeln kann. Hinter diesem Aeußern von Ordnung, Reinlichkeit und Regelmäßigkeit soll ein sehr bedeutender Theil von Unregelmäßigkeit verborgen sein. Streitigkeiten und Schlägereien kommen nicht selten unter den weniger gebildeten Theilen der Bevölkerung, unter den gröbern Arbeiterclassen und unter den freien Negern (meist geflüchteten Sklaven), von denen viele sehr unordentlich sind, vor. Ein Theil der männlichen Jugend in der Quäkerstadt scheint gewissen gährenden Getränken in Flaschen zu gleichen, die den Kork heraussprengen und die Flasche zerplatzen, wenn sie ihnen zu eng wird. Ich sage hier nach, was man mir gesagt hat, und finde die Sache ganz natürlich. Wäre mein Geist in eine strenge Quäkerform gesperrt worden, so wäre ich entweder eine St.-Therese oder eine Närrin oder — ich darf gar nicht sagen, was — geworden.

Mit der liebenswürdigen Familie Bille habe ich den schönen Philadelphia-Kirchhof Laurel-Hill am Ufer des

Schuykill (ein Name, den man aus der Zeit der Skandinavier hier von dem däniſchen skjulte kilder; d. i. verborgene Quellen ableiten will) beſucht. Und mit Townsends habe ich einige von den ſchönen Umgebungen der Stadt beſehen, darunter die maleriſchen, felſigen Ufer des Schuykill. Das Land iſt überall ſehr fruchtbar. Man ſieht indianiſches Korn (Mais) und Weizenfelder und ſchöne Wieſen. Alles zeugt von Fleiß und Sorgfalt. Kaſtanien, Wallnüſſe, Eſchen, Eichen in mehren Arten, Ulmen, Ahorn und Linden ſind allgemein zu ſehen. Man ſieht auch häufig die kleine ſchöne „Virginia pine“, einen pyramidenförmigen, dunkeln, kleinen Nadelholzbaum, und eine Menge ſchöne Buſcharten, Parks von Obſtbäumen, meiſt Pfirſichbäumen. Das Land um Philadelphia iſt reizend, wechſelnd mit Höhen und Thälern, eine idylliſche Natur mit großen und laubigen Bäumen. Aber kein hieſiger Baum kann mit der Magnolia und der Lebenseiche des Südens verglichen werden. Den Tulipanenbaum habe ich hier auch geſehen.

Pennſylvanien wird „the key-stone-state“, der Schlüſſelſteinſtaat genannt, wahrſcheinlich aus früherer Zeit her wegen ſeiner centralen Lage unter den erſten Staaten der Union. Es übertrifft die übrigen Staaten der Union an Volksmenge und Wohlſtand. Es hat ungeheure Kohlenlager in ſeinem Boden und große Naturſchönheiten in den innern Theilen des Landes. Der Susquehannafluß und das Wyomingthal haben romantiſche Schönheiten und ſind deshalb berühmt. Philadelphia iſt nach Größe und Zahl der Bevölkerung die nächſte Stadt nach Neuyork. Neuyork hat 700,000 Einwohner und Philadelphia ungefähr 300,000, und die Unordnungen in der letztern Stadt dürften wol zum größern Theil von der ſtark zunehmenden Bevölkerung herrühren, mit welcher das Erziehungsweſen nicht gleichen Schritt hat halten können. Aber nach dem Beiſpiel

des Pilgerstaates hat sich in neuerer Zeit der Quäkerstaat mit Macht angegriffen, sein Schulsystem nach dem Vorbilde von Massachusetts organisirt und schmeichelt sich sogar, wie ich höre, das letztere zu übertreffen. Ob mit Recht, weiß ich nicht. Und nun, Adieu Philadelphia!

Bergfalk ist nach Schweden zurückgereist. Am 26. Juni wollte er sich in Boston einschiffen. Er ist in Philadelphia an einer Lungenentzündung tödtlich krank gewesen, aber durch homöopathische Behandlung wieder hergestellt worden. Während seiner Krankheit und Reconvalescenz hat er etwas von dem überfließenden Herzen dieses Volks erfahren, das für den Leidenden Alles thut und keine Grenzen seines Wohlwollens kennt. Und darüber freue ich mich.

Bergfalk hat in Amerika wie ein guter Schwede gelebt, unaufhörlich arbeitend und im Gesetzfach und in den darauf bezüglichen Fragen forschend, stets daran denkend: — „Was kann davon gut, was kann für Schweden anwendbar sein?“ — Nach allem Andern hat er wenig gefragt. Er sehnte sich sehr nach Hause. Es that mir leid, ihn nicht sehen zu können, bevor er abreiste; es that mir leid, daß Fremde, und nicht eine Landsmännin, an seinem Krankenbette saßen. Aber sein Brief sagt mir, daß er in diesen Fremden liebevolle Brüder und Schwestern gefunden hat.

Washington, Columbia-District, 1. Juli.

Ich fühlte eine kleine Anwandlung von Vergnügen, als ich vorgestern Abend von der Höhe des Capitoliums der Vereinigten Staaten das herrliche Landpanorama rings überblickte, durchschnitten von dem Potomacflusse und beleuchtet von den goldenen Abendwolken. Es war ein prächtiger Anblick. Die Lage dieses Capitoliums,

seine Umgebungen und seine Aussichten sind gewiß das Schönste, was man sehen kann. Und die Volksvertreter, welche hier die Sache des Landes und des Volkes führen, müssen von dem Anblicke, den sie von hier über das Land genießen, begeistert werden und Freude und Stolz darüber fühlen, daß dies ihr Vaterland ist und daß sie hier für das Wohl desselben wirken können. Ich war an diesem Abend in Gesellschaft mit Miß Lynch (der liebenswürdigen jungen Dichterin, die jetzt in Washington ist, um bei dem Congresse eine Pension für ihre Mutter, die Witwe eines Flottenoffiziers, auszuwirken), und mit dem amerikanischen Consul in Canada, einem jungen Manne Namens Andrews.

Am folgenden Tage besuchte ich mit Miß Lynch und dem Dr. Hebbe (einem Schweden, der schon mehre Jahre in Amerika wohnhaft ist) den Senat und das Haus der Repräsentanten. Der Tag war schön. Das Banner der Vereinigten Staaten mit seinen dreiunddreißig Sternen (ein Stern für jeden Staat der Union) wehte auf der Spitze des Capitoliums, wie es gebräuchlich ist, wenn der Congreß hier Sitzung hält. Es sah recht festlich aus.

Der Senat, in einer großen Rotunde, die von hohen, sämmtlich auf der einen Halbschied befindlichen Fenstern sehr schön beleuchtet wird, macht einen guten und bewußten Eindruck. Die Senatoren sind größtentheils schöne Gestalten mit einem guten Theile eigenthümlicher Physiognomie, ihre Haltung ist im Ganzen ruhig und würdig — wodurch jedoch nicht ausgeschlossen wird, daß zuweilen ziemlich störende und eines Senates keineswegs würdige Scenen hier vorkommen. Auch während dieser Session ist eine wilde und zugleich komische Scene zwischen Mr. Benton, dem Senator von Missouri, und Mr. Foote, dem Senator von Mississippi, vorgefallen, wobei der Erstere, ein stark gebauter Mann mit dem Ausdrucke eines Raubvogels in seinem Gesichte, auf den Letztern mit einer Miene und mit Bewegungen losging,

die den Letztern, einen kleinen Mann von nervöser Lebhaftigkeit, veranlaßten, ein Pistol hervorzuziehen und es Benton auf die Brust zu setzen. Als aber der Senator von Alabama ganz ruhig sagte: — „Gib dieses Instrument her!" — und kaltblütig Foote entwaffnete, fand sich, daß das Pistol — — — nicht geladen war. Taube und Raubvogel saßen jetzt beide auf ihren Plätzen im Senat, und der Streit zwischen ihnen schien beigelegt zu sein. Aber ich würde dem Raubvogel nicht trauen.

Die beiden großen Staatsmänner Clay und Webster waren auch im Senat, aber sie sprachen nicht. Clay's äußere Erscheinung habe ich dir schon früher beschrieben. Daniel Webster hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit unserm verstorbenen Erzbischof Wallin, besonders hinsichtlich der großen tiefen Augen und der mächtigen, prächtig gewölbten Stirn; aber Webster ist ein schönerer Mann und sieht massiver aus. Sein Kopf ist wirklich prächtig. Webster ist Senator für Massachusetts, Clay für Kentucky. In dem Verhältniß zu den großen Streitfragen zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten scheint Webster den gemäßigten Norden und Clay den gemäßigten Süden zu repräsentiren.

Der Senat ist in seinem Sitzungszimmer in zwei Abtheilungen getheilt. Jeder Senator hat ein kleines Schreibepult vor sich, auf welchem er Papier oder Bücher liegen hat. Der Vicepräsident, welcher Wortführer ist und auf einem etwas erhöhten Platze vor den beiden Abtheilungen sitzt, während der amerikanische Adler über ihm schwebt, ist eine schöne kräftige Gestalt mit männlichem und offenem Aussehn. Auf der Galerie für die Zuhörer, die sich über den Köpfen der Senatoren rings um das Versammlungszimmer zieht, ist die erste Reihe für Damen bestimmt. (Amerikanische Artigkeit!) Man hört von da aus vorzüglich gut, was im Senat gesprochen wird.

Das Haus der Repräsentanten macht einen weniger

vortheilhaften Eindruck. Der Raum iſt viel größer und weniger gut erleuchtet als im Senat; die Menge der Anweſenden iſt ebenfalls weit größer und bewegt ſich, ſpricht, beträgt ſich mit bedeutend weniger Würde. Das Ganze machte den Eindruck eines Chaos auf mich. Und von der Zuhörergalerie aus konnte ich kein deutliches Wort hören. Die Töne dringen nicht rein dahin, und die würdigen Mitglieder des Hauſes ſprechen mit brauſender Schnelligkeit. Mit einer Menge Senatoren und Repräſentanten ſchüttelte ich die Hände und fand ſie ſämmtlich ſehr artig und heiter.

Am Nachmittag führte Mr. Hale, der Senator von Neu-Hampſhire, Miß Lynch und mich nach White Houſe, der Wohnung des Präſidenten, nahe bei der Stadt, in deſſen Park an jedem Sonnabend Abends Militärmuſik iſt und das Volk ungehindert luſtwandelt. Der Präſident (General Taylor) war draußen unter der Menge. Ich wurde ihm vorgeſtellt und wir ſchüttelten einander die Hände.

Der Präſident hat ein gutmüthiges ſchlichtes Ausſehn und Weſen und war ſehr einfach, faſt nachläſſig gekleidet. Er ſteht nicht in dem Rufe, große Fähigkeiten als Staatsmann zu beſitzen, aber er iſt allgemein geachtet wegen ſeines reinen fleckenloſen Charakters ſowie wegen ſeiner Talente und ſeiner Menſchlichkeit als Feldherr. Der mexikaniſche Krieg hat ihn zum Präſidenten gemacht. Sein Weſen kam mir mehr bürgerlich als militäriſch vor. Der Vicepräſident Fillmore (mit dem ich an dieſem Abend ebenfalls bekannt wurde), ſieht mehr wie der Präſident aus als Taylor.

Die Wohnung des Präſidenten iſt ein ſchönes palaſtähnliches Gebäude (aber zu einfachen Stils, um Palaſt genannt zu werden) in der Nähe des Potomakfluſſes. Lage und Ausſicht ſind ſchön. Die Muſik ſpielte: „the Star spangled banner“ und andere vaterländiſche Stücke. Drei- bis vierhundert Perſonen, Herren, Frauenzimmer

und Kinder, luſtwandelten im Grünen. Der Abend war ſchön, der ganze Auftritt heiter und licht und von echt republikaniſcher Stimmung. Ich gab mich dem Genuſſe hin und wanderte Arm in Arm, bald mit dieſem, bald mit jenem Mitgliede des Congreſſes herum und ſchüttelte nach links und rechts Hände. Da man weiß, daß ich die kleinen Kinder gern habe, ſo führten mehre Mütter und Väter ihre Kinder zu mir, um mit mir die Hände zu ſchütteln. Das freute mich. Der Präſident freute ſich über die Kinder, die ſo ſorglos und glücklich herumſprangen oder im grünen Graſe ſaßen. Er ſcheint zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahre alt zu ſein und ſoll ſeiner Stellung und der gegenwärtigen Kämpfe in der Union ſehr müde und bekümmert darüber ſein. Hier ſchien er eine Ruheſtunde zu genießen und ſtand in patriarchaliſcher Einfachheit und Freundlichkeit unter der Menge.

Später.

Eben komme ich heim vom Capitolium, wo ich den Vormittag verbracht habe. Man wandert dort Arm in Arm mit den Senatoren herum und ſpricht mit ihnen mehr, als man den Rednern im Senat zuhört. Und doch iſt das letztere Das, was ich eigentlich wollte. Californiens Eintritt in die Union, mit oder ohne Sklaverei, iſt die große Streitfrage des Tages, die den Norden und den Süden in feindliche Parteien ſcheidet. Niemand weiß, wie der Kampf enden wird, und der Präſident ſoll neulich geſagt haben: — „Alles iſt dunkel!“ — Der Staatsmann Henry Clay, der eine Vereinigung zu Stande zu bringen ſucht und lange daran gearbeitet hat, hat in der neuern Zeit den Senat gegen ſich eingenommen (wie es heißt, durch ſein despotiſches und übermüthiges Verfahren) und iſt ganz ermattet durch den Widerſtand, den er bei ſeinen Herren Collegen findet. Er beklagte ſich heute bitterlich darüber, als ich ihn vor

der Session mit Anna Lynch in seiner Wohnung besuchte. (Er war gestern bei mir gewesen, während ich White House besucht hatte.) Er fragte mich nach unserm König Oskar, nach dessen Charakter, seinem Verhältniß zum Volke u. s. w. Ich stoße auf so viele bedeutungslose und triviale Fragen, daß es wahrhaft erfrischend für mich ist, auf einige mit Ernst und Nachdenken zu antworten, wenn sie in ernster Absicht an mich gerichtet werden. Es war mir daher lieb, Mr. Clay sagen zu können, daß wir in König Oskar einen guten, klugen und gerechten König besitzen, den wir lieben. In Allem, was Clay von Schweden und von der schwedischen Verfassung wußte, sah ich den Blick eines Geistes, der nur geringer Mittheilungen bedarf, um doch viel zu kennen und zu verstehen. Gerade als wir über diesem Capitel waren, führte der Bediente einen kleinen wunderlichen Mann mit einem Stock in der Hand herein. (Nb. Wir saßen bei offenen Thüren.)

— „Ist das Henry Clay?" — fragte der kleine Mann, indem er sich mit seinem Knotenstock gerade vor den großen Staatsmann hinpflanzte.

— „Ja, mein Herr, das ist mein Name!" — erwiderte Clay ungeduldig. — „Setzen Sie sich nieder! Was wünschen Sie von mir?"

Der kleine Mann ließ sich ganz ungenirt in einen Lehnstuhl nieder und ich erhob mich gleichzeitig aus dem meinigen, indem ich etwas von meiner Besorgniß äußerte, Clay's Zeit zu rauben.

— „O nein, nein" — sagte er artig. — „Die Frauen sind so erfrischend! Aber diese Männer — ich hasse sie!" — Und bei diesen Worten machte er eine Geberde nach dem kleinen Manne zu, als möchte er diesen aus dem Zimmer schieben oder auf die Erde werfen,

Allein der kleine Mann mit dem Knotenstocke in der Hand saß wie festgewurzelt, fest entschlossen, sich nicht

ſtören zu laſſen. Und ich mußte den ermüdeten Staatsmann dem Manne mit dem Knittel überlaſſen.

Clay, der im höchſten Grade populär iſt, läßt Jedermann zu ſich kommen und ſoll von Leuten überlaufen werden, die ſeine Zeit und ſeine Gefälligkeit in Anſpruch nehmen. Gegenwärtig ſoll er ungeduldiger und reizbarer ſein, als man ihn jemals geſehen hat. Der Widerſtand, den man ihm entgegenſetzt, mag wol der Grund dazu ſein. Welch' ein Leben! Und doch ſtreben die Männer danach!

Mit dem Senator von Georgia, Judge Berrian, einem geiſtreichen und ſcharfſinnigen Manne (ein deſto ärgerer Proſlaveryman, jedoch — wie ich glaube — einer von den Patriarchen), beſah ich mir heute die Bibliothek auf dem Capitolium, einen großen ſchönen Saal mit herrlicher Ausſicht und einem allgemeinen Verſammlungszimmer während der Seſſionen, wenn man von den Geſchäften ausruhen, ſich mit Bekannten unterhalten will u. ſ. w. Dort kann man alle Tage eine Dame im erſten mittlern Alter, von eleganter Figur, feinem Geſicht und angenehmen Ausdruck, in einer Fenſterniſche vor einem Tiſche mit Papieren und Büchern ſitzen ſehen. Sie ſcheint ſtets beſchäftigt zu ſein und mit mehren bedeutenden Männern des Congreſſes in Verbindung zu ſtehen. Sie ſucht auch etwas bei dem Congreß und ſitzt da, um ihre Angelegenheit im Auge zu behalten. Was verlangt ſie, was wünſcht ſie? — Sie verlangt zwei Millionen Dollars (von dem Lande im Weſten) als Fond zu einer jährlichen Beiſteuer an die Irrenhäuſer und Armenhäuſer in allen Staaten der Union. Es iſt Miß Dorothea Dix, die bereits ſeit zehn bis zwölf Jahren die meiſten Staaten bereiſt, Irrenhäuſer und andere Zufluchtsſtätten für Unglückliche beſucht und auf deren Verbeſſerung bedeutend gewirkt, beſonders aber zu einer beſſern Pflege und Behandlung der Wahnſinnigen beigetragen hat. Durch ihren Einfluß und durch die

trefflichen Denkschriften, welche sie abgefaßt und den Regierungen der verschiedenen Staaten überreicht hat, sind mehre Zufluchtsstätten für Wahnsinnige eingerichtet worden, wo dergleichen früher fehlten und die Unglücklichen dem Gutdünken Einzelner oder der elendesten Abwartung überlassen waren. Die Thätigkeit und der Einfluß dieses Frauenzimmers gehören zu den schönsten Zügen von dem öffentlichen Leben der Frauen in der Neuen Welt. Ein ander mal oder vielleicht mündlich werde ich dir mehr von ihr erzählen.

2. Juli.

Wieder daheim vom Capitolium, wo ich das Vergnügen gehabt habe, Clay und Webster und mehre der bedeutendsten Senatoren sprechen zu hören. Clay spricht lebhaft und stark aufgeregt. Seine Stimme, deren Schönheit ich sehr rühmen gehört habe, überraschte mich nicht; mir schien es vielmehr, als ob er sie oft zu heftig heraus ließe, sodaß die Worte in dem fast gellenden Klange der Stimme untergehen. Webster spricht mit großer Ruhe in Ton und Wesen, aber es liegt sehr viel intensive Kraft in seiner Weise. Er hat auch als Redner die Aehnlichkeit mit dem Erzbischof Wallin, daß er die Stimme senkt und immer leiser spricht, je mehr er Eindruck machen will. Das ist das Gegentheil von Dem, was amerikanische Redner gewöhnlich thun, aber es ist von großer Wirkung. Auch mehre andere Redner interessirten mich, aber ich konnte vor den Vorstellungen und Unterhaltungen mit den Congreßmitgliedern kaum etwas hören. Diese letztern sind außerordentlich artig. Allein künftig will ich mein Ohr den Geschäften widmen und Anna Lynch diese leichte Conversation überlassen, in welcher sie Meisterin ist und ich eine Stümperin bin.

Vom Capitolium fuhren wir zu dem Präsidenten, dessen Empfangstag heute war. Wir kamen spät, sodaß wir allein mit dem alten Herrn waren, der sehr freundlich und gemüthlich war und Mehres von den südlichen

Indianern erzählte, was geeignet war, Miß Lynch's und meine eigenen, etwas zu romantiſchen Vorſtellungen von denſelben zu berichtigen. Hinter ſeiner artigen Freundlichkeit glaubte ich jedoch eine Wolke von geheimem Kummer zu bemerken, die er nicht gewahr werden laſſen wollte. Seine Tochter, mit dem Oberſt Blix verheirathet, war in ihrem weißen Anzuge unendlich reizend und ſchön und zeigte ein ſtilles ladylikes Weſen.

Geſtern war ich zum Mittagseſſen bei dem Profeſſor Henry, einem der berühmteſten Chemiker hier zu Lande, und fand in ihm einen großen Bewunderer von Berzelius und Oerſted, ſowie einen ungewöhnlich liebenswürdigen Mann. Abends kam der Vicepräſident Fillmore. Er iſt ein vollkommener Gentleman und in ſeiner Ausdrucksweiſe ganz beſonders angenehm.

3. Juli.

Geſtern Abend war ich mit Dr. Webſter und mit mehren andern Perſonen zuſammen bei Mr. und Mrs. Sexton, Mr. Schröder's Aeltern, einem hübſchen alten Paar. Webſter ſieht nicht geſund aus, hat einen gelbbleichen Teint, iſt ſehr in ſich gekehrt, und ſieht niedergeſchlagen und zerſtreut aus. Seine hübſche freundliche Frau placirte ihn neben mich, indem ſie mir das Vergnügen ſeiner Unterhaltung gewähren wollte. Er hat merkwürdige Augen; wenn ſie ſich gegen Jemand wenden, ſo glaubt man in Katakomben voll von alter Weisheit zu blicken. Es kommt jedoch nicht viel davon in der täglichen Unterredung und im Geſellſchaftsleben heraus, und das Tiefe liegt ziemlich tief in dieſem prächtig geformten Kopf. Vollkommen einfach und ohne alle Façon ſcheint dieſer Mann zu ſein — eine ſehr beſtimmte Natur, die ſich ſo gibt, wie ſie iſt. Aber er ſcheint mir zu denjenigen Menſchen zu gehören, deren Kräfte erſt in dem großen Augenblicke erwachen.

An heutiger Table d'hôte erzählte Anna Lynch, daß Jemand über den Dr. Webſter geäußert, „Niemand

wäre so weise, wie Webster aussähe." Judge fiel darauf sogleich ein: — „Nicht einmal Webster selbst!" — wobei Alle lachend beistimmten. Anna Lynch und ich sitzen an einer Ecke der Table d'hôte, an welcher Clay zwischen uns sitzt, während auf beiden Seiten verschiedene Männer aus dem Süden sitzen, sodaß ich durch meine kleine Freundin mitten unter die Proslaverypartei gekommen bin. Doch kann ich H. Clay nicht unter diese rechnen.

Ich wohne im Nationalhôtel, werde aber bald ein Privathaus beziehen, in welches ich schon längst eingeladen bin. Hier im Hôtel ist ein unaufhörliches Zusammenströmen von Menschen und eine gräßliche Hitze. Aber man bekommt auch viele interessante Leute zu sehen und zu hören. Von dem Senator für Californien (einer prächtigen Riesengestalt, die günstig für die Bewohner des großen Westen zeugt) habe ich eine Brustnadel von californischem Golde, deren Knopf ein Goldklumpen in seinem natürlichen Zustande ist, der (mit einer kleinen Nachhülfe der Phantasie) einem Adler gleicht, welcher im Begriff ist, sich zu erheben und aus seinem Neste zu fliegen. Und nun, mein liebes Herz, muß ich diesen langen Brief schließen. Ich werde wol in Washington noch vierzehn Tage bleiben und mich dann an die Meeresküste begeben, um mich erst ein paar Wochen zu stärken, bevor ich weiter reise. Dann, anstatt nach Westen zu reisen (was bei dieser heftigen Sommerhitze gefährlich und unangenehm sein würde), gedenke ich mich nach Maine und Neu-Hampshire zu wenden (vielleicht besuche ich auch Canada, wohin mich der junge Mr. Andrews durchaus haben will) und reise sodann westwärts über die großen Landseen nach Chicago und von da zu den skandinavischen Ansiedelungen weiter im Westen. Denn diese will ich zuletzt besuchen.

In der schwedischen Bauerncolonie am Mississippi sind neuerlich unruhige Auftritte vorgefallen und Eric

Janſon (der Prophet) iſt von einem Schweden, Namens Rooth, erſchoſſen worden. Er ſoll unter den Seinigen ſein Anſehn fortwährend behalten, außerhalb der Colonie aber keinen beſondern Ruf gehabt haben.

Morgen, den vierten Juli, beabſichtigen Miß Lynch und ich nach Mount Vernon, Waſhington's ehemaligem Landſitz und dem Ort, an welchem er begraben liegt, zu reiſen, um dort in aller Stille den großen Tag der Vereinigten Staaten, den Tag der „Declaration of Independance", zu begehen, der durch das ganze Land und in allen Staaten mit Reden, Schüſſen und Toaſten gefeiert wird. Meine liebe Freundin Miß Lynch bewegt ſich hier wie in ihrem Lebenselement und ohne die mindeſte Koketterie zieht ſie durch ihr friſches Leben und ihren harmloſen Witz ſtets einen Kreis von Menſchen, meiſtens Herren, an ſich. Dieſen ſagt ſie manche etwas gepfefferte Wahrheit, aber ſo ſcherzhaft, daß ſie ihnen beſſer gefällt als eine Schmeichelei. Sie hat ein beſonderes Talent für Wortſpiele und Einfälle, die ſtets eine erheiternde Wirkung haben und friſche Luft in die zuweilen ſchwere oder gewittervolle politiſche Atmoſphäre bringen. Eines Tages, als Clay ſich gegen Diejenigen ereiferte, die der Meinung ſind, daß er bei ſeinen Vergleichsvorſchlägen ſelbſtſüchtige Abſichten hege, nach dem Präſidentenſtuhle ſtrebe u. ſ. w. und betheuernd hinzuſetzte: — „Es gibt „in the power of Mankind" keine Belohnung, die mich jetzt mehr in Verſuchung führen könnte" — fragte Anna Lynch, ob er daſſelbe auch von „the power of Womankind" behaupte. Clay lächelte und erwiderte, daß er ſich darauf beſinnen wollte. Und ſeine ſchlechte Laune war vorüber.

Lebe wohl, liebes Kind! Ich küſſe dich und die Mama. Das nächſte mal will ich dir mehr von dem Congreß und den Congreßherren erzählen.

Neunzehnter Brief.

Washington, 10. Juli 1850.

Das letzte mal, meine Agathe, schrieb ich dir aus dem Nationalhôtel, einer Art von heißem Ofen, voll von Senatoren und Repräsentanten, von reisenden Herren und Damen, in welchem man an Leib und Seele von „hot high pressure life“ gebraten wird und in dem ich blos deshalb so lange verweilte, weil ich mit Miß Lynch zusammen sein wollte. Durch die Kräfte unserer ungleichen Naturen wurden wir jedoch nach verschiedenen Richtungen gezogen, sie in den Wirbel des geselligen Lebens, dessen Zierde sie ist — ich in die Einsamkeit — das Schwerste von der Welt, was in einer solchen Hôtelwelt zu finden ist, in welcher man mit einer Gesellschaft von drei- bis vierhundert Personen zusammen lebt — die mir manche Stunde zu genießen gelang, theils in meinem Zimmer, theils Nachmittags auf der Galerie im Hofe des Hause umherwandelnd, wo ich dem Geplätscher der Wasserstrahlen in dem Bassin mitten auf dem Hofe zuhörte und wo meine Seele in einigen Gedanken und Gefühlen ausruhte, stets zurückkehrend zu meinen einsamen Stunden, stets dieselben, stets hinreichend, Geist und Gemüth zu erfüllen, sodaß sie, wie das Wasser der

Quelle ſeine hellen Strahlen in die Höhe ſendet, den Himmel begrüßend, die Erde befruchtend.

Heute ſchreibe ich dir aus einem ſtillen Hauſe, wo der Ailanthus und die Sykomore vor meinen Fenſtern rauſchen und wo die Hausfrau und ich durcheinander laufen, um uns drei oder vier mal des Tages in ein kaltes Bad zu tauchen. Doch ſtill jetzt von mir ſelbſt; denn große, hochwichtige Dinge ſind geſchehen, ſeitdem ich dir zuletzt ſchrieb, ſetzen alle Staatsbürger und alle Staaten der Union in große Vibration und bewirken eine Umwälzung in — manchen Dingen. Von dieſen Dingen will ich dir nun erzählen.

Vor einigen Tagen (den fünften und ſechsten Juli) ging das Gerücht hier und da in Waſhington, daß der Präſident (General Taylor) krank ſei. Er befand ſich am vierten Juli noch vollkommen wohl (es war am dritten, als ich ihn zuletzt ſah), aber er hatte ſich mit einer — Auſternpaſtete, glaub' ich, den Magen verdorben und einen Anfall von Cholerine gehabt. Am ſiebenten Juli hieß es, er befände ſich beſſer und würde bald ganz wiederhergeſtellt ſein. Geſtern (am neunten Juli) ſaß ich im Seſſionszimmer des Senats und hörte geduldig (oder vielmehr ungeduldig) einer langen und langweiligen Proſlaverырede des Senators von Südcarolina, Judge Butler (einem Ehrenmanne und meinem guten Freunde, nur in der Sklavenfrage nicht), zu, als eine plötzliche Bewegung, wie von einem lautloſen elektriſchen Schlage, in der Verſammlung entſtand. Eine Menge neue Perſonen kamen durch die Hauptthüren herein und mit einem mal ſah man Daniel Webſter dicht neben dem redenden Senator ſtehen und eine entſchuldigende Bewegung machen, daß er ihn eines wichtigen Geſchäftes halber unterbrechen müſſe. Der Redner verbeugte ſich und ſchwieg; es wurde todtenſtill im Saale und alle Blicke richteten ſich auf Webſter, der ſelbſt mehre Minuten ganz ſtill daſtand, als wenn er die Verſammlung

auf eine große ernste Neuigkeit vorbereiten wollte. Dann sprach er langsam mit der ihm eigenthümlichen und eindrucksvollen Stimme:

— „Ich habe dem Senate eine traurige Nachricht mitzutheilen. Ein großes Unglück droht dem Lande. Der Regent der Vereinigten Staaten, der Präsident Taylor, liegt im Sterben und wird wahrscheinlich den heutigen Tag nicht überleben."

Und abermals zeigte sich jener lautlose elektrische Schlag. Ich sah viele Anwesende erbleichen und fühlte, daß ich selbst durch diese unerwartete Nachricht und unter dem Eindrucke dieses Anblicks erbleichte. Ein Senator senkte sein Haupt nieder in seine Hand, als wenn er den Donner des jüngsten Gerichts hörte. Diese Bewegung des Erstaunens war jedoch vorübergehend. Die Gemüther erhielten bald ihre Spannkraft zurück. Der Senat löste sich auf und man strömte in die Stadt hinaus, um Neues zu hören und zu erzählen. In dieser Zeit der Parteikämpfe und inmitten des Kampfes, der eben im Congreß ausgefochten wurde und auf dessen Entscheidung der Präsident Taylor durch seinen persönlichen Charakter bedeutenden Einfluß üben mußte, machte die Nachricht von seinem Zustande einen ungeheuern Eindruck.

Am Abend dieses Tages halb eilf Uhr starb der Präsident nach einem schönen und rührenden Abschiede von den Seinen. — „Weine nicht, meine liebe Frau" — soll er zu seiner Gattin (die ihn mit unendlicher Zärtlichkeit liebte) gesagt haben — „ich habe mich bemüht, meine Schuldigkeit zu thun („I have endeavoured to do my duty") und hoffe auf Gottes Gnade."

Tages darauf (am zehnten Juli) wurde der neue Präsident, Vicepräsident Fillmore, in sein Amt eingesetzt, der nach der Verfassung des Landes in einem solchen Falle den Platz des Verstorbenen während der Zeit, die von seiner Regierungszeit noch übrig ist, bis dahin ein-

nehmen muß, wo eine neue Präsidentenwahl stattfindet. Taylor hatte (glaub' ich) den Präsidentenstuhl fast zwei Jahre lang innegehabt; es blieben also für Fillmore noch zwei Jahre. Seine plötzliche Erhebung soll ihm nicht willkommen gewesen sein. Bei der Nachricht von Taylor's Tode soll er sein Haupt in seine Hände niedergebeugt und gesagt haben: — „Das ist mein erstes Unglück!" — Und sein Aeußeres, als er, geleitet von zwei Congreßmitgliedern (einem von Massachusetts und einem von Luisiana), in das Haus der Repräsentanten eintrat, um daselbst seinen Eid abzulegen, widersprach dieser Aeußerung nicht. Er war ganz blaß und sah wirklich unglücklich aus. Diese schöne männliche Gestalt, die sich so wohl trägt, sah jetzt, geführt oder vielmehr geschleppt von zwei unpassenden Gestalten, die jede einen seiner Arme hielten, durchaus nicht hübsch aus. Dieser Dreimännergruppe folgten die Mitglieder des Senats, Zwei und Zwei oder Einer und Einer, in das Haus der Repräsentanten. Nichts kann einfacher sein als dieser Act, durch den der neue Präsident in seine Würde eingesetzt wurde. Mit der Hand auf der Bibel versprach er, die Verfassung der Vereinigten Staaten zu beschützen, rief Gott als Zeugen seines Versprechens an, küßte die Bibel und — — das war Alles. Der Präsident und die Senatoren gingen hinaus, wie sie vorher herein gekommen waren. Die meisten Senatoren gingen paarweise, einige Arm in Arm; Clay ging allein, gleichgültig, abgespannt, sehr einsam, wie mir nach seinem Ausdrucke und nach seiner Haltung schien. Corvin (der Senator von Ohio, von dem ich dir bald mehr sagen werde) ging auch allein, ein kleiner untersetzter Mann, fest und kräftig, fest und abgeschlossen.

Nun wird der Congreß drei Tage ausruhen, bis der Präsident Taylor begraben ist. Aber die streitenden Parteien, die sich jetzt auf eine neue Wendung der Angelegenheiten vorbereiten, sie ruhen nicht. Sie arbeiten

raſtlos und haben kein anderes Gefühl und keine andern Gedanken als ihr Intereſſe. Geſtern, als ich vom Capitolium herabſtieg, hörte ich einen jungen Mann zu einem andern ſagen: — „Wenn er ſtirbt, ſo erlangt unſere Partei den Sieg; und er wird ſterben, bei Gott!“

Und nun, während dieſe großen Angelegenheiten ruhen und ausgefochten werden, will ich mit dir ein wenig von mir und meinen Unternehmungen ſprechen.

Am vierten Juli, dem großen Tage in den Vereinigten Staaten, fuhr ich auf Waſhington's frühere Beſitzung Mount-Vernon mit Miß Lynch, Mr. Andrews und Mr. Corvin, dem Senator von Ohio. Mr. Corvin iſt einer von den „self-made men“ des Landes. Sein Vater war ein armer Farmer und ſein Sohn erhielt ſeine Erziehung blos in einer „common school“, hat ſich aber auf ſeine eigene Hand zu einem der berühmteſten „stump orators“, d. i. Improviſatoren mit kurzen, aber kernigen und geiſtvollen Reden, und — was noch mehr iſt — zu einem allgemein geachteten Beamten entwickelt, gegen den man nichts weiter einwenden kann, als daß er bisweilen „zu gut“ iſt. Für uns war er ein entzückender, unſchätzbarer Geſellſchafter. Seine Unterhaltung, beſonders ſeine lebendigen, luſtigen, zuweilen etwas carikirten Schilderungen von ſeinen Brüdern im Senat, ſeine Nachahmung ihrer Weiſe und ihrer Stimme, ſein glücklicher Humor, der gleich einer ſprudelnden Quelle beſtändig aus friſchen Adern emporperlte, machte die lange Fahrt auf erbärmlichen Wegen, in einem polternden Wagen, während der drückenden Hitze des Tages, zu einer wahren Luſtfahrt. Bei Mount-Vernon wurden wir von einem jungen hübſchen Paare, dem Sohne von dem Brudersſohne des großen Präſidenten und deſſen Frau, empfangen. Sie boten uns Kühlung und Ruhe an und

erquickten uns mit Milch und Beeren, die uns vortrefflich schmeckten. H. Clay hatte uns einen Empfehlungsbrief an das junge Paar gegeben. Die Lage des Wohnhauses am Ufer des Potomakflusses ist außerordentlich schön. Der Park, im englischen Styl, scheint mir groß zu sein, zeugt aber — sowie die Gebäude im Hofe — von Verfall. Im Park ist das Grab Washington's und seiner Gattin, eine schöne Grabstelle mit eiserner Gitterthür, durch welche man die Särge stehen sieht. Ich warf meinen grünen Zweig durch die eisernen Stangen des Gitters auf das Grab.

Es hat mir immer geschienen, als ob Washington in seinem Leben und Charakter viel Aehnlichkeit mit Gustav Wasa hätte, obgleich sein Leben weniger romantisch und sein Charakter phlegmatischer und impulsiver, als der des schwedischen Befreiers war. Wasa ist eine mehr dramatische, Washington eine mehr epische Gestalt; Wasa mehr Held, Washington mehr Staatsmann; Wasa König, Washington Präsident. Große, starke, königliche Seelen waren Beide, Beide werth, Führer eines freien Volkes zu sein. Washington stand in seiner reinen Uneigennützigkeit als höchster Regent des Volkes vielleicht höher als Wasa. In der Selbstbeherrschung war er fast ohne Gleichen und nur ein einziges mal soll er die vulkanische Bewegung in seinem Innern in einem augenblicklichen Ausbruche haben sehen lassen. Das amerikanische Persönlichkeitsideal: „a well balanced mind", muß in dem großen Präsidenten sein Vorbild gehabt haben. Er war edel und vermochte, wenn er ein Unrecht begangen hatte, auch offen wegen desselben um Verzeihung zu bitten. Am allermeisten in seinem Charakter und Leben bewundere ich seine Festigkeit. In seinem Benehmen gegen andere Personen war er nicht ohne Stolz. Er besaß einen Blick, der den Vorlauten stumm machen konnte, und ich habe mir sagen lassen, daß seine bloße Gegenwart, auch wenn er stumm war, sich stets wie

eine imponirende Gewalt fühlbar machte. Doch das ist der Fall bei allen bedeutenden Charakteren.

Washington's Mutter war eine stille edle Frau, deren „well balanced mind" auf den Sohn übergegangen zu sein scheint und die zu erhaben über Pflicht und Vaterland dachte, um auf ihn und seine Thaten stolz zu sein, wie zärtlich sie ihn auch liebte.

— „Ich hoffe, daß Georg seine Pflicht gegen sein Vaterland erfüllen wird" — sagte sie einst bescheiden, als man die Verdienste ihres Sohnes in ihrer Gegenwart lobte. Das Verhältniß zwischen Washington und seiner Mutter scheint ein vollkommenes gewesen zu sein. Von dem Verhältniß zwischen ihm und seiner Gattin habe ich blos folgende Anekdote gehört:

Ein Gast in Mount-Vernon hatte sein Schlafzimmer in der Nähe des Präsidenten erhalten und hörte eines Abends, nachdem man sich getrennt hatte, um sich ins Bett zu legen, die Frau Präsidentin ihrem Herrn und Gemahl recht lebhaft den Text wegen irgend eines Gegenstandes lesen, den er nicht nach ihrer Meinung behandelt hatte, sondern ganz anders hätte behandeln müssen. Washington hörte diese Lection ganz ruhig an, bis sie zu Ende war. Da that er auch seinen Mund auf und sprach: — „Nun, schlaf recht gut, meine Theure!" (Now, good sleep, my dear!) — Porträts und Schilderungen von ihr stellen sie als eine hübsche, angenehme und freundliche Frau dar, von der es nicht so ganz unangenehm sein konnte, eine Gardinenpredigt zu erhalten.

Washington war in einem Sklavenstaate (Virginia) geboren und war selbst Sklavenbesitzer bis zu seinem Tod. Kurz vor diesem gab er seinen Sklaven die Freiheit, und es ist in der That merkwürdig, in seinem Testament (das ich neulich gelesen habe) zu sehen, wie ihm nichts mehr am Herzen gelegen zu haben scheint als die Sorge für seine Sklaven. Mehre Seiten seines

Testaments hindurch ziehen sich Vorschriften für die Behandlung derjenigen von ihnen, welche freigegeben werden sollten, und derjenigen, welche alt oder kränklich waren und deshalb bis zu ihrem Tod gut gepflegt werden sollten. Diese gewissenhafte, auch über den Tod hinaus fortgesetzte Sorgfalt für die ältern Sklaven setzt den republikanischen Helden der Neuen Welt über die Helden des alten Rom! Washington's reine Menschlichkeit glänzt hier in ihrem schönsten Glanze. Diese reine Menschlichkeit ist es, die mehr als sein staatsmännisches Talent, mehr als sein warmer Patriotismus Washington zu dem großen Manne der Neuen Welt macht — ich will nicht sagen zu dem größten, denn auf diesen warte ich noch. Diese Menschlichkeit ist es auch, welche die einzige und dauernde Huldigung erzeugt, die ihm von der Bevölkerung der Neuen Welt dargebracht wird, die ihm auch die Huldigung Europas erobert hat, und die noch heutzutage Worte des Lobes über sein Andenken von den Staaten Amerikas wie von Rußlands großem Czar herauslockt.

Washington suchte in Allem und vor Allem das Rechte und das Wahre. Darum stand er so fest, darum stand er so rein mitten in stürmischen und trüben Zeiten — eine Memnonssäule mitten in den Sandwirbeln der Wüste, unerschüttert durch dieselben, blos durch das Licht bewegt und stets denselben reinen harmonischen Ton von sich gebend.

Mount-Vernon war Washington's Jugendheimat. Hierher führte er seine Braut; hier lebte er jede Stunde seines Lebens glücklich, die ihm zum Ausruhen von den öffentlichen Geschäften übrig blieb. Mount-Vernon war sein Lieblingsaufenthalt. Hier konnte er im hohen Alter, nach wohl vollendetem Tagewerk, in Frieden sterben. — „Ich fürchte mich nicht, zu sterben!" waren seine letzten Worte.

Wir waren an diesem Tage allein bei Washington's Grabe und verbrachten den ganzen Tag unter stillem

Gespräche im Park, bald lustwandelnd, bald im grünen Grase unter den schattenreichen Bäumen sitzend, und Mr. Corvin, der unterwegs die Waffen des Scherzes und der Satire wie ein Meister geführt hatte, zeigte jetzt im ernsten Gespräche den religiösen Tiefsinn, den Drang nach Ruhe in geistigen und ewigen Wahrheiten, der die Männer der Neuen Welt auszeichnet, sie mögen von Cavalieren oder Puritanern abstammen, und der sich in ihrem äußerm Leben zeigt, mögen sie von dem Leben und den Kämpfen des Tages noch so sehr in Anspruch genommen werden. Corvin ist ein eifriger Antislaveryman; er will von irgend einem „Vergleich über die Sklaverei" nichts wissen und ist deshalb gegen Clay und dessen Vergleichsvorschläge. Aus seiner Schilderung von Clay und von dessen Art und Weise, Personen von ungleichen Fähigkeiten und Parteien zu behandeln, erhielt ich — obgleich diese Schilderung carikirt war — einen großen Begriff von Clay's Fähigkeit als Führer einer politischen Partei.

Gegend Abend reisten wir zurück und ein Theil unserer Reise, die auf dem Potomac gemacht wurde, war sehr schön. Die Ufer des Flusses haben hier keinen eigentlich großartigen Charakter, aber sie sind gleichwol romantisch und gewähren weite Aussichten über ein reiches Waldland mit Höhen und Thälern. In Alexandria, einer kleinen Stadt, die wir unterwegs berührten, nahmen wir ein kleines Abendessen bei einer freundlichen Frau ein, die ihr Alexandria für eben so merkwürdig zu halten schien, wie uns die alte classische Stadt gleichen Namens vorkommen würde.

Alle Tage habe ich die Versammlung des Senats und der Repräsentanten besucht, doch meist die erstere, weil ich dort besser höre und weil mir dieselbe als parlamentarische Versammlung über der letztern zu stehen scheint. Im Hause der Repräsentanten darf kein Sprecher länger als eine Stunde in einem Zuge sprechen.

Sobald eine Stunde vorüber ist und mit einer kleinen Glocke ein Zeichen durch Klingeln gegeben wird, hat ein anderer Redner das Recht, ihn zu unterbrechen (wäre derselbe auch mitten in seinen tiefsten Beweisgründen oder im höchsten Fluge seines Geistes begriffen) und die Aufmerksamkeit der Zuhörer für seine Rede auf seine Stunde in Anspruch zu nehmen, nach deren Verlauf er wieder einem Andern Platz machen muß. Da nun die Redner im Allgemeinen mit großer Leichtigkeit sprechen und viel zu sagen haben, so beeifern sie sich sehr, diese Stunde zu benutzen, und ich vermuthe, daß darin die Veranlassung zu der großen Hast liegt, womit in diesem Hause die Reden, gleich avalanche, hervorstürzen; wenigstens sooft ich darin gewesen bin. Es herrscht ein gewisses Geräusch im Hause, welches mit dem Decorum des Senats contrastirt. Dort kann jeder Senator sprechen, so lange er will, ja, während der ganzen Sitzung, ohne daß Jemand das Recht hat, ihn zu unterbrechen, außer mit seiner Genehmigung, wenn Jemand eine Bemerkung machen will. Aber bei diesen Reden, sowol im Senat als im Hause der Repräsentanten, mußte ich ziemlich oft an Mr. Poinsett's Aeußerung denken, als ich die amerikanische Leichtigkeit, Reden zu halten, gegen ihn rühmte: — „It is a great misfortune!“ — Aber ist es mit diesem Unglücke besser in andern Ländern, in denen das Volk Reden halten darf? — Und seufze ich hier auch während einer oder der andern Rede, so interessiren mich doch viele derselben ihrer Geradheit wegen oder der Sache halber, welche sie betreffen, oder der Personen willen, welche sie vortragen. Ich liebe es sehr, parlamentarische Versammlungen zu sehen und zu hören. Der Mensch erscheint mir groß, wenn er sich erhebt und für eine Ueberzeugung kämpft; er kann, wenn er Kraft und Geist besitzt, große Siege gewinnen. Ich liebe es sehr, die Menschen groß und bedeutend zu sehen, sie von ihrer besondern kleinen Welt, von ihrem isolirten Stand-

punkte aus für — — die ganze Welt wirken zu ſehen. Aber auch ohne Geiſt gewährt der Menſch hier, als moraliſche Macht, durch ſein bloßes Ja oder Nein einen Anblick von Intereſſe. Eine ſolche Verſammlung iſt in der That ein großes dramatiſches Schauſpiel und in demſelben kommen zuweilen Scenen und Epiſoden von größerer Wirkung vor als viele, die wir auf dem Theater ſehen. Einige derſelben, von denen ich hier Zeugin geweſen bin, muß ich dir mittheilen. Doch zuvörderſt ein Wort von dem Schauplatze und von den Schauſpielern hier, denn dieſe letztern haben dadurch ein beſonderes Intereſſe für mich, daß die Senatoren Staaten repräſentiren und daß die charakteriſtiſchen und poetiſchen Züge dieſer Staaten meiner Phantaſie durch die Männer, welche ſie repräſentiren, vorgeführt werden.

Jeder Staat der Union ſendet zwei Senatoren zum Congreß. Dieſe treten im Senat nicht als Mr. So oder So auf, werden auch nicht mit ihren Namen angeredet, ſondern als Senatoren von Kentucky oder Maſſachuſetts, Miſſiſſippi oder Louiſiana u. ſ. w., und ich ſehe dabei ſogleich ein Bild von Kentucky oder Maſſachuſetts, von Miſſiſſippi oder Louiſiana vor mir, ſowie ich das Leben und den Charakter dieſer Staaten in geiſtiger wie in natürlicher Hinſicht kenne, wenn auch die menſchlichen Repräſentanten denſelben nicht immer entſprechen. Und die Bildung dieſes ganzen Welttheils ſteht dann vor mir wie ein großes Drama, in welchem Maſſachuſetts und Louiſiana, Carolina und Pennſylvanien, Ohio und Alabama u. ſ. w. handelnde Gewalten mit beſtimmten Perſönlichkeiten ſind. Die Perſönlichkeiten aber ſind zum Theil in den Beinamen gegeben, welche der Zufall oder der Volkswitz einigen dieſer Staaten gegeben hat und mit denen man ſie leicht alle taufen könnte. So ſehe ich hier den Kaiſerſtaat (Neu-York), den Granitſtaat (Neu-Hampſhire), den Schlüſſelſteinſtaat (Pennſylvanien), den Wolf-Luchsſtaat („the wolverines“, Michigan) u. a. mit dem Rieſen-

ſtaat (Kentucky), dem Palmettoſtaat (Carolina), dem Franzoſenſtaat (Louiſiana) u. a. kämpfen und turnieren. Und der Kampf, der jetzt über den Goldſtaat, auch „the Pacific state“ genannt, (Californien) beginnt, regt alle die Grundzüge und Verhältniſſe auf, welche die Staaten des Norden und des Südens trennen und dieſelben jetzt gegeneinander in Harniſch bringen.

Habe ich dir ſchon geſagt, wie der große Zankapfel ausſieht, um den man ſich nun ſchon ſeit einer Zeit von ſieben Monaten ſchlägt? — Da iſt er:

The Compromise Bill.

Eintritt Californiens als Staat in die Union, die Einſetzung von Territorialregierungen für Utah (den Mormonenſtaat) und Neu-Mexico und Vorſchlag zur Beſtimmung der weſtlichen und nordweſtlichen Grenzen für Texas.

Und nun ein Wort zur Erklärung!

Jeder Staat, der das Recht haben will, als ſolcher der Union beizutreten, muß eine Volksmenge von wenigſtens 55,000 Seelen haben. Bis dahin wird jede beſondere Provinz der Vereinigten Staaten ein Territorium genannt und während der Zeit ſeiner Entwickelung und Unmündigkeit mehr unmittelbar von der Bundesregierung regiert, die einen Gouverneur und andere Beamte einſetzt und Truppen zur Vertheidigung der Bevölkerung des Territoriums gegen die Indianer oder andere Feinde — falls nämlich dieſe Bevölkerung darauf anträgt — dahin abſendet. Jeder Staat in der Union hat das Recht, ſich ſeine eigenen Geſetze zu geben, unter der alleinigen Bedingung, daß dieſelben nicht in die Verfaſſung der andern Unionsſtaaten eingreifen und daß die Staatsform republikaniſch iſt. Ein Territorium dagegen hat die Rechte des Staates nicht, und man iſt noch nicht einig darüber, wie weit ſich das Recht des Territoriums auf Selbſtregierung erſtrecken muß. Nun gut!

Californien, welches ſchnell eine Volksmenge von mehr als 150,000 Seelen erreicht hat, meiſt Auswanderer aus den freien nordöſtlichen Staaten, verlangt jetzt als freier Staat in die Union aufgenommen zu werden. Neu-Mexico, das infolge der mexicaniſchen Geſetzgebung frei von Sklaverei iſt, und Utah, welches ſeine junge Bevölkerung „die Heiligen" („latter days Saints") nennt, verlangen, als Territorien ſich gegen die Einführung der Sklaverei erklären zu dürfen. Da aber dieſe drei Staaten, der mündige ſowol als die noch unmündigen, unterhalb einer geographiſchen Linie liegen, die Miſſourilinie genannt, die nach einer alten Uebereinkunft als Grenzlinie zwiſchen den freien Staaten und den Sklavenſtaaten gelten ſoll, ſodaß alle Staaten, welche nördlich von dieſer Linie liegen, das Recht haben, frei von der Sklaverei zu ſein, während alle ſüdlich von dieſer Linie liegenden Staaten das Recht genießen, Sklaven zu halten und Sklavenarbeit zu haben; und da drei neue freie Staaten das Gleichgewicht zwiſchen der politiſchen Macht des Südens und des Nordens beeinträchtigen würden, ſodaß die Uebermacht der Seite des Nordens und den freien Staaten zufallen würde, ſo ſagen die Männer des Südens (jedoch nicht alle) „Nein, Nein!" dazu. Und die Heftigern unter ihnen ſetzen hinzu: — „Lieber brechen wir mit dem Norden und bilden eine beſondere Union für uns, die Union der ſüdlichen Staaten! Lieber wollen wir dem Norden den Krieg erklären!"

Die Männer des Südens wollen, daß Californien und Neu-Mexico ſich der Einführung der Sklaverei öffnen ſollen. Zu dieſem Behufe wollen ſie, daß der Congreß ein Geſetz erlaſſen ſoll, welches den freien Staaten verbietet, den aus den Sklavenſtaaten geflüchteten Sklaven Schutz zu gewähren, und den Männern des Südens das Recht verleiht, in den freien Staaten den Beiſtand des Geſetzes in Anſpruch zu nehmen, um ihr „menſchliches Eigenthum" wieder zu erlangen.

Allein dagegen rufen die Männer des Nordens aus aller Macht: — „Nein, Nein!“ — Und die Heftigern unter ihnen setzen hinzu: — „Lieber blutigen Krieg! Wir wollen keinen Zuwachs der Sklaverei. Fort mit der Sklaverei. Wir wollen ein freies Volk werden! Der Congreß muß ein Gesetz erlassen, welches die Sklaverei in jedem neuen Staate verbietet.“

Mehre von den Männern des Südens erkennen indessen Californiens Recht an, als freier Staat in die Union zu treten; sie leugnen aber das Recht der Territorien, sich in der Sklavereifrage Gesetze zu geben. Die Männer des Südens behaupten im Allgemeinen, daß sie nicht für das Institut der Sklaverei, sondern für das Staatsrecht und für die Verfassung kämpfen. Einige haben recht mit dieser Behauptung, aber bei Andern bemerkt man sehr leicht, daß das Interesse an dem Institut der Sklaverei ihre Opposition färbt.

Hierzu kommen noch andere Streitfragen über denselben Gegenstand, wie z. B. ob der District Columbia, in welchem die Stadt Washington liegt, fortfahren soll, Sklaven zu halten oder nicht. (Denn Washington im District Columbia liegt in dem Sklavenstaate Maryland.) Einem Theile der Männer des Südens liegt auch hier sehr viel daran, ihre geliebten „domestic institutions“ — wie die Phrase lautet — zu behalten.

Ein anderer Streitpunkt ist die Frage über die Grenze von Texas gegen Mexico und über ein Stück Land zwischen den Sklavenstaaten und dem noch freien Territorium oder darüber, wer dasselbe haben, wer in dieser Beziehung nachgeben und ob auf diesem Stückchen Erdboden Freiheit oder Sklaverei von neuem Wurzel schlagen soll.

So ungefähr sieht dieser große Zankapfel aus, ein wahrer gordischer Knoten, der ein Alexanderschwert zur Lösung zu fodern scheint.

Henry Clay's Vergleichsvorschlag lautet folgendermaßen:

— „Californien soll, wie es verlangt, als ein freier Staat in die Union aufgenommen werden. Denn seine Bevölkerung von 200,000 Seelen gibt ihm ein Recht, selbst über seine Verfassung zu bestimmen. Neu-Mexico soll erst dann über seine Verfassung bestimmen dürfen, wenn es die gehörige Volksmenge erhalten hat, um in Gemäßheit der Verfassung einen Staat auszumachen. Inzwischen soll es ein Territorium ohne Sklaverei sein. Dasselbe soll bei Utah geschehen.

Dagegen sollen die Sklavenstaaten das Recht haben, von den freien Staaten ihre geflüchteten Sklaven zurückzufodern und dabei den Schutz der Gesetze anzurufen, wie es die Verfassung festsetzt.

Columbia soll ein freier District sein, aus welchem die Sklaverei verbannt sein soll."

Dies, glaub' ich, sind die Hauptpunkte in Clay's Vorschlag, um Frieden zwischen dem Norden und dem Süden zu stiften. Allein der Norden sowol als der Süden wollen größere Zugeständnisse für sich haben und sagen jedes: — „Nein, Nein!" — zu diesem Vergleiche. Diese Bill, die so viele einzelne Theile unter einem und demselben Titel hat, welche Clay dadurch mit einem male durchzubringen wünscht, hat davon den Namen „Omnibusbill" erhalten und wird unter diesem Namen bekämpft. Mehre Senatoren, die in gewissen Punkten mit Clay zusammengehen, haben sich in andern Punkten von ihm getrennt, und es scheint, als ob die Omnibusbill als solche fast den ganzen Senat gegen sich hätte, obgleich sich manche Fragen ganz nach Clay's Ansicht zu gestalten scheinen. Darunter ist gerade die Hauptfrage von der Einverleibung Californiens als Freistaat in die Union. Aber auch Diejenigen, welche in der Hauptsache Eins und Dasselbe wollen, streiten miteinander über Nebendinge, und ich hörte gestern dem

Staate Miſſiſſippi von dem Staate Miſſiſſippi wegen ſeiner „Disunion-Tendenz" eine ſcharfe Lection leſen; denn die andere Hälfte von Miſſiſſippi ſchrie: — „Pfui über die Disunioniſten!"

Nun Einiges von den dramatiſchen Perſonen oder Etwas über Diejenigen, welche mir am merklichſten aufgefallen ſind.

Henry Clay hat ſeinen Sitz an der Wand rechts vom Eingange, iſt ſtets anweſend, aufmerkſam, lebhaft, folgt der Discuſſion, wirft dann und wann ein Wort hinein und ergreift nicht ſelten das leitende Wort ſelbſt. Seine Wangen und ſein Blick haben eine fieberhafte Glut; ſeine Stimme und ſeine Worte ſind ſtets energiſch, vom Impuls der Seele getrieben, und erzwingen ſich Aufmerkſamkeit; ſeine Beweisgründe ſind ſtets direct, ſchlagend, ſcheinen mir ſtark das Gepräge der Ueberzeugung zu tragen und müſſen auch überzeugend wirken. Und wenn ſeine ſtarke klangvolle Stimme das Feldgeſchrei „Californien" (deſſen letzte Sylbe er auf eine eigenthümliche Weiſe betont) durch den Senat ertönen läßt, mitten im Kampfe für die Freiheit Californiens, ſo fühlt man, daß der alte Feldherr die Seinen zum Siege hervorführt. H. Clay, obgleich in einem Sklavenſtaate (Kentucky) geboren und dieſen repräſentirend, auch ſelbſt Sklavenbeſitzer, hat augenſcheinlich ſeine Sympathien ganz und gar auf Seiten des Freiheitsſyſtems und hat bei der Eröffnung dieſer Seſſion offen ausgeſprochen, daß er die Einführung der Sklaverei in einem neuen Staate niemals genehmigen werde. Und daran erkenne ich den großen Staatsmann und den freien Sohn der Neuen Welt*). Auch ſoll er bei einer vorüber-

*) Seine Worte bei dieſer Gelegenheit waren folgende: — „Und wenn Jemand wiſſen will, ob ich die Ausdehnung der Sklaverei in unſerm Vaterlande genehmigen werde, ſo iſt meine Antwort: «Nein, meine Herren, nein, nein, nein, niemals!»"

gehenden Gelegenheit einen Vorſchlag zur Befreiung ſeines Vaterlandes von der Sklaverei gemacht haben, der gar nicht unpraktiſch zu ſein ſcheint. Er beſteht darin, daß alle Kinder von Sklaven, die nach einem gewiſſen Jahre (ich glaube, nach dem Jahre 1850) geboren ſind, für frei erklärt und auf menſchliche Weiſe erzogen werden, auch Handwerke erlernen ſollen. Dieſer Vorſchlag, ſo edel in ſeinem Zwecke, ſo ausführbar und auf eine ſo verſtändige Weiſe eine doppelte Emancipation vorbereitend, iſt jedoch im Stiche gelaſſen worden. Die Aeußerſten auf beiden Seiten, im Antiſlavery- und im Proſlaverylager, wollen nicht darauf hören.

Daß Clay zu derſelben Zeit, während er für Californiens Freiheit und für Neu-Mexicos Neutralität kämpft, für die Foderung der ſüdlichen Staaten auf Zurückgabe der geflüchteten Sklaven einwirkt, iſt nach meiner Anſicht eine Maßregel, welche durch die Lage der Dinge als nothwendig geboten iſt. Seitdem ich in den Sklavenſtaaten geweſen bin und die Bitterkeit geſehen und gehört habe, die daſelbſt (beſonders im ſüdlichen Carolina) gegen das Benehmen der Männer des Nordens und gegen deren Eingriffe in der Sklavereifrage herrſcht; ſeitdem ich den Wunſch nach Trennung vom Norden gehört habe, der im Süden gährt und ſich auch im Senate Luft macht, ſeitdem glaube ich, daß dieſes Zugeſtändniß zur Vermeidung eines Bürgerkriegs nothwendig iſt, beſonders da gegenwärtig die Gemüther im Süden durch den wahrſcheinlichen Gewinn Californiens für den Norden ſowie durch die vorausſichtliche Aufnahme von Neu-Mexico und Utah in die nördliche Staatengruppe aufs neue gereizt ſind.

Dieſes Zugeſtändniß hat ſeinen geſetzlichen Grund darin, daß nach der Verfaſſung der Vereinigten Staaten die einzelnen Staaten verbunden ſind, gegenſeitig ihre Geſetze zu reſpectiren, und daß nach den Geſetzen der

Sklavenstaaten die Sklaven zu dem gesetzlichen Eigenthume ihres Besitzers gehören.

Ich verstehe recht gut die Erbitterung, welche die Männer der Antislavery bei dem Gedanken fühlen müssen, daß ihr freier Boden künftig nicht mehr eine Freistätte für unglückliche Sklaven sein soll und daß die Sklavenaufspürer (slave catchers) daselbst freies Spiel haben und sogar die Unterstützung der Beamten in den freien Staaten genießen sollen; ich weiß, daß ich selbst lieber den Tod erleiden, als einen unglücklichen Sklaven verlassen würde, der seine Zuflucht zu mir genommen hätte — — — aber, gibt es in diesem Augenblicke eine andere Alternative, als die zwischen diesem Zugeständniß und dem Bürgerkriege? — Clay scheint zu glauben, daß es keine andere gibt, und Daniel Webster scheint diese Ansicht mit ihm zu theilen, obgleich er sich noch nicht öffentlich über Clay's Compromißbill ausgesprochen hat. Ich glaube, daß Clay das Zugeständniß nur sehr ungern macht und daß er es nicht vorgeschlagen haben haben würde, wenn er es nicht blos für vorübergehend hielt und wenn ihm sein großes Herz und sein tiefer staatsmännischer Blick nicht sagten, daß die Zeit nicht fern ist, wo der Süden sich aus eigenem freien Antriebe zu einer höhern menschlichen Gesetzgebung in der Sklavenfrage veranlaßt fühlen und wo die Nothwendigkeit einer freien Bewegung der Menschlichkeit in Europa wie in Amerika die Neue Welt zur Beseitigung dieser größten Lüge bestimmen wird. Und daran glaube ich auch. Dank sei den edeln Gemüthern, die ich im Süden kennen gelernt habe, Dank sei dem edeln Süden, der im Schooße des Sklavenstaates immer mehr wächst und sich erweitert. Und wer kann die Bewegung des Geistes über diesem ganzen großen Welttheil fühlen, ohne zugleich zu fühlen, daß Gottes Geist über der Tiefe schwebt und durch sein allmächtiges Wort das Licht von der Finsterniß scheiden wird? Die Morgenröthe ist bereits

auf dem Berge und färbt die Wipfel des Waldes. Wer ſie ſehen will, kann ſie ſehen. Ich fürchte hier den Sieg der Finſterniß nicht.

Clay zunächſt ſiehſt du den Repräſentanten des Granitſtaates, Mr. Hale von Neu-Hampſhire, mit einem Haupt, das Napoleon nicht unähnlich iſt, an Körper und Haltung einem großen dicken Jungen ähnlich, eine friſche ſtarke Hochlandsnatur, in ſeinem Grunde feſt wie Granitgebirge, und mit einer Gemüthsart ſo friſch wie der Wind um dieſe Gebirge. Ein heftiger Antiſlaveryman und Feind jeder Conceſſion in dieſer Frage, verſetzt er durch ſeinen Humor und durch ſeine witzigen ſarkaſtiſchen Einfälle oft den ganzen Senat in heitere Stimmung.

In ſeiner Nähe ſehe ich den Senator von Texas (den erſten Präſidenten des republikaniſchen Texas), General Houſton, der, um aus ſeinem Vaterlande nach Waſhington zu reiſen, einen ganzen Monat Zeit braucht. Dieſen alten ſtattlichen General hört man gern wegen der maleriſchen und friſchen Schilderungen in ſeinen Vorträgen. Sein Vortrag iſt gutmüthig und männlich mit einem Ausdrucke von militäriſcher Ritterlichkeit. Er hat die Eigenthümlichkeit, während der Discuſſionen im Senat beſtändig mit ſeinem Taſchenmeſſer an einem Holzſpan zu ſchnitzeln.

Den Senator von Pennſylvanien, einen Mann von quäkerlicher Einfachheit und einem reinen ſchönen Geſichte, ſehe ich in den Reihen der Antiſlaverymänner. Die Senatoren von Ohio, Corvin und Chaſe, gehören auch hierher. Den Erſtern kennſt du bereits; im Senat ſehe ich ihn ſtets ſtill und gleichmüthig daſitzen (er ſoll ſeine Anſichten über den Hauptgegenſtand bereits ausgeſprochen haben); er macht nur dann und wann eine kurze Bemerkung zu den Reden der Männer aus dem Süden, welche jetzt beginnen. Chaſe hat ein ausgezeichnetes, edles und ſchönes Aeußere, ich habe ſelten eine edlere und ſtolzere Geſtalt geſehen. Im Privatleben

muß ein ſolcher Mann imponiren und Liebe oder — — Haß erwecken. Im öffentlichen Leben ſpricht er ſich feſt, aber mit wenigen Worten, für das Freiheitsprincip aus.

Der Senator von Neuyork, Mr. Seward, iſt ein kleiner Mann, beſitzt keine perſönliche Schönheit und hat in ſeinem Organ den Naſenlaut, der nicht ſelten den Söhnen Boſtons (Seward iſt aus Boſton) eigen iſt. Gleichwol hat dieſe Stimme hier einige der größten und edelſten Gedanken ausgeſprochen, welche während dieſer Congreßſeſſion ausgeſprochen worden ſind. Er iſt ein heftiger Antiſlaveryman und ſpricht ſich gegen den Compromiß aus. — „Ich will" — ſagte er neulich am Schluſſe einer Rede — „für die Aufrechterhaltung der Union wirken, nicht durch Conceſſionen für die Sklaven, ſondern durch Beförderung der Geſetze und Einrichtungen, welche dieſelbe (die Union) zu einer Wohlthat für das ganze Menſchengeſchlecht machen!" — Gut und groß!

Gehe ich wieder zu dem Punkt, auf welchem ich begonnen habe, und an die Seite des Haupteinganges, ſo ſtoße ich nicht weit von Clay auf einen Mann aus dem Süden und einen Kämpfer für die Sklaverei, den Senator von Georgia, Judge Berrian, einen Mann von Geiſt und Talent, der zugleich ein guter und gottesfürchtiger Mann iſt, einen Mann von feiner Welt und Lebensart, von dem es mir leid thut, ihn als Sachwalter für die Schattenſeite des Südens zu ſehen, indem er für deſſen Rechte kämpfen muß. Er iſt jetzt in einer Fehde gegen Clay über das Recht Californiens auf Freiheit begriffen, und die perſönliche Spaltung zwiſchen Beiden erſtreckt ſich ſo weit, daß Clay ſeinen Platz an unſerer Table d'hôte, wo Berrian neben ihm ſaß, verlaſſen hat. Clay ißt jetzt auf ſeinem Zimmer und Berrian nimmt deſſen Platz an der Tafel ein.

Mitten in dieſem Lager ſitzt der Koloß Daniel Webſter gemächlich in ſeinem Lehnſtuhle, mit gelblich-

blaſſen Wangen und dergleichen Stirn, und ſcheint gedrückt von ſeinen Gedanken oder von der Hitze, vielleicht von beiden. Ich nenne ihn einen Koloß, nicht weil ich in ihm eine übermächtige geiſtige Größe ſehe, ſondern wegen ſeines prächtigen Kopfes und ſeines maſſiven Ausſehens (obwol er nicht groß von Geſtalt iſt) und deshalb, weil ſein Einfluß ſich als etwas Koloſſales fühlbar macht. Er iſt einer der ſchönſten Männer geweſen, beſitzt eine natürliche königliche Würde und ſoll durch ſein bloßes Auftreten eine faſt magiſche Gewalt über Menſchenmaſſen ausüben. Er iſt gegenwärtig über ſechzig Jahre alt und noch jetzt ein ſchöner, kräftiger Mann, obgleich ihn ſeine Jahre und ſeine Gedanken zu drücken ſcheinen. H. Clay, in einem Alter von mehr als ſiebzig Jahren, iſt im Vergleich mit Webſter ein Jüngling an Ausſehen und Benehmen. Clay iſt ſtets bereit, Feuer zu geben. Webſter ſcheint darauf bedacht zu ſein, ſeine Kanone gut zu laden, bevor er die Lunte daran legt.

Die Senatoren von Illinois, der General Shield und Judge Douglas, ſind kleine Männer, aber Männer von Geiſt und Talent. Douglas' tiefe, ſchöne Augen, brennend von einem dunkeln Feuer, ſollen — wie man ſagt — für ehrgeizige Pläne brennen und nach dem Präſidentenſtuhle ſtreben. (Allein daſſelbe Streben ſagt man auch Clay, Webſter, Seward und mehren Andern nach.) Er ſpricht wenig, mindeſtens in Geſellſchaften, aber man fühlt ſeine Anweſenheit. Er ſieht aus wie ein warmherziger, tüchtiger, entſchiedener Mann. General Shield, blond, blauäugig, mit einem ſchönen redlichen Blick, iſt eine offenere Natur. Er hat ſich in dem Kriege gegen Mexico ausgezeichnet und iſt in demſelben ſchwer verwundet worden. Ich ſpreche ſehr gern mit ihm und höre ihn ebenſo gern ſprechen. Er iſt ein wachſamer und eifriger Amerikaner und ſcheint die eigenthümlichen Vorzüge und den Beruf ſeines Vaterlandes wohl zu erkennen.

Nun wollen wir einen Blick in das andere Lager werfen.

Der Habicht von Miſſouri, der Senator Benton, ſitzt daſelbſt mitten unter den Seinen, wie der Löwe von Kentucky in dem andern Lager, ihm ſchief gegenüber. Er iſt einer von den älteſten Senatoren des Congreſſes und hochgeachtet wegen ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Feſtigkeit und ſeines Muthes. Er hat zwei oder drei Duelle gehabt, dabei kaltblütig und lange gezielt und ſeine Gegner kaltblütig niedergeſchoſſen. Er ſieht noch jetzt aus, als könnte er ſeinen Mann kaltblütig niederſchießen*). Er gehört zu den „borderers“ in Amerika, zu den Männern, die, an den Grenzen der Wildniß und unter einer halbwilden Bevölkerung aufgewachſen, ſich zeitig an die Geſetze des Fauſtrechts gewöhnt haben und mit dem Piſtol und mit dem Bowiemeſſer (einer Art von krummen Meſſer, in den Sklavenſtaaten allgemein als Waffe gebräuchlich und nach dem Manne benannt, der es erfunden hat) herumgehen, wie unſere Herren mit dem Federmeſſer und dem Bleiſtifte in der Bruſttaſche herumzugehen pflegen. Und in dem Sklavenſtaate, den der wilde Miſſouri durchſtrömt, trübe und gefährlich in ſeinem Laufe, der weſtlich an das wilde Steppenland der Indianerſtämme grenzt und öſtlich an den Rieſenfluß Miſſiſſippi, in welchem heidniſches Leben noch mit dem Chriſtenthume um die Herrſchaft kämpft, in dieſem halbciviliſirten Miſſouri kann ein kaltblütiger Duellant wie der Colonel Benton als ein würdiger Repräſentant aufgeſtellt werden, weil er ſich durch Feſtigkeit des Willens und Conſequenz des Benehmens als politiſche Perſönlichkeit geachtet und gefürchtet gemacht hat.

*) Und dieſe Duelle oder vielmehr ſein Benehmen bei denſelben haben in Vieler Augen einen Schatten auf ſeinen Charakter geworfen.

Im Aeußern zeigt sich Benton als ein Mann von starkem untersetztem Körperbau, breitschulterig und hochbrüstig. Seine Stirn ist hoch, sein ergrautes Haar zieht sich dünn und leicht frisirt darüber hin. Unter derselben glänzen ein Paar lebhafte, aber kalte graue Augen, zwischen denen eine Habichtsnase hervorschießt; der untere Theil des Gesichts ist stark und deutet auf festen Willen und starke thierische Leidenschaften. Die Gestalt und der Ausdruck sind kräftig, haben aber fast einen Anstrich von Plumpheit und entbehren des Adels. Im Senate tritt er für Californiens Freiheit auf, kämpft aber gegen Clay und gegen dessen Omnibusbill.

Im geselligen Leben habe ich ihn als einen offenen, zuvorkommenden, sehr artigen und freundlichen Mann kennen gelernt. Aber ein Etwas in mir schaudert vor dieser kalten blutigen Hand zurück. Wäre es nicht deshalb, so würde ich diesen Mann gern öfter sehen. Sein offenes Bekenntniß im Senat, daß er, „obgleich Repräsentant eines Sklavenstaates, in einem Sklavenstaate geboren und selbst Sklavenbesitzer, doch die Sklaverei für ein Uebel halte und es für ein Verbrechen ansehen müsse, wenn man diesen Fluch („curse“) auf Territorien ausdehnen wolle, die früher frei gewesen wären“, dieses männliche offene Bekenntniß in seiner Stellung verdient alle Achtung, und seine Schilderungen der Natur und der Verhältnisse in den Ländern des Westen sind lebendig und stark und zeugen von Kenntnissen und Talent.

Am günstigsten ragt im Lager der Südmänner neben dem Senator von Missouri der Senator von Louisiana, Soulé, hervor. Er steht in scharfem Contrast zu diesem. Der Habicht vom Missouri ist ein passender Repräsentant des Staates mit dem wilden Fluß, mit den an rohen Metallen reichen Gebirgen, mit der Nachbarschaft der Indianer. Das Land, wo die Orange glüht, wo der Zucker wächst und wo französische Bildung und

französische Sitten längst heimisch sind, seitdem sie aus Frankreich während der feinsten Epoche dieses Landes dahin verpflanzt wurden, das schöne, blühende Louisiana konnte dem Congreß keinen würdigern Repräsentanten schicken, als den französischen Creolen Soulé. Südländisch schön, mit den feinen Zügen, mit den dunkeln Augen und Haaren, welche den schönsten Theil der Bevölkerung von Frankreich und auch von Spanien auszeichnen, besitzt Soulé die Grazie in seinem Benehmen und Ausdruck, die man bei Männern von diesen Völkern findet, die aber bei den Angelsachsen und Normannen nicht zu finden ist, so viel Gutes und Schönes sie sonst auch haben mögen. Soulé ist im Senat und in der Californiafrage für „die Rechte des Südens", aber auch zugleich wie ein Mann von Geist und Takt aufgetreten und hat sich in der Frage über einen Entschluß gleichwol, gegen das Interesse Louisianas als Sklavenstaat streitend, für dessen Verbleiben bei der Union erklärt. Seine große Rede hat bedeutendes Aufsehen erregt und ich habe sie von Mehren rühmen hören. Ich habe sie gelesen und finde nichts von einer höhern Natur darin. Die staatlichen Rechte des Südens sind das höchste Ziel, für welches er kämpft, und seine höchste Appellation ist die an das ritterliche Gefühl für — — eigene Ehre. — „Der Süden darf nicht nachgeben, weil der Süden der schwächere Theil ist. Wenn der Süden besiegt werden soll, so darf kein Erröthen der Scham seine Wangen beflecken." — Soulé ist ein französischer Ritter, allein keiner des höchsten Ranges, weder ein Bayard, noch ein Turenne.

Der kaltblütige Senator von Alabama, Mr. Dickinson, ein Mann von scharfem und strengem Ansehen, im Lager der Südmänner hochgeachtet wegen der „integrity of character", sitzt neben dem feuerfangenden Mississippi, nämlich neben dem jüngsten der beiden Senatoren dieses Staates, einem jungen Manne von schönem Aeußern,

einer feurigen Natur, die heftig für die Rechte des Südens spricht. Der zweite und ältere Senator von Miſſiſſippi, Mr. Foote, iſt ein kleiner, magerer, ebenfalls feuriger Mann und, wie ich glaube, ein wahrer und inniger Freund ſeines Vaterlandes. Er iſt für die Union, und ſeine glänzendſten Stunden ſind diejenigen, in denen er ſich mit polemiſchen Dithyramben Jedem entgegen wirft, der dieſelbe bedroht. Die Exploſionen ſeiner Ausfälle reißen ihn faſt vom Erdboden empor, indem ſeine ganze zarte, aber muskulöſe Figur in heftigen Zuckungen den Apoſtrophen ſeines Geiſtes aufwärts folgt. Dieſe ſind zuweilen ſo ſcharf und verletzend, daß ich mich über die Geduld wundere, womit der Senat und beſonders gewiſſe Senatoren dieſelben anhören. Aber es kommt mir vor, als hörten ſie ihn faſt mit demſelben Gefühle an, mit welchen ein Kunſtkenner die Arbeit eines talentvollen Künſtlers betrachtet. Mr. Foote iſt übrigens beſtändig auf den Füßen, fortwährend bereit, zu unterbrechen, Anmerkungen zu machen, Zurechtweiſungen zu ertheilen, und ruft durch ſeine queckſilberartige Lebendigkeit zuweilen ein allgemeines Lächeln, aber von gutmüthiger Natur — ſowie im Grunde Mr. Foote ſelbſt iſt — hervor.

In der Nähe des „feuerſpeienden Miſſiſſippi" ſehe ich einen jungen Mann, ebenfalls von ſchönem Aeußern und in ſeinen Geſichtszügen merkwürdig einem Indianer gleichend. Es iſt der Senator von Virginia (ſeines Namens erinnere ich mich nicht) und ſoll ein Abkömmling von Virginiens indianiſcher Heldin Pocahuntas ſein. Für mich iſt dies die vorzüglichſte Merkwürdigkeit an ihm.

Und nun, meine liebe Agathe, kannſt du wol für heute genug von Politik und politiſchen Herren haben. Ich werde mehr ſchreiben, wenn ich ſelbſt mehr werde geſehen und gehört haben.

Es ſind auch zwei Abgeſandte der Mormonen im Senat (doch nicht im Senat ſelbſt, ſondern im Vor-

zimmer) ſichtbar, die dem Congreß den Antrag des — in großer Schnelligkeit auf 12,000 Seelen angewachſenen — Mormonenvolkes auf Einverleibung in die Union und auf Schutz durch deren Kriegsmacht gegen die Indianer vortragen ſollen. Dieſe ſonderbare religiöſe Geſellſchaft iſt, nachdem ſie von dem Volke in Illinois aus ihrem erſten Wohnſitze am Miſſiſſippi vertrieben worden iſt, weit hinaus in den Weſten, hinter die indianiſche Wildniß Nebraska gezogen und hat in einem fruchtbaren Thale rings um einen großen Binnenſee, der „große Salzſee" genannt, im obern Californien einen blühenden Staat gegründet. Ueber die Regierung und über die Gebräuche dieſes Volkes habe ich nichts Zuverläſſiges und Beſtimmtes in Erfahrung bringen können. Aber ihre Bibel, „the Mormon bible", habe ich hier geliehen erhalten. Sie enthält zuerſt die ganze chriſtliche Bibel und dann einen Anhang von einigen angeblich ſpätern Propheten, von denen Meroni und Mormon die letzten ſind. In dieſem Anhange kommen nähere und beſtimmtere Weiſſagungen über Chriſtus, ja, faſt ſeine ganze Geſchichte und viele ſeiner Worte, aber, ſoweit ich urtheilen kann, durchaus nichts Neues in religiöſer Beziehung vor. Die Eigenthümlichkeit dieſer Sekte ſcheint ſich darauf zu gründen, daß ihr Prophet Joe Smith in gerader Linie von dieſen ſpätern chriſtlichen Propheten abſtammen und durch eine wunderbare Mittheilung ſowol einen Theil dieſer Bücher und einen Theil ihrer geiſtigen Begabung, als auch die Macht erhalten haben ſoll, dieſe Begabung Andern mitzutheilen, die dadurch mit Chriſtus in eine nähere Verbindung als alle übrigen Chriſten kommen. Wie ein Mann, der augenſcheinlich in vielfacher Beziehung als ein Betrüger erfunden worden iſt, eine ſo große Gewalt über Tauſende von Menſchen aus der gegenwärtigen chriſtlichen Kirche hat erlangen und dieſelben dahin bringen können, einen großen und geordneten Staat zu bilden und ſeinen Geſetzen gehorſam zu ſein, erſcheint nur

durch die Annahme erklärlich, daß dieser Mann zugleich wirklich einige ungewöhnliche Gaben, theils von prophetischer Natur (und von vielen solchen Abarten der ältesten prophetischen Begabung hören wir noch tagtäglich z. B. von dem „second sight“ der Schotten), theils von weltlicher Klugheit besessen habe. Er wurde im Kampfe mit der Bevölkerung von Illinois erschossen (und soll die Zeit und die Art seines Todes bestimmt vorausgesagt haben), aber das Mormonenvolk fährt fort, von Männern geleitet zu werden, die seinen Gesetzen folgen und vorgeben, von seinem Geiste geleitet zu werden.

Nun muß ich dir auch etwas von meiner neuen Heimat mittheilen. Ich bin im Hause des Professors der Geologie Johnson. Er selbst ist gegenwärtig auf einer Geschäftsreise abwesend, wird aber bald zurück erwartet. Seine Gattin, deren Schwester und zwei junge Adoptivkinder, ein hübsches fünfzehnjähriges Mädchen und ein Knabe von dreizehn Jahren, machen die ganze Familie aus. Mrs. Johnson ist sehr eifrig im Predigen gegen die Sklaverei und für Wassercuren. In dem erstgenannten Institut sieht sie die Wurzel alles Uebels, in den letztern dagegen ein Heilmittel gegen alle Uebel. Sie ist ein grundguter, redlicher, offener, herzlicher, vortrefflicher Charakter mit einem guten Theile frischer Originalität. Ihre Schwester, um mehre Jahre jünger, ist eine Quäkerin und hat eins jener sanften schönen Gesichter, die bei den Frauen dieser Religionsgesellschaft so gewöhnlich sind, sowie deren stilles verständiges Benehmen. Sie ist stets weiß gekleidet und an jedem Morgen ist der Frühstückstisch mit frischen Rosen geschmückt, welche sie bei ihrem Morgenspaziergange aus dem Parke beim Capitolium holt. Eine oder zwei Rosen liegen bei jedem Couvert, gerade so wie es bei unserm Frühstückstisch in Ärsta zu sein pflegte. Miß Donaldson ist das Ideal einer poetischen Quäkerin und bringt in ihrer Unterhaltung dann und wann einen Vers aus irgend einer

ſchönen Dichtung an, ſtets an der paſſendſten Stelle und ſtets angenehm. Miß Donaldſon erfriſcht und beruhigt mich durch ihre bloße Anweſenheit, Mrs. Johnſon durch ihre kalten Bäder und durch ihre friſche Natürlichkeit ſowie durch die Diſpüte, die ich zu meinem großen Vergnügen zuweilen zwiſchen ihr und dem ſchwediſchen Doctor Hebbe höre, im Uebrigen aber durch allen den ſchönen Frieden und die Freiheit, die ſie mir in ihrem trefflichen Hauſe ſchenkt.

Waſhington, 14. Juli.

Es iſt Sonntag und ich bin heute aus der Kirche daheim geblieben, um auszuruhen und mit dir zu plaudern. Es iſt ſehr heiß, aber der Sycomorenbaum vor meinem Fenſter gewährt Schatten und alle nur mögliche Kühlung durch die grünen Jalouſien. Jetzt biſt du wol mit der Mama in Ärſta, meine liebe Agathe, und lebſt wieder auf und ſchwebſt draußen in der Sommerluft und unter den Blumen umher. Möge ſich alles Andere in der Heimat ebenſo ſommerlich geſtalten und dir Ruhe verleihen, dein Landleben zu genießen.

Hier iſt wieder Alles im Kampf. Der Präſident Taylor ruht in ſeinem ſtillen Grabe, innig betrauert von ſeinen Anhängern und von ſeinen Kameraden auf dem Schlachtfelde. Sein Begräbniß erfolgte mit Pracht, war aber nicht ſo ſtattlich wie das Calhoun's in Charleſton und hatte weit weniger Zuſchauer herbeigezogen. Ueber ſeinem Grabe ſtürzen die politiſchen Parteien in erneuter Fehde gegeneinander und die Auffoderung zum Nachdenken über höhere Gegenſtände als ſelbſtſüchtige und irdiſche Intereſſen, die ſein Tod dem Senat gegeben hat, ſcheint mit ihm begraben zu ſein.

Der Senator von Alabama, Mr. King, iſt jetzt

Sprecher im Senat an Fillmore's Stelle und füllt dieſen Platz mit etwas mehr Schärfe und mit weit weniger Anmuth als dieſer aus. Es regnet Zeitungsartikel auf Fillmore, der nun mit einem male die erſte Perſon in den Vereinigten Staaten geworden iſt; und dieſe Artikel zerfetzen ihn, ſeine Lebensverhältniſſe, ſein Talent, ſeinen Charakter u. ſ. w. von allen Seiten her. Ein Staatsmann in dieſem Lande ſteht, wie ein Steuermann auf ſeinem Fahrzeuge, ſtets jedem Winde und Wetter ausgeſetzt, ſodaß er bald dermaßen durchwettert iſt, daß er ſich wenig darum kümmert, wie der Wind bläſt. Ein ſolcher Steuermannscharakter iſt auch der einzige, der für eine öffentliche Perſönlichkeit paßt, ſei dieſelbe Staatsmann, Beamter oder Schriftſteller. Mag der Wind wehen wie er will, er hat blos für Eins zu ſorgen, blos nach Einem zu fragen: ob er nach dem Compaß ſteuert, der hier das Gewiſſen oder die gewiſſenhafte Ueberzeugung iſt.

Fillmore's Lebensgeſchichte zeigt, daß er auch einer von den „self-made men“ der Neuen Welt iſt. Sein Vater war ein geringer Farmer und der Knabe genoß blos den Unterricht einer „common school“, war als Jüngling in der Lehre bei einem Schneider, hernach Schullehrer und dann Schreiber bei einem Rechtsgelehrten, der auf ſeine glücklichen Anlagen aufmerkſam wurde und ſich ſeiner annahm. Man hält ſeine Talente nicht für hervorragende erſten Ranges, allein man rühmt ſeinen Charakter und „good sense“. Man ſpricht viel darüber, daß zu derſelben Zeit, als er zum Präſidenten gewählt wurde, ſeine einzige Tochter Lehrerin (jedoch nicht ordentliche Lehrerin im gewöhnlichen Sinne, ſondern blos auf ein Jahr als Lehrerin in einer Anſtalt fungirend, in welcher alle Schülerinnen, um ſich recht feſt auszubilden, ein Jahr hindurch die Geſchäfte einer Lehrerin beſorgen müſſen) in einer Schule für Frauenzimmer war und noch gegenwärtig iſt.

Von mir ſelbſt habe ich dir nur Gutes mitzutheilen, meine liebe Agathe. Ich lebe in einer Welt voller Intereſſe und faſt jeder Tag gewährt mir Bekanntſchaften und Unterhaltungen, die mehr Gedanken in mir anregen, als ich ſeit langer Zeit gedacht habe; und dies iſt ſehr anſtrengend, beſonders bei der hier herrſchenden Hitze. Aber mag ich auch noch ſo müde und abgeſpannt ſein, bei dem erſten Worte von Intereſſe ſpannen ſich meine Nerven wieder, mein Herz ſchlägt friſch und ich fühle mich ſo ſtark und lebenskräftig wie jemals. Nirgend habe ich ſo vielſeitig intereſſante Unterhaltungen gehabt wie hier. Allein freilich iſt gegenwärtig auch ein großer Theil aller Weisheit im Congreß und um denſelben concentrirt. Denn auch Diejenigen, welche allgemein nützliche Wünſche oder Pläne im Congreß angenommen haben wollen, kommen hierher, um ihre Geſuche perſönlich dem Congreß zu überreichen, mit deſſen Mitgliedern zu ſprechen oder den Gang der Dinge zu beobachten. Unter dieſen Herren befindet ſich auch ein Mr. T**, der an einer Verbeſſerung des Poſtweſens und an der Herabſetzung des Poſtporto für Briefe im ganzen Gebiete der Union auf eine ähnliche Weiſe wie in England arbeitet; und es iſt alle Veranlaſſung zu glauben, daß ſein Plan bald durchgehen wird.

Mr. T** hat mich außerdem durch ſein Intereſſe für die höhere Ausbildung des weiblichen Geſchlechts und durch ſeinen klaren Blick auf die Wirkung einer ſolchen Ausbildung auf das ganze Geſchlecht angeſprochen. — „Wenn man mir" — ſagte er — „die Wahl laſſen wollte, den Männern oder den Frauen in einem Volke Erziehung zu geben, ſo beginne ich mit — — — den Frauen." — Und dieſe Anſicht iſt ziemlich allgemein unter den denkenden Männern der Neuen Welt verbreitet. T** iſt, ebenſo wie ich, von dem bedeutenden Charakter der Quäkerfrauen überraſcht und glaubt, daß der Grund dieſer Charakterentwickelung in ihrer zeitigen Gewöhnung

an Selbſtregierung „self-government“ liegt, gewonnen durch ihre zeitige Theilnahme am bürgerlichen Leben.

Profeſſor Henry iſt einer von den liebenswürdigſten Männern der Wiſſenſchaft, die ich jemals getroffen habe, und ſeine Unterhaltung gewährt mir großes Vergnügen.

Gleich Oerſted iſt Henry ein Verehrer der Naturgeſetze, ohne jedoch in dieſelben diejenigen Naturerſcheinungen aufnehmen zu wollen, die auf eine geiſtige Naturwelt hinweiſen, weit reicher als das Gebiet, welches man allein als reell gelten laſſen will. Auf dieſem Punkte ſtehe ich in beſtändigem Kampfe mit Henry, ſowie ich mit Oerſted kämpfte. Aber — — es geht! Was die Menſchen ſind, was ſie geben, iſt das Wichtige, nicht was ſie nicht ſind oder nicht geben können. Jeder hat ſein Pfund erhalten, um damit zu wuchern. Das wiſſen wir Alle, aber wir vergeſſen es ſo oft, indem wir tadeln und kritiſiren.

Mr. Carey (der Nationalökonom) ſprach geſtern mit mir länger als eine Stunde von der wahren Verbeſſerung des Staates. — „Der wahre dauerhafte Bau“ — meinte er — „gleiche nicht einer Säule, ſondern einer Pyramide. Die Säule entſpreche dem europäiſchen monarchiſchen Staatengebäude, welches keinen großen Ueberbau tragen könne, ſondern unter demſelben zuſammenſtürze.“ — Vor mehren Jahren, als Carey in Frankreich Louis Philipp Macht und Reichthum in ſich und in ſeiner Dynaſtie concentriren ſah, hatte er geäußert: — „Das kann nicht lange ſo gehen. Das muß zuſammenſtürzen!“ — Und ſo geſchah es auch bald danach. — „Die rechte Staatsform, die jeder Zeit und jedem Sturme trotzen kann, muß eine Baſis haben und von dieſer aufwärts gebaut ſein; — dieſe Form iſt die der Pyramide und ſie iſt die Staatsbildung der Vereinigten Staaten, wo von der Baſis der allgemeinen Volkserziehung und ſtaatsbürgerlichen Gleichheit das Staatsgebäude aufwärts ſteigt, feſt und unerſchütterlich in ſeinen Grundveſten wie die Anden

und die Alpen der Erde!" — behauptet Carey. Dieſer Vergleich erſchien mir gut und die Sache wahr.

Weniger klar erſchien mir ſeine nationalökonomiſche Theorie, welche die Production in gleiche Höhe mit der Bevölkerung ſetzen will. Ich freue mich jedoch über jede Theorie und über jede Arbeit in dieſer Richtung, denn ſie helfen ſtets dazu, ein Bischen mehr Licht, Raum und Hoffnung auf die Erde zu bringen.

Horace Mann (Pädagog) iſt ein Mann von ſtarkem unermeßlichem Hoffen. Ich war niedergeſchlagen, als ich mit ihm ſprach, aber er flößte mir ein Gefühl von neuem Muthe ein. An ſeiner Stirn (eine von jenen zweiſtöckigen Stirnen, welche Raum für aufwärts ſtrebende Ideen haben) ſieht man den Mann, der blos durch den Einfluß ſeines Kopfes in allen nördlichen Staaten neue, hohe und luftige Lehrzimmer errichtet und das ganze Staatsgebäude um ein Stockwerk gehoben hat.

Mann's Raiſonnement iſt in der Kürze Folgendes:

— „Wir erben die Fähigkeiten, gute und böſe Eigenſchaften, von unſern Vätern. Das eine Geſchlecht erbt von dem andern. Die Sünden und die Tugenden der Väter pflanzen ſich fort (nach den Worten der Bibel werden ſie an Kindern und Kindeskindern beſtraft und belohnt), das menſchliche Geſchlecht „en bloc" genommen. Durch die Verbreitung einer guten Erziehung in dem ganzen Volke wird das ganze Volk höher ſteigen, und das nächſtkommende Geſchlecht, auf gleiche Weiſe behandelt und mit einem noch größerm Erbe, wird noch höher ſteigen; und ſo ins Unendliche fort."

Horace Mann ſpricht darüber mit jenem Glauben, der Berge zu verſetzen im Stande iſt. Er iſt, wie Carey, eine Kampfnatur und ſchont Diejenigen nicht, die ihm gegenüber ſtehen, iſt auch nicht ſehr geliebt von ſeinen Gegnern und den Leuten, die in aller Gemächlichkeit des Geiſtes leben wollen. Ich, die ich dieſen Beiden blos deshalb widerſpreche, um noch mehr von ihnen

zu hören, ich habe von ihnen nur lernen können, was mich freut, gelernt zu haben. Beide Männer ſtehen in ihren beſten Jahren, haben ſchlanke, elaſtiſche Geſtalten, ein jugendliches lebensvolles Weſen; der Strahl von Geiſt, welcher das Geſicht erleuchtet, iſt ihre vorzüglichſte Schönheit. Ihrer hellen blitzenden Augen erinnere ich mich am allerdeutlichſten.

Ich treffe hier mehre Männer, deren eigenthümliches Talent oder geſunder Verſtand durch jenen Strahl von oben herab erleuchtet iſt, der — wie wir wiſſen — ſo belebend wirkt.

Und hier zu Lande, wo jede politiſche Frage insgeheim oder offenbar in ſo nahem Verhältniß zu dem höchſten Wohle und Zwecke der Menſchheit ſteht und danach behandelt werden kann, und hier in dieſer Stadt, in welcher die geſelligen Kreiſe gegenwärtig nur ein Vorzimmer zum Congreß ſind, wird jede Unterhaltung leicht auf den Herzpunkt des Lebens gebracht und erhält dadurch Leben.

16. Juli.

Aber wenn ein Fremdling zu dieſer Zeit nach Waſhington käme und von der Höhe des Capitoliums über dieſes herrliche Land hinausblickte, wenn er ſeine Gedanken noch weiter hinaus über das Gebiet der Vereinigten Staaten, vom Atlantiſchen Meere bis zum Stillen Ocean, fliegen ließe, wenn er hier ſtände während der Sitzung des Congreſſes, ſähe das ſternenbeſtreute Banner der Vereinigten Staaten über dem Capitolium wehen und dächte: — „Wie groß, wie herrlich muß es nicht den Männern drinnen zu Muthe ſein, wenn ſie hinausblicken und ſich denken, daß ſie über dieſes große reiche Land, über dieſen Welttheil das Leben der Freiheit verbreiten!“ — wie würde dieſer Fremdling ſtaunen, wenn er aus dem Innern des Capitoliums antworten hörte:

— „Nein, das Leben der Sklaverei!“

Wol würde er ſtaunen und glauben wollen, daß er falſch gehört hätte; er würde eher alles Andere glauben wollen als etwas ſo Ungeheuerliches, eine ſo entſetzliche Lüge, in einem Lande, deſſen Grundgeſetz ſagt:

— „Wir halten dieſe Wahrheiten für ſelbſtverſtändlich: daß alle Menſchen gleich geſchaffen ſind; daß ſie von ihrem Schöpfer mit gewiſſen unveräußerlichen Rechten begabt ſind; daß unter dieſen Leben, Freiheit und Glück ſind“ u. ſ. w.

Und dennoch, wenn jetzt ein Fremdling nach Waſhington käme und den Stimmen im Capitolium zuhörte, ſo würde er dort nichts Anderes als die Verſagung der Freiheit hören.

Ich geſtehe, daß ich mich jetzt erbittert darüber fühle, Tag aus, Tag ein im Senat Proſlaverydreden von den Männern des Südens zu hören, ohne daß irgend ein Wort der Entgegnung von Seiten der Antiſlaverymänner geſprochen wird. Ich habe auch mit Verwunderung gefragt, woher dies wol kommen könne. Und man hat mir geantwortet, daß die Antiſlaverymänner ihre Salven bereits verſchoſſen hätten und daß die Gegenpartei nun auch ihre Zeit haben müſſe, um ſich ebenfalls auszuſprechen, wonach man zur Abſtimmung ſchreiten werde, bei welcher ſich der Proteſt gegen die Sklaverei ohne Rede geltend machen würde. Aus einigen Reden, die ich im Anfange gehört, und aus mehren gedruckten Reden von Gov. Seward und andern Congreßmitgliedern habe ich auch erſehen, daß dieſe Erklärung wahr iſt, und kann alſo nur beklagen, daß ich gerade während dieſer Periode der Discuſſion hierher gekommen bin.

Es iſt jedoch ein bedeutender Schritt nach vorwärts im politiſchen Leben, daß die Discuſſion in der Sklavereifrage völlig frei iſt. Noch vor wenigen Jahren war dieſe Discuſſion im Congreß bei Lebensſtrafe verboten. Unverzagte Männer, Freunde der Menſchheit und das

allgemeine Gefühl haben dieſe Mauer niedergeriſſen. Und der Kampf zwiſchen Freiheit und Sklaverei hat ſich gegenwärtig immer mehr und mehr auf das innerſte Gebiet dieſer Frage innerhalb der Menſchlichkeit zurückgezogen. Große Gedanken ſind bei dieſem Kampfe aufgeſtanden und ſcheinen den Alpen in einer Landſchaft zu gleichen, auf deren höchſte Spitzen die aufgehende Sonne ihre erſten Strahlen wirft. Zu dieſen Gedanken gehört der, daß das Geſetz Gottes höher ſteht als die Geſetze der Staaten, und daß in Kraft des erſtern der Staat das Recht hat, ſich den letztern zu widerſetzen, wenn ſie gegen das erſtere ſtreiten.

Im Grunde iſt dies lediglich eine Anwendung des in der Freiheitserklärung der amerikaniſchen Staaten enthaltenen Hauptgrundſatzes. Allein die Idealiſten im Norden ſprechen dieſen Grundſatz gegenwärtig mit Kraft und Schönheit aus und es iſt mir klar, daß er früher oder ſpäter die Standarte der Freiheit in dieſem Kampfe ſein wird. Die Gegenpartei erwidert darauf, daß dieſer Grundſatz nicht auf ein Geſetz paſſe, welches über der Verfaſſung und über der Verfaſſungstreue ſtehen ſolle. Das ſagt auch Daniel Webſter, der Repräſentant des Pilgerſtaates. Seine Loſung iſt: Verfaſſung und Union. Sie ſind ſeine beiden Götter, über denen für ihn kein anderer Gott ſteht.

18. Juli.

Geſtern hörte ich im Senat eine ſehr merkwürdige Rede von Webſter, die einen ganz entſchiedenen Eindruck zu ſeinen Gunſten auf mich machte. Ich bin bisher viel mit Feinden und politiſchen Gegnern Webſter's umgegangen und habe ihn auf mannichfaltige Weiſe angreifen und herabſetzen hören. Jetzt bin ich überzeugt, daß er ganz ehrlich in ſeiner Ueberzeugung ſein kann; und ich will glauben, daß er es iſt. Er ſprach heute für Clay's Compromißbill und ſchloß ſich derſelben in

allen Stücken an, indem er erklärte, daß er glaube, sie erfülle in diesem Augenblicke die Bedingungen vollständig, welche einem Vergleiche zwischen den streitenden Staaten zu Grunde liegen müßten, und er sähe diesen Vergleich für eine Bedingung des Fortbestehens und künftigen Wohlstandes der Union an. Er sagte: — „Ich glaube an eine „Vis medicans", ein heilkräftiges Leben in den Völkern, ebenso wie bei den einzelnen Menschen, und wenn uns jetzt auch noch Fehler und Mängel ankleben, so werden wir uns doch viel eher von denselben losmachen, wenn wir zusammenhalten und unsere Fesseln miteinander in großherziger Einigkeit tragen, als wenn wir dieselben in blinder Uebereilung zerreißen"*). — Hierauf rief er in kurzen starken Sätzen, von denen jeder Satz ein Tableau enthielt, die Erinnerung an Das auf, was die verschiedenen einzelnen Staaten, der Pilgerstaat wie der Palmettostaat, einander während des Kampfes um ihre Selbständigkeit gewesen wären, was sie gelitten und wie sie miteinander für das allgemeine Beste gekämpft hätten, und endigte mit einer Auffoderung, sich von den Sonderinteressen ab- und dem allgemeinen Wohle zuzuwenden, die Verfassung, welche ihre Väter begründet hätten, aufrecht zu erhalten und mehr als gewöhnlich Tugend zu üben." — „Was mich betrifft" — setzte er hinzu — „ich werde bei der Union und bei Allen stehen, die treu an ihr halten. Wir müssen fest an der Verfassung halten und brauchen keinen andern Standpunkt. Ich will dem ganzen Lande sein Recht angedeihen lassen. Ich will einzig und allein unser Vaterland im Auge haben. Mögen die Folgen für mich werden, welche sie wollen. Ich bekümmere mich darum nicht. Niemand kann zu viel leiden und Niemand kann

*) Ueber Utah sagte Webster: — „Laßt sie auf ihren salzigen Ebenen an ihrem Salzsee noch einige Jahre sitzen, wenn sie es so haben wollen!" — und erregte dadurch allgemeine Heiterkeit.

zu zeitig fallen, wenn er bei der Vertheidigung der Freiheit und Verfassung seines Vaterlandes leidet und fällt."

Webster hatte seine Rede ruhig, gemessen und ohne sichtbares Leben begonnen. Gegen das Ende derselben erhielten seine Wangen die Röthe der Jugend, seine Gestalt richtete sich auf und schien elastisch und voller Leben zu sein, und bei den letzten Worten stand er in voller, männlicher, fast Apollonischer Schönheit mitten in der entzückten, lauschenden Versammlung, immer noch ruhig, ohne sichtbare Leidenschaft, aber gleichsam ruhend, selbstglücklich und frei in der stillen Größe des Liedes, das er gesungen. Ach, hätte er doch ein schöneres, ein noch erhabeneres Lied gesungen — und Alles wäre vollständig gewesen — der Sieg des Lichtes und der seinige. Aber als er für Californiens Freiheit sprach, da sprach er auch gleichzeitig für das Wiedereinfangen geflüchteter Sklaven auf früher freiem Boden — und kein Fleck auf Amerikas Boden kann sich nunmehr die Heimat der Freiheit nennen. Die unglücklichen Verhältnisse der Zeit, die politische Nothwendigkeit trieben ihn dazu. Er konnte nicht anders. Das glaube ich wenigstens. Und ich schließe mich auch seinem Glaubensbekenntniß an: — „Ich glaube an ein heilkräftiges Leben in den Völkern" u. s. w. Ich glaube, dieses Glaubensbekenntniß wird sich prophetisch wahr erfüllen. Allein jetzt will ich von dem Eindrucke sprechen, den seine Rede gemacht hat. Nie habe ich eine tiefer greifende und mehr elektrisirende Wirkung gesehen. Aus dem tiefen Schweigen, mit welchem man ihm zuhörte, als wenn die Versammlung sogar ihre Athemzüge zurückhielte, wollte sich dann und wann ein Beifallsgemurmel, wie ein hervorbrechender Donner, Luft machen. Wieder und immer wieder mußte der wortführende Senator (von Alabama) die Zuhörer auf den Galerien daran erinnern, und endlich recht scharf erinnern, daß jedes Zeichen, ihren Beifall zu erkennen zu geben, verboten sei. Bei jedem neuen Blitze

von Webster's Rede erhob sich der Beifallssturm von neuem und ließ sich nur durch das Verlangen, den Redner weiter zu hören, beschwichtigen. Von der entzückten Versammlung wandte ich meine Blicke auf ein Angesicht, welches von einer so reinen und warmen Freude strahlte, daß ich auf das innigste damit sympathisiren mußte, denn dieses Antlitz gehörte der Gattin Webster's. Ich habe mir erzählen lassen, daß sie ohnmächtig geworden sei, als sie ihren Mann zum ersten mal öffentlich sprechen hörte. Und doch sieht sie wie eine starke, keineswegs nervenschwache Frau aus.

Man kann sich in der That keinen zu hohen Begriff von Webster's Gewalt als Redner, von der classischen Schönheit und Kraft seiner Sprache (wenn auch den Gedanken, die er ausspricht, zuweilen die Neuheit, zuweilen die Größe abgeht) und von der Macht der tief intensiven Stimme machen, mit der er Das ausspricht, was er stark hervorheben will. Wenn das nicht eine ungewöhnlich große Naturgabe ist (denn es scheint ganz einfach und natürlich), so ist es sehr große Kunst. Im Allgemeinen schreien die Redner hier zu Lande viel zu sehr, sind zu heftig in ihrem ganzen Wesen und brüllen und blöken die Worte heraus, wenn sie recht kräftig auftreten wollen. Henry Clay ist nicht frei von diesem Fehler, aber ist augenscheinlich weit impulsiver und läßt sich vom Gefühle mehr hinreißen als Webster.

Obwol die Compromißbill gegenwärtig diese beiden großen Staatsmänner für sich hat, so glaubt man doch allgemein, daß sie zurückgewiesen werden wird, wenigstens in ihrem gegenwärtigen Omnibuscharakter, ja, man behauptet sogar, daß sie bereits zurückgewiesen worden ist. Henry Clay, der nunmehr seit sieben Monaten für sie gekämpft hat, kämpft noch jetzt für sie, fast wie ein sterbender Gladiator. Es thut Einem wirklich weh, ihn so leidenschaftlich und heftig, fast wie einen Jüngling, mit zitternden leichenhaften Händen (die Finger sind so

mager und bläulich) die weißen Haarstreifen von der Stirn zurückstreifen zu sehen, wenn dieselben durch seine heftigen Bewegungen mit dem Kopfe, während er spricht oder auf einen gegen ihn gemachten Angriff antwortet, ihm ins Gesicht gefallen sind. Webster ist schöner und ruhiger in seinem ganzen Wesen. Gleichwol erblicke ich in Henry Clay den patriotischen Helden, der sein Vaterland und sein Volk vorwärts auf dem Wege der Freiheit führen will, während mir Webster mit aller seiner Schönheit, mit aller seiner Rednergewalt blos wie ein großer Staatsfeuerwächter vorkommt, der darüber wacht, daß die Verfassung nicht etwa an einem ihrer alten dürren Aeste Feuer fängt. Webster ist ein vermittelnder Mann, ein Mann der Union. Er ist ein Pacificator, aber kein Regenerator.

20. Juli.

Ich komme nie dazu, dir Das zu schreiben, was ich eigentlich will. Meine Zeit ist so sehr in Anspruch genommen. Noch steht die große Frage im Congreß unentschieden und die Staatsmänner kämpfen auf Leben und Tod. Nachdem ich diese persönlichen Kämpfe hier gesehen habe, erscheint mir nichts natürlicher als der Enthusiasmus der Amerikaner für ihre Staatsmänner, denn zu diesem geistigen Kampfe ist Heldentugend und Heldenmuth, und zwar von einer weit höhern Art erfoderlich als in einem blutigen Kriege. Und unblutig ist dieser Kampf nicht, wenn man auch kein Blut fließen sieht. Das beste Herzblut der Menschen erstarrt oder verbrennt hier unter den scharfen Hieben mit dem Schwert des Wortes.

Gestern war ich Zeugin eines Einzelkampfes zwischen dem Löwen von Kentucky und dem Habicht von Missouri, der mein Blut vor — — Indignation zum Sieden brachte.

Der Colonel Benton (der Habicht) hatte vorgestern

Clay's Compromißbill heftig angegriffen und dabei geäußert:

— „Die Bill ist von mir flagranti delicto ergriffen, auf der That ertappt, von mir im Nacken gepackt und hier vor den Blicken der Versammlung zur Scham und Schande ausgestellt worden (dabei hielt Benton die Bill zusammengerollt hoch in die Luft), gerade wie sie im Begriff war, ihr Verbrechen zu verüben, wie sie eben im Begriff war" u. s. w.

Wol drei Stunden lang arbeitete Benton mit einer wahren Mordlust daran, dieses „Monstrum" — wie er Clay's Bill nannte — zu tödten und zu vernichten und mit Waffen aller Art Clay selbst anzugreifen und dem allgemeinen Unwillen und dem allgemeinen Hohne auf eine Weise preiszugeben, die von Haß und niedriger Bosheit zeugte. Dieser Angriff dauerte fast die ganze Sitzung hindurch.

Gestern erhob sich Clay zur Vertheidigung gegen diesen Angriff und foderte die Misbilligung des Senats wegen Ausdrücken von der Art, wie sie Benton gebraucht hatte. Allein dadurch reizte er das wilde Thier aus Missouri zu einem noch viel persönlichern Angriff, und ich fühlte Abscheu gegen das sichtbare kaltblütige Vergnügen, mit welchem er, nachdem er eine schwache Stelle in Clay's Position entdeckt hatte, ihn in seinen Klauen festhielt und sich ordentlich in sein Fleisch und Blut eingrub. Vergib mir, daß ich solche rohe Ausdrücke brauche, aber ich male blos den Charakter dieses Auftritts, und zwar nur in Wasserfarben. Namentlich erinnere ich mich an folgende Stelle.

Benton erwähnte einen Ausdruck in der Compromißbill, dessen Berührung — wie er sagte — Clay augenscheinlich zu vermeiden suchte. — „Ich sehe" — sagte er — „daß der Senator von Kentucky an dieser Stelle besonders empfindlich ist, ich will sie deshalb nochmals

ſondiren, ich will das Meſſer nochmals an dieſen zarten Nerv legen!"

Bei dieſen Worten ſtreifte er (vielleicht unwillkürlich) ſeine Rockärmel in die Höhe, als wenn er ſich zu einer Operation vorbereiten wollte, die er mit beſonderm Vergnügen vorzunehmen beabſichtigte. Ich ſah in dieſem Augenblicke nur den kaltblütigen Duellanten vor mir. Vielleicht ſtreifte er ſeinen Rockärmel ebenſo in die Höhe, um die Handgelenke recht frei zu haben, als er bedächtig zielte und endlich ſeinen unglücklichen Gegner niederſchoß. Wie ſehr verabſcheue ich dieſen Mann und ſeine unedle Kampfweiſe. Einen ſtarken edeln Zorn zu ſehen, iſt ein erfriſchender Anblick. Aber dieſe Raubthierluſt, Andere zu martern. Pfui!

Der Löwe von Kentucky fühlte die Fänge und den Schnabel des Habichts, das ſah ich an der Glut ſeiner Wangen und an ſeinen haſtigen fieberhaften Bewegungen, als er einige male zu ſeiner Selbſtvertheidigung aufſtand. Deſto mehr bewunderte ich, daß er ſich zu keiner Perſönlichkeit hinreißen ließ, daß er nichts erwiderte, als was er zugleich mit Thatſachen belegen konnte, daß er während des größten Theils der langſamen Operationen ſeines Gegners ſtill blieb und daß er ſich als Gentleman vis-à-vis einem Raubthiere benahm, das ſich dem rohen Inſtinct ſeiner Natur überließ. Allein ich wunderte mich, daß während der langen Zeit, welche über dieſem Streite verging, ſich im Senat kein hochſinniges Gefühl gegen dieſe Weiſe des Kampfes erhob. Ich ſehnte mich danach. Die ſkandinaviſchen Heiden kämpften auf eine ritterlichere Weiſe. Es wunderte mich auch, daß ich Abends in einer Geſellſchaft keinen Anklang mit meinem Eindruck von Benton's Benehmen fand.

— „Ich täuſche mich gewiß nicht, Miß" — ſagte der Senator H** zu einer jungen Dame (einer literariſchen Löwin, gegenwärtig in Waſhington) — „wenn

ich annehme, daß Sie heute ein herzliches Vergnügen an Benton's Verfahren gegen Clay gefunden haben."

— „Ja" — erwiderte die Dame — „ich habe mich mit Herz und Seele darüber gefreut; es war ein wahres Fest für mich!"

Welch' ein Geschmack!

Clay hat übrigens nicht immer dieselbe Mäßigung und Ueberlegenheit bei politischen Streitigkeiten im Senat gezeigt und sich noch vor kurzer Zeit in einem Streite mit Benton zu einer Roheit hinreißen lassen, die der Benton'schen gleich gewesen ist. Aber blos auf einen Augenblick. Das Gewaltthätige, was bei Clay Paroxysmus ist, ist bei Benton Natur. Der Erstere wird dazu gereizt, der Letztere greift bei einem fast unglaublichen Uebermuth damit an. Clay wird von derselben überrascht, Benton hat sie stets bei der Hand.

Heute, als ich etwas später wie gewöhnlich in den Senat kam, sprach eben Clay. Man hatte nicht erwartet, daß er sprechen würde, aber irgend ein Vorfall während der Discussion hatte ihn hingerissen, und ich sah ihn nun in einer jener Stunden, in welcher sein leidenschaftlicher Ernst die Menge um ihn her hinriß und ihr imponirte. Er stand mit geschlossenen Händen und erhobenem Angesichte da und betheuerte mit einer Stimme, deren Pathos und Wohllaut ich heute erst recht würdigen lernte, die Reinheit seiner Absichten und die Abwesenheit jedes andern Zwecks, außer dem Wohle seines Vaterlandes.

— „Was sollte mich in Versuchung führen können?" setzte er hinzu. — „In meinem Alter steht man dem Himmel näher als der Erde, man ist zu nahe daran, die letztere zu verlassen, um eine Belohnung daselbst zu suchen. Das Zeugniß meines Gewissens ist das Einzige, was mich im Kampfe zu stärken vermag."

Alle waren still. Ich fühlte einige Sympathie mit dem einsamen Kämpfer, der hier so allein unter so vie-

len Feinden, so vielen schadenfrohen Zuhörern und mit keinem einzigen Freunde stand. Aber eine solche Einsamkeit ist die höchste Größe auf Erden, wenn man den höchsten Richter zum Freunde oder wenigstens zu seinem Vertrauten hat.

Am Montag soll Clay seine letzte große, vielleicht seine Grabrede in der californischen Frage halten, wonach die letztere wahrscheinlich bald auf diese oder jene Weise entschieden werden und Clay in jedem Falle den Congreß verlassen wird, um an die Seeküste zu reisen und zu baden. Um ihn zu hören, bleibe ich noch einige Tage hier.

Nun will ich dir ein wenig von andern hiesigen Personen und Verhältnissen erzählen, die für mich von Interesse gewesen sind. Unter den Erstern ist ein Mann der Wissenschaft, Mr. Scoolcraft, der die Quellen des Mississippi weit oben in der nördlichen Provinz Minnesota entdeckt hat. Er ist häufig unter den nördlichen Indianerstämmen gewesen, weiß viel Interessantes von denselben zu erzählen und ist gegenwärtig mit der Herausgabe eines Werkes über sie und über das Land um den obern Mississippi beschäftigt. Wegen einer Lähmung eines seiner Füße geht er auf Krücken, aber sein Geist bewegt sich frei. Er ist ein interessanter und sehr wohlwollender Mann. Durch ihn und mehre andere Personen hier ist der eifrigste Wunsch in mir erregt worden, den obern Mississippi zu sehen, dessen Charakter so großartig sein soll, unter die Indianer zu kommen, deren wildes Leben zu sehen und das Mississippithal in seiner ganzen Länge, vom Norden bis nach Neuorleans im Süden, zu durchreisen. Ich möchte diese großartige künftige Heimat einer Bevölkerung sehen, die, wie man sagt, größer als die ganze jetzige Bevölkerung Europas sein kann.

Nachdem ich den Süden von Nordamerika gesehen habe und das Leben des Westens ahne, sehe ich die Wahrheit von

Waldo Emerſon's Worten ein: — „Amerikas Dichter iſt noch nicht erſchienen!“ — Aber wenn ich auch dieſen Dichter nicht ſehen kann, ſo will ich doch ſeine Muſe ſehen, die Göttin, die ihm ſeine Geſänge eingeben wird. Ich will wenigſtens einen Blick auf ihre reiche Größe werfen und auf die Kräfte der Natur, über welche ſie gebietet, ich will eine Ahnung von dem Leben und von der Entwickelung der kommenden Geſchlechter in ihrem Schooſe haben.

In Mr. Scoolcraft's Sammlung von indianiſchen Curioſen befinden ſich auch kleine Flöten, welche die Indianer benutzen, wenn ſie verliebt ſind und ihre Liebe dem geliebten Gegenſtande zu erkennen geben wollen. Sie malen und ſchmücken ſich dann auf das beſte, gehen in den ſtillen Abend oder in die Nacht hinaus und blaſen oder pfeifen auf der Flöte in der Nähe des Zeltes oder Wigwams der Geliebten. Wenn die Schöne ihrem Liebhaber geneigt iſt, ſo läßt ſie ſich außerhalb des Zeltes ſehen; zuweilen kommt ſie dem Geliebten ſogar entgegen und läßt ſich von ihm entführen. Dieſe Flöte iſt ein ſehr unvollkommenes Inſtrument, und die Indianer, die überhaupt nur wenig muſikaliſch ſind, bringen auf derſelben nur wenige Töne, faſt ohne Melodie, hervor, die dem Pfeifen oder Zwitſchern eines Vogels gleichen. Mr. Scoolcraft hat die Güte gehabt, mir einige Zeichnungen von dem Leben und den Sitten der Indianer zu ſchenken; eine derſelben ſtellt eine ſolche nächtliche Freierei dar. Sie ſteht dem Thierleben ſehr nahe; man glaubt einen großen Vogel vor ſeiner Donna flöten zu ſehen.

Auf dem hieſigen Obſervatorium habe ich den Mond durch ein ſehr gutes Teleſkop beobachtet und deſſen „Mare vaporum“, deſſen Anhöhen und Thäler und eine

Kluft in einem dieſer Berge geſehen, die ich früher nicht geſehen hatte. Schade nur, daß dieſes ſchöne Obſervatorium eine ſo ungeſunde Lage (am Potomacfluſſe) hat, daß die Verehrer der Wiſſenſchaft nicht dort wohnen können, ohne die Geſundheit zu verlieren.

Mit einem ſchönen, neu verheiratheten Paar und Miß Dix fuhr ich eines Tages an den Potomacfall (little falls) in eine wilde maleriſche Gegend. Wie als Geiſt dieſes Ortes wohnte hier in der größten Einſamkeit eine Art von wildem Mann mit ſieben Fingern an jeder Hand und ſieben Zehen an jedem Fuße. Er war ein Rieſe an Körpergröße und nährte ſich hier von Fiſchen. Er ſoll, wenn man ihn in Frieden läßt, ganz harmlos, aber als Kämpfer ſehr gefährlich ſein, wenn er beunruhigt wird. Ich will es gern glauben. Er ſah mir wie eine von jenen Starkotternaturen aus, halb Menſchen, halb Dämonen, welche die ſkandinaviſche Vorzeit an die wilden Fälle des Trollhätta verſetzte und die Amerikas Wildniſſe von neuem erzeugt zu haben ſcheinen.

Eine andere Curioſität, aber von geringerer Art, ſah ich geſtern, jedoch nicht in der Wildniß, ſondern auf dem Capitolium.

Ich war im Hauſe der Repräſentanten. Auf der Galerie waren ſehr wenig Zuhörer und ich ging daher vor bis an die Schranken, um zu verſuchen, ob ich etwas von Demjenigen hören könnte, was unten im Saale geſprochen wurde. Da ſtand ein kleines Frauenzimmer von mittlerm Alter neben mir, dürftig gekleidet und ſo klein, daß ſie mir kaum bis an die Achſel reichte. Mehre Leute kamen herauf auf die Galerie, um mich zu begrüßen, und nannten dabei meinen Namen. Als ſie ſich wieder entfernt hatten, wandte ſich meine kleine Dame zu mir, wünſchte mir ebenfalls „die Hand zu ſchütteln“ und mich „willkommen zu heißen“ — was ſie auch ſehr freundlich that — und ſetzte dann mit misvergnügtem Tone hinzu: — „Ich habe mich in

Ihnen ſehr getäuſcht!“ (I am very much dissappointed in you.)

— „So“ — ſagte ich — „und warum?“

— „Nun, ich erwartete“ — fuhr ſie mit einem ernſten misvergnügten Blicke auf mich fort — „ich erwartete in Ihnen ein recht großes Frauenzimmer zu finden.“

— „Ach“ — ſagte ich lächelnd, — „wünſchten Sie denn, mich groß zu finden?“

— „Nein, nicht gerade, aber ich bin „very much dissappointed!“ — Und bei dieſen Worten legte ſie die rechte Hand auf die Bruſt, wandte ſich vollſtändig gegen mich um und fuhr mit großer Emphaſe fort: — „Sie ſehen in mir einen Abkömmling der alten Pilger, einen Abkömmling in gerader Linie von dem großen berühmten Miles Standiſh!“

Der kleine Abkömmling des großen Miles Standiſh erwartete augenſcheinlich, daß ich vor Erſtaunen niederfallen würde; aber ich ſagte blos: — „Ah!“ — Hätte ich einige Malice in mir gehabt, ſo hätte ich hinzugeſetzt: — „Ich bin „very much dissappointed in you!“ denn eine Tochtertochter des großen Miles Standiſh ſollte wenigſtens drei Ellen lang ſein.“ — Aber als ein kleiner Abkömmling der großen Vikinger glaubte ich nicht, daß es mir zukäme, mit einer Tochtertochter der Pilger über unſere gegenſeitige Länge zu ſtreiten, und darum machte ich blos mit den Augen und mit dem Munde ein heiteres Ausrufungszeichen, das ſie ſich erklären konnte, wie ſie wollte. Sie that dies wahrſcheinlich zu ihrem Gunſten, denn ſie theilte mir nun das wichtige Geſchäft mit, wegen deſſen ſie jetzt dem Congreß beiwohnte.

Nun muß ich dir auch einige häusliche Neuigkeiten mittheilen.

Der Profeſſor Johnſon iſt angekommen. Bei dem Briefe, der uns von ſeiner baldigen Ankunft unterrich-

tete, machte seine Gattin einen hohen Freudensprung und ich sprang mit vor lauter Sympathie und vor Vergnügen darüber, wieder eins von jenen glücklichen ehelichen Verhältnissen zu sehen, die meine Freude sind und von denen ich schon mehre in der Neuen Welt gesehen habe. Der erwartete Gatte kam am folgenden Tage, eine breite, wohlwollende, gemüthliche und gutmüthige Natur, die durch ihre Gegenwart dem Reichthum und Behagen des Hauses einen bedeutenden Zuwachs gibt und auch für mich Nutzen und Vergnügen dadurch bringt, daß er mir in den Stunden des Nachmittags und Abends, die ich zuweilen frei habe, oder wenn das Wetter, welches einige Tage lang regnerisch gewesen ist, die Bewegung im Freien hindert, laut vorliest. So hat er mir die vortreffliche Lebensbeschreibung des frühern Präsidenten Adams von Gov. Seward vorgelesen, die mich besonders wegen des heldenmüthigen Charakters interessirte, den dieser edle Staatsmann in seinem Kampfe gegen die Sklaverei gezeigt hat. Ein großer Staatsmann hier zu Lande muß ein Weiser und zugleich ein Held sein, wenn er durchkommen will.

Fast alle Vormittage verbringe ich auf dem Capitolium und dann gewöhnlich im Senat. Nachmittags fahre ich mit denjenigen Senatoren, mit denen ich befreundet bin, an verschiedene Orte der Umgegend. Und Abends empfange ich Besuche im Hause. Auf einer solchen Fahrt, die ich vorgestern mit Gov. Seward machte, erzählte mir dieser den Vorfall in seinem Leben, der seinen unauslöschlichen Haß gegen die Sklaverei und seine unwandelbare Opposition gegen dieselbe hervorgerufen hat.

Gestern Nachmittags fuhr ich mit den Senatoren von Illinois und Miß Lynch auf ein altes Schlachtfeld, welches gegenwärtig eigentlich ein Kirchhof ist, am Ufer des Potomac. Als ich von demselben aus mit dem

General Shield die weite Aussicht und die Ufer des Flusses betrachtete, mit Dörfern und Kirchen, Villen und Cottagen sammt deren Parks überstreut, rief Shield, indem er darauf zeigte: — „Seht, das ist Amerika!“ — Und so ist es. Das wahre Leben der Neuen Welt ist nicht in großen Städten zu sehen mit ihren großen Palästen und schmuzigen Gassen, sondern in dem Reichthume von kleinen Gemeinden, von schönen einzelnen Wohnsitzen mit den umherliegenden Ländereien und Hainen im Schooße einer großartigen Natur, an frischen Strömen, mit Bergen und Wäldern und mit allen Mitteln zu einem frischen und vollen Leben. Zu dieser Fülle und Frische des Lebens gehören wesentlich die großen Ströme, die zahlreichen Wasserzüge, an denen Nordamerika so reich ist, die den Umsatz des geistigen und materiellen Lebens befördern und jeden Punkt der Union mit allen übrigen Punkten leicht in Berührung bringen. Die Circulation des Lebens und der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten ist schon sehr groß und steigt mit jedem Tage durch neue Dampfboote oder neue Eisenbahnen. Der Norden fährt zum Süden und der Süden fährt wieder zum Norden, hin und her, wie die Schützen in einem Gewebe, theils der Geschäfte, theils des Klimas wegen. Die Bewohner des Nordens lieben es, während der Wintermonate sich bei den Sommerwinden zu wärmen und Blumen in Carolina und Florida (auch in Cuba, das zwar außerhalb der politischen, aber nicht außerhalb der natürlichen Union liegt) zu pflücken. Die Bewohner des Südens dagegen fliehen ihren ewigen ermattenden Sommer während der Monate Mai, Juni, Juli, August und September und suchen Erfrischung an den kühlen Meeresküsten in Massachusetts und Neuyork oder unter dem „weißen Berge“ des Granitstaates. Norden und Süden in der Union können einander nicht entbehren, können nicht voneinander getrennt werden, ohne daß das Lebensblut des Staatskörpers ins

Stocken kommt und das Leben in Gefahr bringt. Und das fühlen auch die hiesigen großen Staatsmänner und suchen deshalb in dem jetzigen Kampfe auf dem Wege des Compromisses die Circulation offen zu erhalten. Die Ultras von der Antisklaverypartei behaupten zwar, daß die Circulation dessenungeachtet ungehindert vor sich gehen würde, daß sie das Geschrei von einer Gefahr für die Union schon seit zwanzig Jahren gehört hätten und daß im Grunde gar keine Gefahr dabei sei; — — — aber! — — —

Unter den Männern in Washington habe ich mehre Bekannte von mehr als gewöhnlichem Interesse, von denen ich dir mehr erzählen will, wenn wir wieder zusammentreffen. Frauenzimmerbekanntschaften von Interesse außerhalb des Hauses habe ich hier nicht gemacht, mit alleiniger Ausnahme der Miß Dix. Eine junge wirklich begabte Dichterin ist für meinen Geschmack zu sehr Amazone und doch als solche nicht edel genug. Sie hat Geist und Herz, aber einen verwilderten Geschmack. Würde ich sie öfter sehen, so könnten wir uns vielleicht einander nähern. Jetzt gleicht unsere Annäherung ziemlich der Berührung zwischen zwei carambolirenden Billardbällen. Die Schilderungen, welche sie während der Congreßsitzung in einer Zeitung der Stadt von den Congreßmitgliedern und von den Verhandlungen auf dem Capitolium herausgibt, sind glänzend, kühn, oft schlagend, aber zuweilen fehlt ihnen Das, was — — — ich bei ihr vermisse. Diese Schilderungen erregen hier ein wohlverdientes Aufsehen.

Eine andere, auch reich begabte Schriftstellerin, welche durch ihre Romane Aufsehen zu erregen anfängt, ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt. An Mrs. W** und an Mrs. P** finde ich Gefallen. Aber ich habe so wenig Zeit, auch Diejenigen zu sehen, die mir gefallen. Täglich sehe ich im Senat auf der Galerie der Zuhörer eine Menge elegante Toiletten und manche recht schöne Gesichter, aber sie scheinen blos da zu sein, um sich zu

zeigen. Wieder und immer wieder muß ich mir bei der Betrachtung dieſer ſchönen Geſichter über den Ausdruck derſelben im Stillen ſagen: — „Wie unbedeutend!“

Und unwillkürlich, aber unvermeidlich dringt ſich mir immer und mehr die Ueberzeugung auf, daß die Frauen Amerikas im Allgemeinen den guten Ruf nicht verdienen, in den ſie durch einige reiſende europäiſche Herren gekommen ſind. Ich wünſche, daß es anders wäre. Allein die ſchönen Exemplare von weiblicher Würde und Anmuth, die ich hier geſehen habe, widerſprechen dieſer Anſicht von mir nicht. Doch die Schuld liegt nicht an den Frauen. Es iſt die Schuld ihrer Erziehung, die auch, wenn ſie die beſte iſt, ihnen eine bloße Schulbildung, aber keine höhere Welt- und Geſellſchaftsbildung gewährt. Die Männer in Amerika ſcheinen mir im Allgemeinen die Frauen an wahrer Bildung und Belebtheit zu übertreffen. Und das iſt kein Wunder. Der amerikaniſche Mann, wenn er auch geringe Schulkenntniſſe beſitzt, tritt zeitig in die große Schule des bürgerlichen Lebens ein, die auf mannichfaltige Weiſe Alles hervorruft, was ihm die Natur an Urtheil, Kraft und Fähigkeit gegeben hat. So wird er zeitig heimiſch in den verſchiedenen Kreiſen des Lebens, und wenn er auch nicht dahin gelangt, ſich in denſelben zu vertiefen, ſo bleibt ihm doch kein Hauptpunkt darin fremd, ſoweit derſelbe das Wohl der Menſchheit und die Geſundheit des Staatslebens berührt. Außerdem erwirbt er ſich durch ſein praktiſches Leben Local- und Specialkenntniſſe, vermöge deren man aus jeder Unterredung mit einem Manne hier zu Lande etwas lernen kann. Und wenn er von der Mutter Natur einen Keim der höhern Menſchlichkeit empfangen hat, ſo entſtehen wie von ſich ſelbſt jene prächtigen Exemplare von Menſchen und Männern, welche die Erde mit einer faſt vollkommenen Menſchlichkeit ſchmücken und von denen ich Einige unter dem Namen „self-made men“ kennen gelernt habe.

31. Juni.

Heute bin ich in einer Methodiſtenkirche für freie Neger geweſen. Der Prediger, auch ein Neger (den ich ſchon in einem Laden hier in der Stadt ſtehen geſehen hatte), glich in ſeinem Geſichte auf eine merkwürdige Weiſe einem Affen, hatte aber das Talent für Improviſation und für treffende Anwendung theoretiſcher Wahrheiten auf Vorfälle des täglichen Lebens, das ich bei den Negern ſchon oft bewundert habe. Dieſer Mann beſaß dabei auch die Fähigkeit, ſein Auditorium im höchſten Grade zu elektriſiren; und da in den Methodiſtenkirchen die Anweſenden ihren Gefühlen und Gedanken ſtets Luft zu machen pflegen, ſo entſtand hier ein förmlicher Spectakel, ſo ſtark waren die Ausrufungen und Gefühlsausbrüche.

Das Thema des Predigers war das gewöhnliche: — „Bekehrung und Beſſerung oder Tod und Verdammniß.“ — Als er von den verſchiedenen Sünden und Fehlern der Menſchen ſprach, waren ſeine Schilderungen bezeichnend, wie ſeine Geberden. Als er von den Sünden der Zunge ſprach, zog er ſeine Zunge heraus und bewegte ſie ganz nachdrücklich zwiſchen ſeinen Fingern. Bei der Auffoderung, dem Teufel Lebewohl zu ſagen und ſich von demſelben abzuwenden (nachdem er zuvörderſt laut die Verdammniß verkündet hatte, die der Böſe nach ſich zieht), wurden ſeine Ausdrücke ſo ſtark und ergreifend, daß die ganze Verſammlung der empörten See glich. Man hörte nur rufen: — „Yes! — Yes! — Farewell! — Forever! — Jesus! — Amen! — Never mind! — Go along! — — — Oh God! — Farewell! — Amen! — Amen!“ — u. ſ. w. Und dabei convulſiviſche Zuckungen, Ausrufungen, Geheul — die Verſammlung wäre zu dem Aeußerſten bereit geweſen, wenn ſie der Prediger dazu aufgefodert hätte. Das Wogen der aufgeregten Gefühle legte ſich indeſſen,

ſobald die Predigt vorüber war. Nach der Predigt folgte eine Handlung voll echter edler Bruderliebe. Der Prediger verkündigte, daß ein Sklave, Mitglied der Gemeinde, nach dem Süden verkauft und alſo von ſeiner Frau und von ſeinen Kindern weit, weit entfernt werden ſollte, falls in Waſhington nicht Geld genug aufgetrieben werden könnte, um die Summe zu bezahlen, die der Herr des Sklaven verlangte. Da erbot ſich die Negergemeinde zu einer freiwilligen Sammlung, um den gefangenen Mitbruder frei zu machen. Eine zinnerne Schüſſel wurde auf einen Schemel in der Kirche geſtellt und bald erklang ein Silberſtück nach dem andern fröhlich auf derſelben.

Die ganze Verſammlung zeichnete ſich durch ein ehrbares und auch wohlhabendes Aeußere aus. Alle Anweſenden waren wohlgekleidet und trugen den Ausdruck denkender und ernſter Menſchen an ſich. Ich vermißte bei den Frauenzimmern den maleriſchen Kopfſchmuck des Südens, der hier durch übelkleidende, gewöhnliche Frauenhüte nur ſchlecht erſetzt wurde. Aber wie voll von warmem Gefühlsleben ſind dieſe ſchwarzen Augen und Geſichter! — Und welch ein Leben iſt in den Verſammlungen dieſes Volkes. Gehen auch die Aeußerungen deſſelben zuweilen bis ins Komiſche — ſchläfrig wird man nicht dabei, wie man ſo oft bei den Verſammlungen oder in den Kirchen der Weißen wird.

Aus dieſer Negerverſammlung, die ein ehrenvolles Zeugniß von dem Verhältniß Amerikas zu Afrika gibt, muß ich dich in eine Wohnung führen, die ebenfalls ein Zeugniß ablegt, aber — — auf entgegengeſetzte Weiſe. Ich ging dahin eines Morgens mit Dr. Hebbe und mit meiner guten Wirthin, bevor wir das Capitolium beſuchten; denn Waſhingtons „Slave pen“ liegt nahe bei Waſhingtons Capitolium und kann von dem letztern aus geſehen werden, obgleich das graue, düſtere Haus, das Gefängniß unſchuldiger Menſchen, ſich hinter

belaubten Bäumen verbirgt, als ob es sich schämte. Wir wurden nicht in das Gehege eingelassen, in welchem Negerkinder auf dem grünen Rasen saßen oder herumsprangen. Allein bei der kleinen Gitterthür begegnete uns der Sklavenwächter, ein gutmüthiger, gesprächiger, aber augenscheinlich roher Mann, dem es Vergnügen zu machen schien, uns seine Macht und sein Ansehn zu zeigen. Mrs. Johnson wünschte einen Negerknaben als Aufwärter zu haben und fragte, ob sie hier einen solchen bekommen könnte.

— „Nein!" lautete die Antwort — „Kinder werden hier nicht weggegeben. Sie werden nur kurze Zeit hier behalten, um fett gemacht zu werden, dann werden sie auf die Sklavenmärkte im Süden zum Verkauf geschickt. Gegenwärtig dürfen hier gar keine Sklaven verkauft werden. Jetzt sind gerade einige ganz prächtige Gegenstände für den Verkauf hier, die nach dem Süden geschickt werden müssen. Unter diesen ist ein junges Mädchen, in Allem wie eine Lady erzogen, die sticken und Fortepiano spielen, sich wie eine Lady anziehen und lesen, schreiben und tanzen kann. Dies Alles hat sie in der Familie gelernt, der sie zugehörte und in der sie von Kindheit an wie ein leibliches Kind behandelt worden ist. Aber jetzt ist ihr Sinn dadurch zu hoch gewachsen, sie ist übermüthig geworden; und um sie zu demüthigen, ist sie jetzt hierher gebracht worden, um verkauft zu werden."

Dies Alles theilte uns der gesprächige Sklavenwächter mit. Ich fragte ihn auch nach der Laune und Stimmung seiner Gefangenen.

— „Ah" — sagte der Mann lächelnd — „sie würden sehr unlenksam sein, wenn sie sich nicht vor Schlägen fürchteten."

Meine ehrliche offenherzige Wirthin konnte ihre Entrüstung über eine solche Behandlung von Menschen, die nichts Böses gethan haben, nicht zurückhalten. Aber

der Wächter lachte und blieb dabei, daß die Neger, Männer wie Frauen, mit der Peitsche regiert werden müßten. Dann nahm er Abschied von uns, ebenso zufrieden mit sich und seiner Welt, wie wir unzufrieden waren.

In Washington, nahe bei dem Capitolium der Vereinigten Staaten dieses „Slave pen"! — Sollte man sich nicht versucht fühlen, hinauf in das Capitolium zu gehen und daselbst die amerikanische „Declaration of Independence" vorzulesen? — Doch — sie wird dort oben schon vorgelesen werden!

Die Freiheit und die Ehre Amerikas wird nicht sterben oder in den Händen der Amerikaner erstarren.

Habe ich dir schon von einer „Baptism by immersion" erzählt, der ich in einer hiesigen Kirche beiwohnte? — Ich glaube nicht. Im Süden, an den Ufern der rothen Flüsse, in Macon und in Savannah, hatte ich Processionen gesehen, die von dem Taufact im Flusse zurückkehrten, aber die Taufhandlung selbst hatte ich noch nicht zu sehen bekommen. Hier sah ich eine solche in einer Baptistenkirche. Nach der Predigt wurde die Kanzel weggeschafft und man konnte in der Nische, vor welcher sie gestanden hatte, sechs junge Mädchen in grauweißen, wollenen Blousen, die mit Schärpen umgürtet waren, im Fond der Nische in einer Reihe stehen sehen. Ein junger schwarzgekleideter Geistlicher stieg in eine Vertiefung hinab, die sich im Fußboden der Nische befand. Es war ein Wasserbassin. Von hier aus sprach er zu den Versammelten und zu den jungen Mädchen, welche getauft werden sollten, über die Bedeutung der Taufe und über seine eigenen Empfindungen, als er zum ersten mal mit dem vollen Bewußtsein des Zwecks und der Kraft dieser Handlung in das reinigende Element getaucht wor-

den war. Er lud darauf die jungen Schwestern ein, in das Bad der Taufe hinabzusteigen. Diese traten dann, Jede einzeln an der Hand eines männlichen Verwandten, an den Rand des Bassins, wo der Geistliche die Hand der Herabsteigenden ergriff und sie die Treppe hinunter leitete. Im Bassin stand er einen Augenblick gerade vor ihr, indem er ihre beiden Hände hielt. Wahrscheinlich legte sie da ein Gelübde ab, das ich aber nicht hören konnte. Darauf wurde sie, mit dem Nacken auf der Hand des Geistlichen ruhend, plötzlich hinterrücks in das Wasser getaucht. Es war das Werk eines Augenblicks, und sobald sie sich wieder über das Wasser erhob, wurde ein Lobgesang angestimmt, dessen erste Worte in meinen Ohren wie: „Rejoice, rejoice!“ — erklangen. Als die Getaufte die Treppe wieder hinaufgestiegen war, wurde sie von ihren Verwandten in Empfang genommen, die einen großen Shawl oder einen Mantel um sie hüllten und sie schnell aus der Nische wegführten.

So hatten fünf junge Mädchen und ein junger Mann die Taufhandlung überstanden, aber noch war das jüngste und schönste von den jungen Mädchen übrig, das in der Ecke, in welcher sie während der langdauernden Taufe der Andern ganz unbeweglich stand, einem Kirchenengel glich und für eine Bildsäule hätte gehalten werden können, wenn die schönen Rosen auf ihren Wangen nicht dafür gezeugt hätten, daß die Gestalt lebendig war. Ich wunderte mich über die Kraft dieses zarten Mädchens, daß sie in voller Erwartung so lange und so unbeweglich dastehen konnte. Und nun stieg der junge Geistliche aus dem Bassin herauf und Alles schien vorüber zu sein. Hatte man das schöne junge Mädchen vergessen oder war sie wirklich kein lebendes Wesen, sondern eine Bildsäule, ein Kirchenengel?

Da trat ein alter Mann hervor und redete die Versammlung an. Er war der Vater des jungen Mädchens, er war ihr Lehrer gewesen, hatte sie in das Leben

und in die Lehren der Religion eingeweiht und sie zur Taufe vorbereitet. Er hatte sich die Erlaubniß ausgebeten und dieselbe erhalten, das Sacrament der Taufe an seinem geliebten Kinde selbst zu vollziehen. Darum stieg er in das Bassin nieder. Nun bewegte sich das Bild an der Kirchenwand. Ohne Begleitung schritt das junge Mädchen so leicht und so vertrauensvoll wie das Kind zu einem geliebten Vater vor und übergab sich den Händen desselben. Es war ein schöner und rührender Anblick, den alten Mann und seine Tochter hier zu sehen, vor dem Auge des Himmels stehend, der Vater die Tochter weihend, die Tochter sich der Leitung des Vaters und durch dieselbe einem heiligen Leben hingebend. Und dieser Anblick würde noch schöner gewesen sein, wenn sie anstatt unter weißen Gewölben und Mauern im Freien gestanden hätten, den blauen Himmel über sich und die grünen Bäume um sich.

— „Rejoice, rejoice!“ — sang abermals der Chor im frohen Lobgesange über diesen letzten von den jungen Täuflingen, und der Vater und die Tochter entstiegen dem Wasser wieder.

Der größere Theil der Versammelten, unter denen eine große Menge Kinder waren, betrachtete die ganze Sache wie ein Schauspiel und lärmte entsetzlich beim Herausstürzen aus der Kirche, trotz der Ermahnungen des Predigers zur Ruhe. Auch an den Ufern der Flüsse und in dem Frieden der Wälder sollen die Taufhandlungen von neugierigen und muthwilligen Zuschauern gestört werden.

Nun will ich ausgehen und mich durch eine einsame Wanderung im Grünen, irgendwo außerhalb der Stadt, mit einer Quäkerfreundin, der angenehmen Miß Donaldson, erfrischen. In der nächsten Woche reise ich von hier ab und wieder nach Philadelphia, um mit Professor Harts in das Bad am Cap May zu reisen. Wenn ich mich einige Wochen lang im Meere gesalzen

und gestärkt habe, fahre ich nach Neuyork, um mit meinen Freunden Springs über meine weitere Reise, ob dieselbe zuerst nach dem Norden oder nach dem Westen gehen soll, Rath zu halten. Die jungen Lowells wollen mit mir an den Niagara reisen, und könnte ich Springs bestimmen, uns zu begleiten, so würde es sehr angenehm sein. Sie sind so angenehm im Umgange und wissen alles Gute und Schöne auf eine so hübsche Weise zu genießen. Von Niagara reise ich allein westlich an den Mississippi — wie weit, weiß ich noch nicht.

Gestern Abend hatte ich hier eine große Versammlung von „My friends“, Bekannten und Unbekannten, erhielt Blumen von ihnen und theilte Blumen aus. Sehr viel frische Herzlichkeit und Jugendwärme haben die Amerikaner; das kann man ihnen nicht ableugnen.

Gestern hörte ich eine erfreuliche und auch eine betrübende politische Neuigkeit, nämlich, daß Dänemark unter den Bedingungen, welche es wünschte, Frieden geschlossen und daß — — Sir Robert Peel durch einen Fall vom Pferde den Hals gebrochen hatte. Der Tod dieses großen Staatsmannes wird hier allgemein beklagt, aber nur so „en passant“; man hat hier nicht Zeit, sich in diesem Augenblicke bei den Unglücksfällen anderer Völker aufzuhalten. Die eigenen Angelegenheiten nehmen die Zeit und die Köpfe hier in Anspruch und — die Hitze ist hier überwältigend. Die Mitglieder des Congresses sind der Congreßsitzungen müde, die Redner sind müde, einander reden zu hören.

— „Die Beredsamkeit eines Cicero oder Demosthenes würde jetzt nicht im Stande sein, uns Vergnügen zu bereiten!“ — sagte kürzlich ein ermatteter Senator zu mir. Noch hört man jedoch Mr. Hale, den Repräsentanten des Granitstaates, mit seinen lebhaften und witzigen Ausfällen gern. Vorgestern ließ er alle Staaten in dem Charakter ihrer Repräsentanten figuriren und zusammensprechen in Verbindung mit einem Angriff auf die Com-

promißbill und zwar auf eine Weiſe, die allgemeine Heiterkeit erregte. Inzwiſchen ſehnen ſich Alle nach der Beendigung des Congreſſes und nach der Abreiſe, die Einen in ein Bad, die Andern in ihre Heimat, Alle aber fort, fort, nur fort von Reden und Streit, vom Capitolium und dieſem ganzen heißen Waſhington, „hot high pressure life.“ Die letzte große Rede in dieſer Seſſion wird morgen erwartet.

22. Juli.

Henry Clay hat ſeine große Rede gehalten, und die Frage ſteht noch wie ſie früher ſtand, und die Welt geht noch wie ſie früher ging; aber es verlautet, daß der Congreß bald geſchloſſen werden wird. Clay ſprach drei bis vier Stunden; aber ſeine Rede, die eigentlich eine Zuſammenſtellung des Inhalts, der Stellung und der Entwickelung der Streitfrage während des Congreſſes und eine Darſtellung von Clay's eigener Behandlung derſelben enthielt, ſchien keinen guten Eindruck auf den Senat zu machen. Eine ſentimentale Appellation an die Mitglieder des Congreſſes, zu bedenken, was ſie bei der Rückkehr in ihre Heimat ihren Frauen und Kindern von der Stellung des Vaterlandes ſagen würden, misglückte gänzlich und rief ein Lächeln hervor; auch mislang die Ermahnung, alle kleinlichen Geſinnungen, alle ſelbſtſüchtigen Triebfedern u. ſ. w. zu beſeitigen und zum Beſten des ganzen Landes für die Compromißbill zu ſtimmen. Allerdings verdiente ſie auch das Mislingen, weil ſie vorausſetzte, daß aller Widerſtand gegen die Bill nur aus niedrigen Motiven hervorginge, was doch keineswegs der Fall iſt. Aber ich mußte Clay's athletiſche Geiſtes- und Rednergaben bewundern. Nachdem er länger als drei Stunden mit Feuer und Kraft, zuweilen mit Leidenſchaft, unter einer klaren logiſchen Entwickelung des Kampfes und des Standpunktes geſprochen hatte, den die Frage während einer Zeit vor ſieben Monaten an-

genommen, ſtand er friſch und bereit zu einem leichten Gefecht — obgleich mit recht ſcharfen Waffen von Sarkasmen und Spitzen — mit dem Senator Hale von Neu-Hampſhire da, der — wie gewöhnlich — das ganze Haus in Lachen verſetzte. Clay zeigte ſich ebenſo wie Hale als Meiſter in der Fechtkunſt, war aber bitterer. Einige ſeiner Einfälle wurden von den Galerien ſo ſtürmiſch applaudirt, daß der Vicepräſident nach wiederholten Auffoderungen zum Schweigen zornig ſagte, er würde ſich genöthigt ſehen, „to clear the gallery“, wenn die Zuhörer nicht gehorchen wollten.

Clay will nun Waſhington verlaſſen und nach ſeiner Entfernung wird nun die Compromißfrage bald entſchieden werden. Die Oppoſition gegen ihn und ſeine Bill iſt gegenwärtig ſtark. Und er ſteht mit ſeiner Bill eben ſo hartnäckig der Oppoſition entgegen.

Morgen reiſe ich mit Miß Dix nach Baltimore, wo ich auf meinem Wege nach Philadelphia einige Tage zu bleiben gedenke.

Ich verlaſſe Waſhington, und dieſes Schauſpiel von dem Leben der Neuen Welt ſchließt ſich für mich auf immer. Was habe ich denn eigentlich geſehen? — Etwas Höheres, etwas Schöneres als die Rathsverſammlungen in der Alten Welt? — Nein. — Etwas Neues? — Nein, wenigſtens nicht bei den Mitgliedern der Rathsverſammlungen. Das Neue hat unſer Herr an die Hand gegeben durch die Welt, die er erſchaffen hat und auf deren neuer Erde der Kampf ſtattfindet, und durch die Ausſichten, welche die Fragen zwiſchen Freiheit und Sklaverei über die Gegenden und Naturſcenen eröffnen, die bisher unbekannt waren und auch oft blos als ungewiſſe Fata Morgana geſehen werden. Das Erfriſchende und Neue kommt von den ungleichen Charakteren der repräſentirten Staaten, kommt insbeſondere aus dem großen, halb unbekannten Weſtlande und der Ausſicht über deſſen Wildniſſe und Paradieſe, wo mehrerlei

Menſchenracen umherirren, eine Heimat ſuchend oder ſich begründend, der Ausſicht über das ungeheure Texas, aus welchem noch fünf Staaten gebildet werden können und wo der Rio Grande und der Rio Colorado und unzählige andere Ströme durch fruchtbare Gegenden wogen, der Ausſicht über Neumexico mit ſeiner ſteinigen Wüſtenei, „el Llano Estaccado“, wo ſich auf Strecken von zwanzig, dreißig und vierzig Meilen kein Waſſer findet, in deſſen „Valle de los Angelos“ aber die tropiſche Wärme tropiſche Früchte reift, der Ausſicht über Californien endlich mit ſeinen goldhaltigen Flüſſen, deſſen Felſen voll von Gold, deſſen zahlreichen ſeltſamen Naturerzeugniſſen, deſſen Sierra Nevada mit ewigem Schnee, deſſen großem Salzſee, an deſſen Ufern „die letzten Heiligen unſerer Tage“ wohnen (die Mormonen), in einer Thalebene, deren Reichthum und klimatiſche Schönheit mit Kaukaſien und Peru wetteifern ſoll. Und außerdem geben dieſe Gegenden alle die natürlichen Bedingungen für die Entwickelung einer vollkommenen Menſchlichkeit, Californien, der ausgedehnteſte Staat der Neuen Welt, dem Forſcher noch völlig eine neue Welt, voll von ſchönen Erſcheinungen und von Schreckniſſen, wohin die Völker von Oſten und Weſten ſtrömen, Gold von Ophir ſuchend, Californien, welches an ſeiner Oſtgrenze das wilde Steppenland Nebraska, die Jagdgründe der wilden Indianer, hat, und auf der andern Seite das Stille Meer, das große Stille Meer, deſſen Wellen mit ſo gleichmäßigen feſten Pulsſchlägen, aber ſo gewaltig an das Ufer ſchlagen ſollen, daß das Donnern der Wogen weit ins Land hinein gehört wird und die Luft und das Laub auf den Bäumen bis tief ins Land hinein erbebt. Sieh — alles Dies und noch weit mehr — z. B. die Ausſichten über Panama und über das Gebiet von Centralamerika, wo was Volk der Vereinigten Staaten jetzt Kanäle gräbt und Eiſenbahnen anlegt, um zwei Meere zu verbinden — dies Alles iſt ein neues erfri-

schendes Schauspiel. Und das kommt im Congreß der Vereinigten Staaten während der Discussion vor. In der Discussion selbst sehe ich dagegen nichts Großes. Ich finde hier dieselbe Bitterkeit und Ungerechtigkeit unter den Parteien wie in den Staaten Europas, dasselbe Mistrauen gegen die gegenseitigen redlichen Motive, bei den Staatsmännern dieselben Leidenschaften, große und kleine, und bei der Debatte denselben Willen, Recht zu haben und Recht zu bekommen, was es auch kosten möge, dieselben Misverständnisse, Persönlichkeiten und beständigen Abschweifungen von der Sache auf die Person, dieselbe Reizbarkeit und Empfindlichkeit in Bezug auf das liebe Ich, welches fortwährend Interpellationen, Angriffe, Erklärungen, Gegenerklärungen und unendliche kleine Gefechte erzeugen, welche den Ausgang des großen Treffens ins Unendliche verlängern, sodaß die großen Männer, die Repräsentanten großer Staaten, oft kleinen, kindisch zankenden Kindern gleichen. Dazu kommt jetzt noch, daß die Repräsentanten höchst kitzlich in Bezug auf die Ehre und Würde ihrer Staaten und bei der geringsten Anspielung aufzubrausen bereit sind, die ehrenrührig zu sein scheint, und daß die Staaten in dieser Union nicht so recht zärtlich verbunden sind; — du siehst also, daß die Gelegenheit zu Kämpfen hier in verdoppeltem Maße vorhanden ist.

Soviel von der Schattenseite der Versammlung.

Die Lichtseite fehlt derselben ebenso wenig und ist nach meiner Ansicht so hell und stark wie die, welche die Alte Welt aufzeigen kann. Großherzige Proteste gegen die Finsterniß und die Selbstsucht fehlen nicht, noch weniger großherzige Appellationen an die höchsten Zwecke der Union und an das höchste Wohl der Menschheit. Der Adler sitzt auf den Felsen des Meeres, schlägt mit seinen Schwingen, blickt dann und wann gegen die Sonne, hat aber seinen Flug gegen dieselbe noch nicht begonnen. Henry Clay gleicht diesem Adler. Daniel

Webſter iſt der Adler, der in dem Wolken kreiſt, auf ſeinen Schwingen ruht, aber blos in wiederkehrenden Kreiſen um eine eingebildete Sonne — die Conſtitution — fliegt. Keiner von Beiden ſoll ein großer moraliſcher Charakter ſein. Keiner von Beiden hat jene Art von Größe, die ich an dem größten Staatsmanne der Alten Welt — Moſes — bewundere. Der größte Staatsmann der Neuen Welt iſt noch nicht erſchienen.

Aber was könnte dieſe Volksvertretung nicht ſein, wenn ſie ihren Verhältniſſen und ihrem Zwecke entſpräche, wenn jeder Vertreter der einzelnen Staaten, durchdrungen von der Eigenthümlichkeit ſeines Staates in der Natur und im Volksleben und von dem Verhältniß deſſelben zu dem höchſten Zwecke der Union, deſſen Rechte auf dem Congreß verträte! Wahrhaftig, der Congreß der Vereinigten Staaten würde dann ein großartiges Drama, ein Schauſpiel für die Blicke der Menſchen und der Götter ſein!

---

25. Juli 1850. (Auf dem Lande, nahe bei Baltimore, Maryland.)

Einen herzlichen guten Morgen, meine gute Agathe, von einem herrlichen Landſitze mit der Ausſicht über die Mündung des Potascofluſſes in der Cheſapeakbai, in der Nähe bei Baltimore. Ich bin hier als Gaſt mit Miß Dix zuſammen auf meinem Wege nach Philadelphia in der Familie des Generals Stuart. Mein Wirth iſt ein lebhafter, gemüthlicher, artiger und geſprächiger Soldat, ſeine Frau iſt ein ſchönes ſtilles Weib, eine glückliche Mutter von zehn noch jungen Kindern; augenſcheinlich ein glückliches Ehepaar, ein gutes und glückliches Haus! Ich fühle das ſchnell bei meinem Eintritte in ein Haus.

Nach dem allerfreundlichſten Abſchiede von meinen innig guten und freundlichen Wirthsleuten in Waſhington

und von meiner lieben Quäkerfreundin reiſte ich von dort mit Miß Dix und in Geſellſchaft von Downing's Freund, dem liebenswürdigen Mr. William Ruſſel, ab. Aber es war ein beſchwerlicher mühſamer Reiſetag bei dieſer ſtarken Hitze und bei dem öftern Wechſel des Fortkommens und den Unterbrechungen des Weges durch Flüſſe. Ich bekam jedoch einige ſchöne Ausſichten auf den Susquehannafluß zu ſehen. Spät Abends ſaß ich im allerſchönſten Mondſchein allein mit Miß Dix auf dem Altan in General Stuart's Villa, blickte hinaus auf den glänzenden Fluß, auf die breite Cheſapeakbai und hörte der Erzählung ihrer einfachen und doch ſo merkwürdigen Lebensſchickſale zu. Unter den wechſelnden Scenen meines Aufenthalts hier im Lande war dieſe nicht die am wenigſten intereſſante.

Ich hatte Miß Dix gebeten, mir mitzutheilen, was ſie auf den Weg geführt habe, den ſie jetzt als öffentliche Beſchützerin und Fürſprecherin der Unglücklichen ging. Mündlich will ich dir mehr von ihrer Erzählung ſagen, jetzt nur die Worte, mit denen ſie meine Frage nach der Veranlaſſung zu ihrem Entſchluß beantwortete:

— „Es war kein merkwürdiger Vorfall und keine Revolution in meinem innern oder äußern Leben, es war eine Handlung einfachen Gehorſams gegen Gottes rufende Stimme. („An act of simple obedience.“) Ich war aus England zurückgekehrt, wohin ich meiner Geſundheit halber gereiſt war, nachdem ich, ebenfalls aus Geſundheitsrückſichten, genöthigt geweſen war, die Schule aufzugeben, die ich mehre Jahre hindurch gehalten hatte. Ich lebte nun in einem „boarding-house“ ohne eine beſtimmte Beſchäftigung, widmete mich den Naturwiſſenſchaften, die mir ſtets lieb geweſen waren, fühlte mich aber niedergedrückt durch die Unthätigkeit und Nutzloſigkeit meines Lebens. Ich ſehnte mich nach einem edeln Zwecke, um für denſelben zu arbeiten, nach Etwas, welches die Leere ausfüllen ſollte, die ich in

meiner Seele fühlte. Eines Tages, als ich in der Kirche geweſen war, ſah ich auf dem Rückwege zwei Herren im Geſpräche zuſammen ſtehen und hörte den einen von ihnen ſagen: — «Ich wünſchte, daß ſich Jemand um das ** Gefängniß bekümmerte, denn das iſt in einem erſchrecklichen Zuſtande!» — In dieſem Augenblicke kam mir der Gedanke: — «Das wäre etwas für mich!» — Und ich ging dahin. Ich fand im Gefängniß eine Menge unglückliche Wahnſinnige, eingeſperrt wie Verbrecher und wie Verbrecher behandelt, ſowie eine Menge Misbräuche und Fehler in dieſer Anſtalt, die ich jetzt nicht näher ſchildern kann. Ich ſchrieb einen Bericht darüber nieder, entwarf einen Plan zur Verbeſſerung dieſes Zuſtandes und reichte Beides bei der Regierung dieſes Staates ein. Man nahm Rückſicht darauf und bewilligte eine Summe zur Verbeſſerung der Gefängniſſe und zur Erbauung einer Zufluchtsſtätte für Wahnſinnige, in welcher ſie behandelt werden konnten, wie es paſſend für ſie war. Das war der Anfang. Seitdem ſah ich meinen Weg vorgezeichnet, und Das, was ich auf demſelben ausgerichtet habe, iſt wie von ſelbſt gegangen!"

Waſhington lag hinter mir mit ſeinen politiſchen Schlachten, mit ſeinen bittern Kämpfen von Staaten gegen Staaten, von Männern gegen Männer, mit ſeinen verwickelten Verhältniſſen und unbefriedigenden Ausſichten, mit ſeinem aufgeregten chaotiſchen Leben. Und hier war ein kleines Menſchenleben, das durch eine Handlung „einfachen Gehorſams" aus ſeiner Vereinzelung, aus ſeinem Dunkel hervorgetreten war und ſich zu einer großartigen ſegensreichen Thätigkeit für verwahrloſte Weſen in allen Staaten der Union in dieſer großen Neuen Welt ausgebreitet hatte, wie der kleine Fluß vor uns, aus unſichtbaren Quellen entſprungen, ſich zu dieſer herrlichen Bai ausgedehnt und durch dieſe mit dem Weltmeer vereinigt hat. Der Contraſt war auffallend; die Aehnlichkeit zwiſchen dem Menſchenleben und der Naturſcene vor mir

war es auch. Und der Frieden und die Schönheit der Nacht, das reine Mondlicht war wie der Segen des Himmels über Beiden.

Miß Dix ist während ihrer zwölfjährigen Wirksamkeit als guter Engel der Gefangenen und der Wahnsinnigen durch die meisten Staaten der Union gereist, in Gegenden und an Orten eingedrungen, die früher vor den Blicken des Lichtes verborgen waren, und hat Botschaft des Lichts und der Hoffnung zu Denen gebracht, die im Dunkeln saßen. Sie ist durch ihre vortrefflichen Denkschriften an die Regierungen der Staaten und durch ihren Einfluß auf einzelne Personen das Mittel zur Errichtung von dreizehn Hospitälern für Wahnsinnige, zu einer verbesserten Behandlung dieser Unglücklichen sowie auch der Gefangenen, namentlich in den Gefängnissen der südlichen Staaten geworden. Sie ist einer der schönsten Beweise von Dem, was ein Weib ohne irgend eine andere Stütze, als ihren persönlichen Willen und Charakter, ohne eine andere Macht, als ihren Zweck und ihr Recht und ihre Fähigkeit, Beides darzustellen, im Staate vollbringen kann. Ich bewundere sie, ich bewundere namentlich ihren Muth und ihre Ausdauer. In anderer Beziehung würden wir kaum miteinander sympathisiren. Ich liebe mehr die Menschen, welche weniger merkwürdig sind. Aber ich liebe ihren Beruf für die Menschheit, ich liebe ihre Gestalt auf dem Forum der Vereinigten Staaten und in der Fensternische auf dem Capitolium, wo sie mitten unter heißen Kämpfen still an ihrem Gewebe für die Freistätte der Unglücklichen spinnt — ein stiller Mittelpunkt für die Fäden der christlichen Liebe, welche sie durch die tagtäglichen Kämpfe hindurch zieht, ungestört durch diese letztern — eine göttliche Spinnerin für Gottes Haus. Sollte ich ihre Hand nicht küssen? — Ich that es, und ich thue es auch jetzt in meinen Gedanken, mit Dank für Das, was sie ist und was sie thut.

Mehre merkwürdige Anekdoten aus ihrem abenteuer-

reichen Leben auf ihren einsamen Reisen während ihrer zwölfjährigen Wirksamkeit hebe ich auf, bis wir einander in Person treffen. Sie gehören zu dem Romantischsten in der Geschichte des wirklichen Lebens.

Nun will ich dir ein wenig von Baltimore erzählen.

Baltimore ist die Hauptstadt des Sklavenstaates Maryland. Maryland ist die älteste Heimat des Katholicismus in den Vereinigten Staaten. Lord Calvert Baltimore, der in England vom Protestantismus zum Katholicismus überging und deshalb seine Stelle in England niederlegte, war der erste Begründer der Colonie in Maryland, welche bestimmt war, zunächst allen leidenden oder verfolgten Katholiken, dann aber auch allen Völkern und Religionsgesellschaften, welche sich als Christen bekannten, eine Freistätte zu gewähren. Man nennt unter den ältesten Ansiedlern hier auch Schweden und Finnen. Der edle und großherzige Lord Baltimore wollte auf dieser Stelle der Neuen Welt die katholische Kirche auf eine breitere Basis, als sie bisher in der Alten Welt hatte, bauen. Die Stadt Baltimore wurde der Sitz eines Erzbisthums und das Kloster „of the Visitation“ entstand daselbst „als Mutterstiftung für diejenigen Stiftungen von ähnlicher Art, welche sich auf dem Boden der Neuen Welt verbreiten würden.“ Maryland hatte Tabacksplantagen und Sklaven und lebte, wie es hieß, patriarchalisch. Es lebt noch jetzt von Taback und Sklaven — aber weniger patriarchalisch, wie verschiedene Vorfälle und Geschichten aus der Chronik dieses Sklavenstaates beweisen, und Baltimore ist noch jetzt die Heimat des Katholicismus, eines katholischen Erzbischofs und des Klosterordens „of the Visitation.“ Etwas von dem liberalen Geiste Lord Baltimore's scheint auch daselbst noch fortzuleben.

Ich besuchte das Kloster während meines Aufenthalts in Washington und fand sehr viel Gefallen an Dem, was ich darin sah, besonders an dem Aeußern und Be-

nehmen der Aebtissin und der jungen Schwestern. Die Nonnen legen ihr Gelübde für ihre ganze Lebenszeit ab, haben aber viel von dem alten katholischen Ceremonienwesen aufgegeben und nehmen keine unvernünftigen Kasteiungen vor. Sie beschäftigen sich vorzugsweise mit der Erziehung und mit der Pflege armer vater- und mutterloser Kinder. Viele der angesehensten protestantischen Familien in den Vereinigten Staaten senden ihre Kinder der Erziehung halber hierher, weil sie hier besser unterrichtet werden als in den meisten Erziehungsanstalten hier zu Lande. Der Katholicismus in den Vereinigten Staaten scheint Alles, was ihn auf der andern Seite des Meeres gefürchtet und verhaßt gemacht hat, aufgegeben und blos sein Bestes mitgenommen zu haben; und darunter zählt man mit Recht seinen Eifer für gute Handlungen. Auch sollen die hiesigen katholischen Gemeinden ausgezeichnet durch ihre guten Anstalten für Kinder und Kranke sein.

Die große Pensionsanstalt für junge Mädchen soll die vorzüglichste Einnahmequelle des Klosters sein. Bald wird man darin eine öffentliche Prüfung halten, und in einem großen schönen Concertsaale hörte ich einige von den jungen Mädchen Harfe und Pianoforte spielen und Ensemblestücke sehr gut und musikalisch singen.

In Baltimore habe ich die Gefängnisse und das Irrenhaus besucht, daran aber nichts Bewundernswerthes gefunden. Maryland ist ein kleiner Staat und ein Sklavenstaat. Baltimore ist eine große Stadt, aber weniger schön und viel weniger mit Bäumen und mit Baumgärten geschmückt als die meisten amerikanischen Städte, die ich bis jetzt gesehen habe. Baltimore ist berühmt wegen seines heitern und geselligen Lebens und seiner schönen Frauen, und „the belle of Baltimore“ ist ein heiteres Negerlied, das von Schwarzen und Weißen, von Dienern und Herren con amore gesungen wird. Aber die für mich größte Merkwürdigkeit Balti-

mores liegt in einer andern Richtung. Sie liegt in der Geſchichte einer Wirthshausſcene und eines kleinen Mädchens.

Willſt du die erſtere nicht um der letztern willen hören? Denn dieſe beiden Geſchichten können nicht voneinander getrennt werden.

Vor einigen Jahren wohnte in Baltimore eine Familie Namens Hawkins. Sie war früher in beſſern Umſtänden geweſen, aber durch die Neigung des Familienvaters zu ſtarken Getränken heruntergekommen. Da gab es eine Schenke in einer Straße zu Baltimore, in welcher ſich an jedem Tage fünf bis ſechs Saufbrüder zu verſammeln und den Tag hindurch zu ſaufen pflegten. Mr. Hawkins gehörte zu dieſer Geſellſchaft, und obgleich er dies verwünſchte und ſich ſelbſt und ſeine Schwachheit, dahin zu gehen, verwünſchte, ſo lag es doch wie ein Fluch auf ihm, daß er jeden Tag in dieſe Schenke gezogen wurde und, wenn er einmal dorthin gekommen war, nicht wieder aus derſelben fort konnte. Spät Abends oder ſpät in der Nacht wankte er heim, fiel auf der Treppe oft zu Boden und würde dort liegen geblieben und vor Kälte und Elend umgekommen ſein, wenn nicht ſeine Tochter, die kleine Hanna, geweſen wäre. Sie wachte, bis ſie ihren Vater nach Hauſe kommen hörte; dann ging ſie ihm entgegen und half ihm die Treppe hinauf; und wenn er auf der Treppe fiel und ſie ihn nicht wieder aufzurichten vermochte, ſo trug ſie Kiſſen und Decken hinunter auf die Treppe, bettete ſein Haupt auf die erſtern und breitete die letztern über ihn, ſo gut ſie konnte, und legte ſich dann an ſeine Seite. Seine Frau war in der Verzweiflung ſeiner müde geworden und ſuchte mit ihrer Arbeit ſich und die andern kleinern Kinder zu ernähren. Die kleine Hanna (erſt zehn Jahre alt) wurde nicht müde, für ihren Vater zu ſorgen und ihn mit ihrer kindlichen Liebe zu begleiten. Wenn er des Morgens aus ſeinem Rauſche erwachte, ſchickte er

das Mädchen sogleich fort, um Branntwein für ihn zu holen. Und sie that dies, jedoch erst dann, wenn sie nicht im Stande war, ihn durch ihre Bitten davon abzubringen. Allein es gelang ihr blos, ein stärkeres Gefühl seines Elends und das Bedürfniß, dasselbe zu vergessen, in ihm zu erregen. Er verwünschte sich, daß er einem solchen Kinde ein so unwürdiger Vater sei, und zwang doch sein Kind, ihm das verderbliche Getränk zu verschaffen. Und wenn er sich durch den herbeigeschafften feurigen Trank wieder genug gestärkt hatte, um aufstehen und ausgehen zu können, so ging er fort — — in die Schenke.

So war sein Leben lange Zeit hindurch eine Kette von Elend und Selbstverwünschungen, blos von neuen Berauschungen unterbrochen.

Die Familie war in tiefe Armuth versunken und sank mit jedem Tage tiefer. Eines Morgens, als Hawkins nach einem Rausche des vergangenen Tages krank an Körper und Geist in seinem Bette erwachte, befahl er, wie gewöhnlich, seiner Tochter Hanna, zu gehen und ihm Branntwein zu schaffen. Aber das Kind wollte nicht gehen und bat ihn inständig: — „Dear father! Heute nicht, mein lieber Vater!" — Das Kind weinte und der Vater befahl ihr in seinem Zorne, die Stube zu verlassen. Allein verließ er sein Bett und ging mit wankenden Schritten in die gewöhnliche Schenke.

Aber daselbst war unterdessen ein sonderbarer Auftritt vorgegangen, der ohne eine geheime Einwirkung von oben schwer zu erklären sein würde. Die Saufbrüder hatten sich dort bereits bei den vollen Flaschen versammelt, als Einer von ihnen sagte: — „Wir sind doch recht verkehrt, daß wir hier sitzen und uns ruiniren, blos um dieses Schwein (den Besitzer der Schenke) zu mästen!" — Die Andern stimmten ihm bei. Ein Anderer sagte: — „Wenn wir nun von heute an keinen Tropfen mehr tränken!" — Ein Wort gab das andere. Die

Männer ſchloſſen plötzlich einen Bund und ſetzten eine Schrift auf, in welcher ſie ſich mittels eines Eides verpflichteten, ſich der ſtarken Getränke gänzlich zu enthalten. Als nun Hawkins in die Schenke trat, kamen ihm ſeine Saufgenoſſen mit dieſem Nüchternheitsplaçat entgegen und riefen: — „Unterſchreib! — Unterſchreib!“ — Ueberraſcht, überwältigt, faſt außer ſich ſchrieb er ſeinen Namen zu den Namen der Uebrigen. Ohne einen Tropfen Branntwein zu ſich genommen zu haben, eilte er nun nach Hauſe, wie in einem neuen Rauſche befangen. Er fand ſeine Frau und Tochter zuſammen, warf ſich auf einen Stuhl und konnte blos ausrufen: — „Es iſt geſchehen! Es iſt geſchehen!“ — Seine Bläſſe und ſein verſtörtes Ausſehen erſchreckten ſeine Angehörigen; ſie fragten, „was er gethan habe?“ — „Ich habe das Gelübde der Nüchternheit („the pledge“) unterſchrieben!“ — rief er endlich. Hanna und ſeine Frau warfen ſich ihm um den Hals. Alle weinten Freudenthränen.

Von dieſem Punkte, von dieſem Auftritte in der Schenke ging die Bewegung aus, die ſich ſpäter mit der Schnelligkeit des Blitzes durch die Vereinigten Staaten verbreitete, Hunderte von Menſchen an ſich zog und zu einer mächtigen Mauer gegen die Trunkſucht emporwuchs, die ſeit einiger Zeit begonnen hatte, ſich wie ein anſchwellendes Meer im Lande zu verbreiten, Perſonen von allen Claſſen in ſich verſchlingend. Die frühern Saufbrüder in der Schenke zu Baltimore wurden Prediger der Nüchternheit, und unter dem Namen „the Washingtorians“ gingen ſie und mehre Andere mit ihnen aus, um in den Städten und auf dem Lande in den Volksverſammlungen Reden zu halten, wobei ihnen ihre eigenen Lebenserfahrungen Farbe und Leben gaben, den Fluch der Trunkenheit und das Glück des reinen Lebens auszumalen. So kamen ſie nach Boſton. Hawkins war bei ihnen. Man hatte ihn zum Sprechen aufgefodert; aber er war von Natur kein Redner und konnte

kaum vermocht werden, aufzutreten. Auf vielfache Aufforderung that er es endlich. Marcus Spring war bei dieser Gelegenheit gegenwärtig und erzählte mir einmal den ganzen Vorfall.

Als Hawkins auftrat, begann er mit den Worten: — „I have been a drunkard!“ — verstummte aber sogleich wieder, überwältigt von seinen Erinnerungen und von der Feierlichkeit dieser Stunde. Die zahlreiche Versammlung rief ihm Worte der Aufmunterung und Bewillkommnung zu und flößte ihm neuen Muth ein. Er nahm nun das Wort wieder, aber nur um die Geschichte seines frühern Elends und das Benehmen seiner kleinen Hanna gegen ihn zu erzählen. Die Einfachheit dieser Erzählung, die innere Schönheit derselben, die tiefe Bewegung des Mannes, welcher erzählte, Alles brachte eine tief eingreifende Wirkung hervor. Einer nach dem Andern in der Versammlung stand auf und sprach Worte aus der reinsten Wahrheit des Lebens oder des Herzens. Eine Stimme unter der Menge rief: — „Gibt es auch für mich Hoffnung?“ — Und Andere riefen: — „Ja, ja! Komm, Bruder, komm, unterschreib! Wir wollen euch beistehen!“ —

Tausende von Personen schrieben an diesem Abend ihre Namen unter die Nüchternheitserklärung, die ihnen Hawkins vorlegte. Der gute Marcus sagte, er wäre durch diesen Auftritt so belebt und aufgeregt worden, daß auch er aufgestanden wäre, um der Versammlung seine Freude darüber auszusprechen. Aber kaum hatte er ein paar Worte gesprochen, als er — stecken blieb; er vergaß, was er hatte sagen wollen, und setzte sich mit dem festen Vorsatz nieder, nie wieder als Redner aufzutreten.

Diese Bekehrungsgeschichte ist im Grunde sehr merkwürdig; denn die wirkende Ursache darin geht nicht von der kleinen Heldin derselben aus. Aber ich glaube, daß

sie in einem geheimen Bündniß mit einem guten Engel stand und daß dieser an diesem Morgen den Weg in die Schenke fand und dem Manne ins Ohr geflüstert hatte, dem Wirth der Schenke entgegenzutreten. Ein listiger kleiner Mädchenengel, ganz gewiß!

Hawkins fährt noch immer fort, als Nüchternheitsprediger im Lande herumzureisen. Er hat in dieser Stellung Vermögen und Ansehen gewonnen, und die kleine Hanna soll mit ihm zusammen im Westen sein, nicht mehr die kleine blasse Hanna, sondern ein blühendes sechzehnjähriges Mädchen. Hanna Hawkins ist meine „Belle of Baltimore."

Gestern Abend waren einige Gäste hier bei dem General Stuarts und darunter auch eine Miß ***, deren Namen ich vergessen habe. Sie war eine ältliche liebenswürdige Dame und eine prächtige Frau mit warmem Herzen und frischem Sinn. Sie war die Tochter einer vermögenden Familie, welche Sklaven besaß, und hatte, als sie volljährig geworden war, ihre Sklaven freigelassen, auch, da sie wohlhabend war, jedem derselben (zwanzig und einige an der Zahl) eine Art Ausstattung gegeben, womit sie eine selbständige Lebensbahn beginnen konnten. Sie erzählte mir, daß einer dieser Sklaven, ein Neger, der sich stets durch seine gute Aufführung ausgezeichnet hatte, als Freigelassener durch den Handel ein so ansehnliches Vermögen erworben habe, daß er davon in Wohlstand und guter Ruhe leben konnte. Aber sein Sohn hatte das Vermögen des Vaters verschwendet und den Letztern so weit gebracht, daß er sich in seinen alten Tagen durch harte Arbeit ernähren mußte — er war nämlich „Cart-driver", d. h. er fuhr Steine und Schutt zu Wegen und Gebäuden. Endlich wurde der Alte krank und fühlte, daß sein Ende nahe war. Da schickte er einen Boten an seine frühere Besitzerin, Miß ***, und ließ sie bitten, zu ihm zu kommen, weil er sonst nicht ruhig sterben könnte. Sie begab sich sogleich in seine

Wohnung und fand den alten Mann in einer armſeligen Stube, im Bette liegend und ſehr ſchwach.

— „Miſſis“ — ſagte er — „Ihr ſeid immer gut gegen mich geweſen und ich habe gedacht, daß ich Euch ſagen müßte, was mir auf dem Herzen liegt, und daß ich Euch bitten müßte, mir zu helfen, wenn Ihr könnt!“

Miß *** foderte den Alten auf, frei herauszuſprechen. Er fuhr fort:

— „Ihr wißt, Miſſis, wie ich mein Vermögen verloren habe. Ich habe gleichwol viele Jahre hindurch von meiner Hände Arbeit gelebt und bin Niemand zur Laſt gefallen. Aber ich habe nicht vermeiden können, in der letzten Zeit eine Schuld zu machen, und fühle, daß ich nicht ruhig ſterben kann, wenn ich nicht die Gewißheit habe, daß dieſe Schuld bezahlt wird. Miſſis, ich wollte Euch bitten, meine Schuld zu bezahlen!“

— „Und wie viel beträgt Eure Schuld?“ fragte Miſſis.

— „Funfzehn Dollars.“

— „Dann beruhigt Euch, lieber Jakob, ich kann und will ſie bezahlen.“

— „Gott lohne es Euch, Miſſis!“

— „Nun antwortet mir, Jakob, auf eine Frage, die ich Euch vorlegen will, und ſagt mir auf Euer Gewiſſen, ob Ihr als freier Mann Euch glücklicher gefühlt habt, als da Ihr Sklave in dem Hauſe meiner Aeltern waret?“

— „Miſſis!“ — ſagte der alte Mann feierlich, indem er ſich im Bette aufrichtete. — „Eure Aeltern, meine Gebieter, waren ſtets gütig gegen mich und in ihrem Hauſe wußte ich nicht, was Noth war. Als freier Mann, und beſonders in meinen alten Tagen, habe ich viel Uebles ertragen müſſen. Ich habe vom Hunger und von der Kälte gelitten; ich habe im Regen, bei Schnee und Sturmwind im Freien arbeiten müſſen; —

aber, Missis, ich habe Alles muthig ertragen, weil ich frei war, und ich würde gern Alles gern nochmals leiden, blos um meine Freiheit und mein Recht über mich selbst zu behaupten. Denn Beides ist mein höchster Schatz gewesen!"

Im Kampfe der Freiheit gegen die Sklaverei ist dieses Zeugniß von nicht geringem Werthe.

Allein man könnte leicht Gegenzeugnisse von flüchtigen Sklaven anführen, die in den nördlichen Staaten von alten Freunden aus dem Süden gefragt wurden, wie ihnen die Freiheit schmecke, und die darauf antworteten:

— „Sick of it! Wish massa would take me back!"

So habe ich erzählen hören und ich bin überzeugt, daß auch diese Aeußerung wahr ist. Daß träge, unselbständige Naturen „die Fleischtöpfe Aegyptens" und ägyptische Sklaverei der Freiheit bei harter Arbeit und karger Nahrung vorziehen werden, ist leicht erklärlich. Daß Sklaven guter Herren im Süden, wenn sie sich als Freie unter gleichgültigen, oft keineswegs freundlichen Menschen in einem kalten Klima befinden, sich nach ihrer frühern warmen Heimat, den warmen Herzen und der warmen Sonne zurücksehnen, ist ebenso natürlich. Mir kommt es auffallend vor, daß es so wenige Beispiele von entflohenen Sklaven gibt, die in ihr früheres Verhältniß zurückkehren und „Massa" oder „Missis" bitten, sie wieder aufzunehmen. In jedem Falle nutzt es bei der Frage zwischen der Freiheit und der Sklaverei nichts, nach einzelnen Thatsachen oder Anekdoten zu urtheilen. Hier muß man nach Principien, nach Wahrheiten urtheilen, die nicht wechseln und nicht wanken!

Als Dänemarks großer Staatsmann Bernstorff die leibeigenen Bauern auf seinen Gütern freigab, versammelten sich die Bauern Mann für Mann, gingen zu ihm und baten ihn mit Thränen, daß er sie nicht verlassen, sondern fortfahren sollte, ihr väterlicher Herr und

Gebieter zu sein, und daß er die Erklärung, durch welche er sie frei gemacht hatte, zurücknehmen sollte.

Aber Bernstorff antwortete: — „Ihr versteht jetzt noch nicht, was ich für euch thue, aber ihr werdet es künftig verstehen und eure Kinder werden es verstehen und mir danken!“

Und er verblieb bei Dem, was er gethan hatte. Und er that noch mehr, indem er Schulen und andere Bildungsanstalten für seine Unterthanen einrichten ließ und sie dadurch fähig machte, ihre Freiheit recht zu gebrauchen.

Philadelphia, Sonnabend Morgens.

Abermals in der Stadt der Freunde, meine Agathe, nach einer schönen Tagereise auf der Cheasapeakbai und dem Delawarefluß, blos gestört durch unbekannte Frauenzimmer, die mich fragten und fragten; diese gewöhnlichen unerträglichen Fragen! Ach! Wenn sie wüßten, wie sie mich quälen, wie groß mein Bedürfniß nach Schweigen und Ruhe ist, so würden sie mich in Frieden lassen. Ich bin so abgespannt nach dem Leben und der Hitze in Washington. Ich muß mir Kräfte im Meere suchen. Die Herren waren angenehmer; ich fand unter ihnen artige, gefällige Menschen. Bei meiner Ankunft in Philadelphia kam der Professor Hart an Bord und führte mich in sein Haus, in welchem ich nun wie ein Mitglied der Familie bin.

Mit Lucretia Mott habe ich mehre Wohnungen freier Neger hier in der Stadt besucht, auch einen bischöflichen Negergeistlichen für die hiesige Bischöfliche Kirche (einen großen gutmüthigen Ehrenmann), einen Daguerreotypisten, der sehr gut Französisch sprach, und verschiedene Negerfamilien. Aber die freien Neger überraschen mich auf dieselbe Weise wie die Sklaven, sie sind gutartige, gefühlvolle Naturen mit bedeutender Nachbildungsfähigkeit und mit einem guten Theile von Originalität. Ihre Vortrefflichkeit ist jedoch eine ganz andere als die der

Weißen, und weder Schulen noch ſonſtige Bildungsanſtalten vermögen ſie auf den Standpunkt der Letztern zu bringen.

Von den freien farbigen Leuten („the coloured people“, wie ſie ſich am liebſten nennen) intereſſirte mich am meiſten eine junge Mulattin, Sarah Douglas, ein angenehmes Mädchen von beſonders klugem Ausſehen. Sie iſt Lehrerin einer Schule für ſechzig und etliche Kinder, Neger und Mulatten, und rühmte deren Leichtigkeit im Lernen, ſagte aber, daß ſie das Gelernte auch bald wieder vergäßen und ſchwer über einen gewiſſen Punkt zu bringen wären. Sie ſelbſt war eins der ſchönſten Beiſpiele von wahrer Bildung unter den Farbigen.

Ich habe nochmals die kleine Mary Townsend wiedergeſehen, dieſes ſchöne Kind des innern Lichtes mit den übernatürlichen ſtrahlenden Augen. Erſt jetzt erfuhr ich, daß dieſe ſtrahlenden Augen das Licht des Tages kaum ertragen können, daß ſie ohne unerträgliche Schmerzen nicht auf ein Buch oder auf ein geſchriebenes Blatt gerichtet werden können, daß ihr Buch über das Leben der Inſekten mit verbundenen Augen von ihr dictirt worden iſt! So lag ſie gebunden und blind, als ſie das Leben der geflügelten Kinder der Natur ans Licht heranzog, „dankbar“ — wie ſie in der Vorrede ſchreibt — „wenn mein kleines Büchlein etwas zur Verhinderung der Grauſamkeit gegen die Inſekten beitragen ſollte, zu welcher die Kinder ſo geneigt ſind. Dieſes Büchlein hat mich zeitweilig vergeſſen laſſen (ſchreibt ſie weiter), daß ich innerhalb der vier Wände eingeſchloſſen war. Es hat mich hinaus auf das Feld und in die Wälder geführt und meine Bewunderung für die wunderbaren Werke des Schöpfers erneuert!“

So liegt ſie gebunden und blind bis zu dem Tage, an welchem der Erlöſer die Schwingen dieſes Engels entfalten wird. Gebunden und blind, und gleichwol wie

ſehend und wie beſchwingt vor Vielen! Die Wirkung des innern Lichtes!

Im Hauſe nennt man ſie „die Innerſte“ und ich will ihr Bild über das Meer bis zu meiner Innerſten tragen!

Das innere Licht! Das Leben des innern Lichtes! — Ich danke der Stadt der Freunde für die neue Erweckung deſſelben.

Das nächſte mal ſchreibe ich dir vom Meeresſtrande in Neujerſey. Den Dienſtag fahren wir zum Cap May. Aber außerdem werde ich wol eine Ausflucht ans Land machen, zu einer Freundin von Mr. Downing, der mir dieſelbe wie eine amerikaniſche „Madame de Sévigné“ geſchildert hat.

Zwanzigster Brief.

Cape May, Neujersey, 2. August 1852.

Am verwichenen Sonnabend und Sonntag befand ich mich auf einem schönen Landsitze in der Nähe von Philadelphia mitten unter schönen seltenen Blumen (besonders mexicanischen, prachtvoll von glühenden Farben) und Scharen von Kolibris, die um die Blumen herumflatterten, ihre feinen langen Schnäbel in die Kelche derselben tauchend, ein wahres Fest von schönen Naturgegenständen außerhalb und innerhalb des Hauses, Alles kostbar, reich, schön, aristokratisch, aber für meinen Geschmack in mehren Stücken zu exclusiv und darin zu wenig wahres „high life.“

Heute schreibe ich dir von der Meeresküste aus, von dem großen freien Ocean, der gegen die Sandufer unter meinem Fenster anschwillt — und vor mir in den Wellen, ein Schauspiel von ganz demokratisch-republikanischem Gehalt.

Aber ich muß dir noch ein Wort von meinem Besuche auf diesem schönen Landsitze sagen, denn ich war gerade zum Hochzeitfeste des Mais (des indianischen Korns) dort und sah dessen Hochzeitskleider; und davon muß ich dir ein wenig erzählen.

Der Mais ist ein Diklin. Seine Stauden entwickeln sich zu einem Aehrenkolben, der hoch oben auf der Spitze der breitblätterigen, starken, grünen Pflanze sitzt. Diese Kolben schwingen sich munter im Winde herum und blasen ihren Blütenstaub wie einen Rauch von sich. Unten und dicht an den Stamm geschlossen sitzt die Maisähre (gewöhnlich zwei bis drei Aehren an einer Staude) in hellgrüne Hülsen eingehüllt, die sich zur Zeit der Blüte an der Spitze öffnen, um einem Büschel von glänzenden Seidenfäden Platz zu machen, die in allen Farben des Regenbogens spielen, am meisten jedoch in Gelb und Violett. Diese Seidenfäden kommen nicht weit heraus, nachdem aber die Aehre durch dieselben das Licht und das Leben begrüßt hat, ziehen sie sich wieder hinein, wie die kleinen weißen Staubfäden an den Roggen- und Weizenpistills bei uns daheim. Jetzt waren gerade die prächtigen Seidenfädenbüschel herausgekommen und ich brach einen der hervorblickenden Maiskolben ab und entkleidete ihn sanft einer seiner grünen Hüllen nach der andern. Sieben grüne Hülsen löste ich auf diese Weise, die immer, immer feiner wurden, je näher ich der Aehre kam. Vorsichtig rollte ich die letzte hellgrüne Hülle ab und ein spiralförmiger Schleier von glänzend weißen Seidenfäden wogte tief herab von der reichen perlengereihten Aehre, so schön, so unendlich reich und rein, daß ich mich entzückt davon fühlte. Jede Kornperle hatte ihren Seidenfaden und alle Fäden waren in einer und derselben Richtung um die Aehre gewunden und vereinigten sich an deren Spitze, um ans Licht zu dringen und von dessen Strahlen gefärbt zu werden. Ich fühlte mich durch den Anblick dieser verborgenen, jetzt offenbar gewordenen Herrlichkeit fast zur Anbetung hingerissen und mußte an die Worte denken: — „Salomo in aller seiner Herrlichkeit war nicht gekleidet wie eine von diesen!“ — Es war ein unendlich schöner Anblick und ich wünsche nur, daß du denselben mit mir getheilt hättest.

Unter den Blumen muß ich die Tigerlilie ihrer ungewöhnlichen Pracht halber erwähnen.

Abends sah ich über den Blumen eine Sphinx flattern, die in ihrer Weise zu fliegen, an den Blumen zu saugen und die Flügel zu schwingen, einem Kolibri so sehr glich, daß ich einen Augenblick zweifelhaft war, ob dieselbe zu dem Geschlecht der Vögel oder der Schmetterlinge gehörte. Ich mußte erst näher treten und nach den vier Füßen sehen. Ihren Namen konnte ich aber nicht erfahren, obwol Jemand behauptete, daß sie „Lady's bird" genannt würde.

Im Allgemeinen kennen hier Männer und Weiber nur wenig Gegenstände der Natur, außer ihres einfachen Nutzens und ihres einfachen Vergnügens halber. Im Süden, inmitten dieser reichen Thier- und Pflanzenwelt, kam mir diese Unwissenheit ganz besonders betrübend vor. Der Mensch sollte doch die Natur anders als ein Ochse oder Schmetterling genießen; er sollte als Herr der Schöpfung sich und seinen Schöpfer dadurch ehren, daß er dessen Werke verständig betrachtet, deren Zweck zu erkennen sucht und als Priester der Natur deren Lehren erklärt und deren Lobgesänge verkündet. Das wäre ein würdiges Amt für ein Volk von „high life"; und „high life" in der Neuen Welt wird zu einem inhaltslosen Begriff, wenn es nicht das „hohe Lied" eines neuen Lebens singen lehrt, höher als das Lied Salomonis, höher als das Odin's und Wala's, aber in demselben Geiste.

Von Philadelphia reiste ich mit dem Professor Hart und seiner Frau an einem schönen Julitage nach dem Cape May. Und diese Fahrt auf dem spiegelklaren Delawarefluſſe mit seinen grünen idyllisch-schönen Ufern war reizend. Während des Tages las ich Mr. Clay's „annals" der schwedischen Colonie an den Ufern dieses Flusses und fand ein inniges Vergnügen darin, von dieser historischen Idylle auf die Ufer zu blicken, an denen die schwedischen Ansiedler in Frieden und Frömmigkeit lebten.

Der Uebermuth und die kriegerische Gesinnung einiger Anführer der Colonie, der Herren Prinz und Rising, war die Ursache der Unannehmlichkeiten, welche endlich den Untergang der Colonie herbeiführten. Aber das Volk selbst war friedfertig und zufrieden. Von der Liebe der Colonisten zu dem Mutterlande zeugen die Namen, welche sie mehren Orten gaben: „Neu-Gotheborg, Elfsborg" u. s. w.; von ihrem Entzücken über die Neue Welt zeugt sowol der Name „Paradiesvorgebirge", den sie dem ersten Landungsorte am Strande des Delaware gaben, als auch manche Anekdote, die uns von ihrem schwedischen Annalisten Campanius aufbewahrt worden ist. Hier in dem alten Weinlande der Sage fanden die Schweden die wilde Weinrebe und viele herrliche Früchte. Hier auf diesen schönen sonnenbeglänzten Höhen und Feldern lebten sie glücklich, auch nachdem sie unter fremde Botmäßigkeit gekommen waren. — „Denn die neue Regierung war mild und gerecht gegen sie" — sagt die Chronik. Aber sie konnten ihr Mutterland nicht vergessen. Die Erinnerung an die erste Colonie an diesen Ufern gleicht dem schönen frischen Grün, welches diese bedeckt. Ich betrachtete sie mit Liebe. Friede und Freiheit waren hier von dem Volke Schwedens begründet worden.

Abends kamen wir ans Meer und an das Cape May.

Und nun zu der Republik in den Wellen, nicht „high life" durchgängig, sondern nur in Bezug auf gewisse Gefühle. Es ist Morgens gegen zehn Uhr. Bald darauf beginnt längs des Meeresufers ein recht buntes Schauspiel. Mehre hundert, ja wol mehr als tausend Personen, Männer, Frauen und Kinder in rothen, gelben und blauen Anzügen, in Anzügen von allen Farben und Formen (die Grundform bei allen Anzügen sind die Blouse, Beinkleider und gelbe Strohhüte mit breiten runden Schirmen und grellen rothen Bändern) gehen scharenweise hinaus ins Meer und hüpfen in den wal-

lenden Wogen auf und nieder oder laſſen unter großer Freude und unter Jubel die Wellen über ihre Häupter hinwegrollen. Wagen und Pferde fahren in die Wellen hinaus, Herren reiten hinaus, Hunde ſchwimmen hinaus, weiße und ſchwarze Menſchen, Pferde, Wagen und Hunde, Alles durcheinander. Nicht weit davon tauchen große Fiſche, Porpoiſer genannt, mit den Köpfen hervor und machen zuweilen große Sprünge, vermuthlich vor Luſt und Freude über die Sprünge der Menſchen. Es iſt, wie geſagt, eine Republik in den Wellen, mit mehr Gleichheit und Brüderlichkeit als irgendwo auf dem feſten Lande. Denn das Meer, das große mächtige Meer, behandelt Alle gleich, umrauſcht Alle und überſchäumt Alle mit einer ſolchen Uebermacht, daß es nicht der Mühe für Jemand lohnen würde, ſich demſelben zu widerſetzen. Das Meer ſchlägt über Allen zuſammen, wirft Alle um, belebt Alle, liebkoſt Alle, reinigt Alle und vereinigt Alle.

Unter den Bürgern in den Wellen würde dir beſonders ein Paar auffallen, ein Bürger in einem ſchönen feuerfarbigen Anzuge und eine Bürgerin in einer braunen, kohlwurmähnlich geſtreiften wollenen Blouſe. Die Bürgerin zeichnet ſich dadurch aus, daß ſie ſich von dem großen Haufen an einen einſamen Ort zurückzieht, nach Selbſtändigkeit zu trachten ſcheint und unfähig iſt, bei dem Schlage der Wellen ſich auf den Füßen zu erhalten. Die Wellen werfen ſie unbarmherzig gegen eine Sandbank, ſo oft ſie ihren eigenen Kräften und einem Dreizack (einer dreizinkigen Gabel), mit welchem ſie ſich auf dem Meeresgrunde (obgleich vergebens) feſtzuhalten ſucht, allein überlaſſen wird, während der Bürger ans Ufer geht, um ſeine Frau zu holen. Dieſes Paar iſt der Profeſſor Hart und die Unterzeichnete. Dann und wann könnteſt du mich auch aus dem Waſſer auftauchen ſehen, überdrüſſig, mit den Wellen zu kämpfen und an die Sandbank geſchleudert zu werden, auf der Bank ſitzend wie eine Fiſchmöve, von weißſchäumenden rauſchenden

Wogen umgeben, bald den Ocean und seine grenzenlose Ausdehnung, bald die bunte Gesellschaft in der Brandung am Ufer betrachtend. Wie ganz anders im Capitolium in Washington! — — — Der Mensch erscheint hier auf keine Weise groß, auf keine Weise merkwürdig; er ist eher einem plumpen ungelenken Thier (denn die Kleider, welche die Schamhaftigkeit schützen, sind für die Schönheit höchst unvortheilhaft), als dem Herrn oder der Herrin der Schöpfung ähnlich.

Anfangs erschreckte mich das ganze Unternehmen und diese Gesellschaft, sowie das Unschöne und scheinbar Grobe in dieser Republik fast. Aber ich sehnte mich nach den Kräften des Meeres und dachte: — „Wir sind Alle klein vor unserm Herrn und Alle arme Sünder!“ — Und ich ging hinaus unter die Andern. Und obgleich ich noch nicht daran gewöhnt bin, mit den Wellen zu kämpfen, wie ich die Andern thun sehe, so bin ich doch bereits ganz entzückt von diesem wilden Bad und hoffe viel Gutes von demselben. Es macht einen eigenthümlichen großen und zugleich angenehmen Eindruck auf mich. Die Woge kommt stark wie ein Riese, aber zugleich so gut, so mild und so mächtig wie eine Kraft Gottes, voll von Gesundheit spendendem Leben, sodaß ich, wenn ich mich davon überschwemmt fühle, unwillkürlich denken muß, es könnte nicht schwer sein, darin zu sterben. Aber, sei nicht bange, meine liebe Agathe, du kannst glauben, daß ich mich schon in Acht nehme und daß es auch Andere hier gibt, die auf mich Acht geben. Denn ich habe auch hier gute Freunde, obgleich ich, um in Frieden zu leben, einem Theile derselben weniger freundlich begegne und mich in einiger Entfernung davon halte. Dieses Benehmen liegt eigentlich durchaus nicht in meiner Natur und es fällt mir zuweilen sehr schwer, Denjenigen, welche mir mit Freundlichkeit entgegenkommen, diese verkehrte Seite zuzuwenden; aber ich muß schweigen und ruhen und ein wenig meine eigene Herrin sein.

Bei dem Professor Hart und seiner Frau befinde ich mich wohl; sie sind stille, freundliche, ernste Leute. Sie lassen mich sein, wie ich sein will. Ich habe ein kleines behagliches Zimmer in der Nähe des ihrigen, mit freier Aussicht über den Ocean, der hier ohne Inseln und Klippen gegen die niedrige, sandige Küste hervorbricht. Ich höre das Brausen des Meeres Tag und Nacht durch meine geöffneten Fenster. (Seit mehren Monaten schlafe ich nämlich bei offenen Fenstern, aber mit geschlossenen Jalousien; denn so thut man allgemein in Amerika.) Ich ruhe und genieße, wie ich Beides hier zu Lande noch nie gethan habe; denn hier erst habe ich das Recht gewonnen, meine eigene Herrin zu sein. Meine rastlosen Gedanken arbeiten dessenungeachtet fortwährend und schreiben Romane und Dramen, deren Scenen alle in Schweden sind, obwol die hiesigen Scenen sie ins Leben rufen. Aber für Schweden lebe ich in allem meinen Dichten und Trachten.

Jetzt bist auch du am Meere, meine liebe Agathe, und tauchst dich in die salzigen Wogen. Mögen die stillen Bäder bei Marstrand so heilkräftig und stärkend für dich sein, wie diese wilden oceanischen Bäder für mich sind! Für dich würden die hiesigen nicht taugen; sie sind zu stark.

10. August.

Wie schön ist es, hier zu sein; wie gut ist es, auszuruhen von diesen Schaufahrten, von den Anstrengungen zum Hören und zum Sehen und von dem geselligen Leben und den Unterhaltungen, um allein zu sein, um still und ruhig zu sein! Und das Meer, das Meer, das große, herrliche Meer, wie belebend ist es, dasselbe zu betrachten, ihm zu lauschen, in ihm zu baden!

Ich sitze tagtäglich des Morgens nach meinem Frühstück (aus Kaffee, Carolinareis und einem Ei bestehend) am Meeresstrand, unter einem Laubgewölbe, mit einem

Buche in der Hand und ſehe hinaus auf das Meer und auf den ungeheuern Horizont, ſehe die Porpoiſen in Scharen die Küſte entlang ziehen und höre die großen Wellen ſich brechen und zu meinen Füßen brauſen. Die Porpoiſen machen mir beſonders Vergnügen; ſie ſind mehrentheils paarweiſe zuſammen und wenn ſie aus dem Meere herausgucken, gleichſam als wollten ſie „guten Tag" ſagen, machen ſie mit dem ganzen Körper eine verbeugende Bewegung, ſodaß ihr ganzer oberer Theil über der Waſſerfläche ſichtbar wird. Nach dieſer Verbeugung, welche ſie langſam und mit einer gewiſſen Methode machen, fahren ſie mit dem Kopfe wieder hinunter und verſchwinden in den Wogen, erſcheinen aber bald wieder auf ihre frühere Weiſe. Sie ſind große Fiſche (ich dächte, ſie wären etwa zwei Ellen lang) und ſcheinen ihrer Geſtalt nach unſern größten Lachſen nicht unähnlich zu ſein; ihre Bewegungen ſind ſehr gravitätiſch, während ſie uns ihre Begrüßungen aus der Tiefe des Meeres bringen. Aber zuweilen machen ſie hohe Sprünge.

Weißt du aber auch, warum ich ein Buch in der Hand halte, während ich dies Alles betrachte? — Deshalb, damit die Leute glauben ſollen, ich läſe, und damit ſie meine Lectüre reſpectiren. Auf andere Weiſe könnte ich gewiß nicht im Frieden bleiben. Und durch das beſtändige Anreden von Seiten fremder Perſonen und durch deren ewiges Fragen ſind meine Nerven in einem ſo hohen Grade reizbar geworden, daß ich Herzklopfen bekomme, ſobald ſich Jemand nur auf dieſelbe Bank ſetzt, auf welcher ich ſitze, vor Furcht, daß man mich anreden möchte. Darum richte ich in ſolchem Falle meine Augen ſogleich auf mein Buch.

Des Morgens iſt jedoch mein luftiger Salon ziemlich frei von Menſchen und die intereſſanten Porpoiſen ſind zuweilen die einzigen lebenden Weſen, die ich dann ſehe.

Einige reiche Stunden habe ich hier durch ein Buch gehabt, nämlich durch Oerſted's kürzlich erſchienenes viertes

Heft von ſeinem Werke: „Der Geiſt in der Natur", in welchem er weiter entwickelt hat, was ich früher in Kopenhagen von ihm erbat, die Gedankenkeime, die in ſeinem herrlichen kleinen Aufſatze: „Die Einheit der Vernunftgeſetze im ganzen Univerſum", verborgen liegen. Nie werde ich die Freude vergeſſen, die mich an dem Morgen durchſtrömte, als ich zum erſten mal dieſe kleine Schrift las, die mir Oerſted geſchenkt hatte; als die Ahnung von der Anwendung, die daraus auf das ganze höhere menſchliche Bewußtſein zu machen iſt, wie ein Blitz durch meine Seele flog. Es war früh am Morgen, aber ich konnte mich nicht enthalten, ich mußte hinaus und zu Oerſted und mußte ihm meine Freude und meine Ahnungen mittheilen! Dieſen Morgen und die Unterhaltungen zwiſchen mir und dieſem liebenswürdigen alten Manne, die er während des Winters, den ich in Kopenhagen verbrachte, wiederholt veranlaßte, und die reichen Stunden, welche er mir ſchenkte, habe ich hier nochmals erlebt bei der Lectüre von Oerſted's neuem Buche und bei den herrlichen Ausſichten, die mir daſſelbe, auch noch hinter dem von dieſem edeln Manne der Wiſſenſchaft angegebenen Horizont, eröffnet hat. Indem Oerſted feſtſetzt, was man beſtimmt wiſſen kann und was man in Bezug auf dieſe Fragen mit großer Wahrſcheinlichkeit zu ſchließen vermag, hat er der weitern Forſchung und weitern Schlüſſen unter der Leitung der Geſetze und Analogien, auf die er hingewieſen hat, ein offenes Feld gelaſſen. Wie freue ich mich, auf meiner Heimreiſe den alten, ehrwürdigen, jugendlichen Mann der Wiſſenſchaft in Dänemark wiederzuſehen. Doch ich muß dir nun von meinem Leben am Cape May weiter erzählen.

Ich blieb bei meinen Morgenſtunden in Geſellſchaft der Porpoiſen und des Meeres ſtehen. Um halb eilf Uhr beginnt die Flut (the tide) zu ſteigen und das Meer höher und immer höher gegen den Strand an-

zuſchlagen. Dann gehe ich und ziehe mein Badecoſtüm an, gehe ſo hinaus ins Meer, bevor ſich noch der größte Haufen darin verſammelt hat, und laſſe mich von den Wellen überſchwemmen, meiſtens an der Hand des Profeſſors Hart, zuweilen mit einer geiſtreichen Quäkerin (einer Schwiegertochter der Lucretia Mott), manchmal aber auch allein, denn ich habe nun gelernt, mit den Wellen zu kämpfen und das Gleichgewicht in ihnen zu halten. Das Bad dauert ungefähr eine Viertelſtunde und iſt ſo angenehm, daß es einem faſt Mühe koſtet, es wieder zu verlaſſen. Nach dem Bade gehe ich in mein Zimmer hinauf, ſchreibe ein wenig, während ich meine Haare trocknen laſſe, trinke ein Glas eiskalte, vortreffliche Milch, eſſe ein Stück gutes Weizenbrot dazu und lege mich dann ein Stündchen auf mein Bett, woſelbſt ich bei dem großartigen Wiegenliede des Meeres ſo leicht und ſo ſüß einſchlafe, wie ich mir kleine Kinder bei dem Wiegengeſange ihrer Mutter einſchlafen denke. Wenn ich erwache, kleide ich mich ſchnell an und gehe zum Mittageſſen.

Um zwei Uhr wird Mittag gegeſſen. Ein lärmender Auftritt. In einem großen hellen Saale ſitzen an zwei langen Tiſchen ungefähr dreihundert Perſonen bei einer ſchmetternden Tafelmuſik, bedient durch ein Regiment von vierzig und etlichen Negern, die nach dem Glockenſchlage hereinmarſchiren und manövriren und ſo viel Lärm mit Schüſſeln, Tellern und dergleichen machen, als ſie möglicherweiſe hervorbringen können — und das iſt nicht wenig. Sie kommen zu Zwei und Zwei hereinmarſchirt, Jeder eine Schüſſel oder ſonſt ein Gefäß in den Händen haltend. Ping! — klingelt eine Glocke, welche der Steward hoch in der Luft hält, und die Schüſſelträger bleiben ſtehen, in zwei Reihen zu beiden Seiten des Tiſches aufgeſtellt. Ping! — klingelt die Glocke wieder, und die Schüſſelträger wenden ſich nach dem Tiſche, Jeder unbeweglich auf ſeinem Platze ſtehend. Ping! — klingelt die Glocke nochmals, und die Schüſſeln

werden mit einem Geraſſel auf den Tiſch geſetzt, daß man hoch in die Höhe ſpringen möchte, wenn nicht das geſammte Serviren eine beſtändige Kette von Klopfen, Raſſeln und Klappern wäre, ſodaß man aus der Sphäre des Lärms nie herauskommt. Das Mittageſſen iſt meiſtentheils recht gut und die Gerichte ſind weniger ſtark gewürzt, als ich ſie an amerikaniſchen Tiſchen, beſonders in Hôtels, zu finden gewohnt bin. Obgleich ich hier die grünen Gemüſe überall vermiſſe, eſſe ich doch gern von einem Gericht, welches man Squaſh nennt. Es beſteht aus dem Fleiſche einer hier allgemein bekannten Art von Kürbis, das man ungefähr wie unſern Kohl kocht und zubereitet und zu Fleiſchſpeiſen ißt. Es iſt weiß, ziemlich geſchmacklos, aber weich und angenehm, ungefähr wie Spinat, und wird hier zu Lande allgemein gegeſſen. So iſt auch die Tomatoes, die als Salat gegeſſen wird, eine ſehr ſchmackhafte und beliebte Frucht des Südens. Zum Deſſert wage ich nichts Anderes als Sagopudding oder Cuſtard (eine Art von Eiercrême in Taſſen) zu eſſen und freue mich, daß dieſe hier ſtets zu haben ſind. Ein ſtehendes Gericht auf amerikaniſchen Tiſchen iſt um dieſe Zeit das ſogenannte „sweet Corn“, welches aus ganzen Kornſtöcken von einer Art zeitig gereiftem und ſehr ſüßem Mais beſteht, die man in Waſſer kocht und ganz aufträgt. Sie werden mit Butter gegeſſen und ſchmecken wie franzöſiſche „petit pois“, wenn man ſie mit dem Meſſer ſchabt oder das Korn vom Stocke abſchneidet. Manche nehmen den ganzen Stock und nagen ihn mit den Zähnen ab; ſo machen es namentlich drei Herren, die mir und dem Profeſſor Hart bei Tiſche gegenüber ſitzen und von uns die „Haifiſche“ („the sharks“) genannt werden, wegen ihrer merkwürdigen Fähigkeit, Alles, was auf dem Tiſche vorkommt, in großen, oft doppelten Portionen zu verſchlingen. Es fällt mir zuweilen wirklich ſchwer, zu ſehen, wie ihre breiten, mit tüchtigen Zähnen verſehenen Mäuler

gierig die ſchönen weißen perlgereihten Maiskolben zernagen, die ich kurz vorher erſt in ihren Hochzeitgewändern ſah und nun maſſacrirt in den gähnenden Rachen der Haifiſche verſchwinden ſehen muß. Wenn ich dies ſehe, ſo fühle ich, daß das Eſſen, wenn es nicht als eine von der Religion geweihte Handlung betrachtet wird (und das iſt der Zweck des Tiſchgebets), ein niedriger und thieriſcher Act iſt, unwürdig des Menſchen und der Natur.

Nachmittags ſitze ich wieder mit einem Buche in der Hand, betrachte das Meer und trinke die weiche belebende Seeluft. Gegen ſechs Uhr beginnen ſich einige Bader in der abermals ſteigenden Flut einzufinden, und zuweilen nehme ich dann auch ein Bad, aber gewöhnlich fühle ich, daß ein Bad für den Tag genug iſt, denn der Kampf gegen die Wellen macht das Bad ſehr ermüdend. Dann unternehme ich in der Regel einen Spaziergang und beſuche zuweilen Perſonen, die mich beſucht haben, entweder in den drei großen hieſigen Hôtels oder in den kleinen Cottagen der Umgegend. Wenn es dunkelt (und es wird hier zeitig dunkel), gehe ich auf der obern Piazza, die unſer Hôtel (Columbia House) umgibt, auf und nieder und betrachte das herrliche Schauſpiel von Blitzen und ungewöhnlichen Lichteffecten, die ſich alle Abende, ſeitdem ich hierher gekommen bin, am Firmament zeigen, ohne daß jemals ein Donner gehört wird. Die eine Hälfte des Himmelsgewölbes iſt dabei ganz klar und ſternenhell, über der andern ruht eine Wolkenſchicht, und in deren Rändern, ſowie in einzelnen Theilen der Wolken zeigen ſich Lichterploſionen, wie ich ſie früher nie geſehen habe: — Feuerkugeln erſcheinen und zertheilen ſich nach mehren Richtungen hin in keilförmige Strahlen, während andere aufflammen und kniſtern wie verbrennende Gegenſtände von ſehr brennbaren Stoffen; es öffnen ſich Schlünde voll prächtiger farbiger Flammen, die hierhin und dorthin fliegen; die Ränder der

Wolken, welche grau und durchsichtig erscheinen, senden unaufhörlich flammende Pfeile und Raketen aus und unten am Horizont, wo sich die Wolken mit dem Ocean verschmelzen, leuchten lange, sanfte Blitze. Kurz, es ist ein wahrhaft himmlisches Feuerwerk, das stets neu, überraschend und entzückend für mich ist. Einige male haben wir auch prächtige Gewitter gehabt; wenn dabei die Blitze hin und wieder fliegen und sich über dem Meere durchkreuzen, so ist es ein wahrhaft großartiges Schauspiel. Dabei ist die Luft ruhig und Tage und Nächte sind von ununterbrochener Lieblichkeit und Schönheit.

Oft haben wir auch Musik und irdisches Feuerwerk am Meeresufer vor unserm Hôtel, sodaß wir keinen Mangel an erheiternder Unterhaltung fühlen. In dieses Capitel gehören auch die Cavalcaden von Damen und Herren am Meeresufer, das Fahren daselbst in leichten luftigen Fahrzeugen, Fußwanderungen längs der Rhede, wo man sogenannte Cape-May-Diamanten sucht und findet, kleine helle weißliche Steine, die, wenn sie geschliffen werden, ein ganz besonders helles und schönes Wasser haben.

Unter den Spaziergängern, spät am Abend, nachdem der Mond aufgegangen ist, bin auch ich zuweilen mit dem Professor Hart, dem ich sehr gern zuhöre, wenn er seine Ansichten über die Erziehung der Jugend und seine Methode entwickelt, in der Schule die Aufmerksamkeit der Knaben von Jahr zu Jahr stets aufs neue zu erwecken und die Selbstthätigkeit ihres Wesens zum vollen Bewußtsein hervorzurufen. Seine Ansichten und seine Methode hierbei kommen mir vortrefflich vor, und die Erfolge seiner Schule, sowie die Tauglichkeit und Tüchtigkeit der daraus entlassenen Jünglinge für jeden Beruf zeugen für die Richtigkeit seiner Grundsätze und für die Güte seiner Methode.

Das Brausen des Meeres ist Abends gewöhnlich sanfter als am Tage, das träumerische Licht des Mondes

ſcheint die unruhigen Wellen einzuſchläfern, der Sang der Wellen iſt ſchon Ruhe. Zuweilen gehe ich ein Stück landeinwärts und höre dem Rauſchen des Mais zu — ein ſanfter, beruhigender Laut! — So kommt die Nacht und der Schlaf bei dem großartigen Wiegenliede des Meeres. So vergehen Tag und Nacht mit geringer Abwechſelung und ich wünſchte nur, Beide verdoppeln zu können. Die Zahl der Badegäſte ſoll ſich auf zwei- bis dreitauſend Perſonen belaufen.

— „Miß **, kann ich das Vergnügen haben, ein Bad mit Ihnen zu nehmen?“ — iſt eine Einladung, die man hier oft von einem Herrn an eine Dame richten hört, gerade wie man auf einem Balle zu einer Françaiſe oder zu einem Walzer engagiren hört. Und ich habe auf eine ſolche Einladung noch keine abſchlägliche Antwort ertheilen hören. Und noch weniger habe ich etwas eigentlich Unpaſſendes in dieſen Badetänzen geſehen. Freilich hübſch oder angenehm ſehen dieſelben nicht aus, beſonders diejenige Tour nicht, in welcher der Cavalier ſeine Dame ſchwimmen („to float“) läßt — eine Geſchicklichkeit, die doch bei irgend einer Seenoth gar nicht übel iſt. Uebrigens bekommt man in dieſer badenden Republik manchen verſchiedenartigen Auftritt zu ſehen. Hier ein junges ſchönes Paar, in eleganten Badeanzügen, hinaustanzend in die wilden Wogen, einander bei den Händen haltend, lebensfroh und lebensmuthig, als ob ſie das ganze Weltmeer zuſammenfaſſen und allen Wogen deſſelben entgegentreten könnten. Dort dagegen ein ältliches Paar in grauem Anzuge, einander ſtets feſt an den Händen haltend und in den Wellen auf- und niedertauchend (gerade ſo, wie man die Lichter zieht), vorſichtig und nur darauf bedacht, feſt zu ſtehen, blos an die Rückkehr der Geſundheit denkend. Hier eine junge lächelnde Mutter, einen kleinen ſchönen Knaben vor ſich tragend, einen nackten Amor, noch kein Jahr alt, der laut lacht und ſeine kleinen Hände vor

Freude zuſammenſchlägt, wenn die wilden Wogen über ihn zuſammenſchlagen. Dort, dicht daneben, eine dicke Großmutter mit einem „life-preserver“ um den Leib, halb ſitzend auf dem Sande, aber augenſcheinlich in Angſt, trotz dem zu ertrinken, und ſobald die Wogen kommen, zu einem ihrer hüpfenden und lachenden großen Kinder und Kindeskinder flüchtend, die fröhlich im Kreiſe um ſie herumtanzen. Hier ein graziöſes junges Mädchen, zum erſten mal im Seebade, vor den Wellen in die Arme ihres Vaters oder ihrer Mutter fliehend, um dort von denſelben eingeholt und überſchwemmt zu werden. Dort eine Gruppe ausgelaſſener junger Frauen, Hand in Hand einander haltend, im Kreiſe rundum tanzend und jedes mal laut aufſchreiend, ſooft eine Welle über ihren Häuptern zuſammenſchlägt. Weiter draußen im Meere ein Schwarm noch mehr ausgelaſſener junger Männer, die untertauchen und ſich herumtummeln wie die Fiſche, zur großen Verwunderung der Porpoiſen (wie ich glaube), die dann und wann ihre großen Köpfe aus den Fluten hervorſtecken und dadurch die Köpfe einiger großen Hunde verdreht machen, die ihnen hinaus in das Meer entgegenſtürzen, in der Hoffnung, einen guten Fang zu thun.

Zuweilen, wenn man erwartet, von einer Welle überſtrömt zu werden, wird man zugleich mit dieſer Welle mit einem Sturzbad von Herren und Damen bedeckt, die von den Wellen daher getrieben werden, ſodaß man zu thun hat, ſein junges Leben zu ſchützen. Drei Lebensrettungsboote rudern während der Badeſtunden beſtändig auf dieſem Schauplatze hin und her, um ſogleich bei der Hand zu ſein, wenn irgend eine Gefahr kommen ſollte. Deſſenungeachtet kommen faſt in jedem Jahre während der Badezeit Unglücksfälle vor, und zwar durch die eigene Unvorſichtigkeit der Badenden, die ſich zu weit ins Meer hinaus wagen, ohne gute Schwimmer zu ſein. Der Zug der Wellen nach dem Meere hinaus, wenn

ſie, nachdem ſie ſich gegen den Strand geworfen haben, ſich von da wieder zurückziehen, iſt noch ſtärker als der Schlag der Wogen. Ich muß dabei ſtets an unſere mythologiſchen Sagen von dem „falſchen Ran" denken, der nach dem Leben der Menſchen hungert und ſie in ſeinen kalten Schoos hinunterzieht. Andere Gefahren gibt es nicht an dieſer Küſte. Die Porpoiſen ſind nicht gefährlich, und Haifiſche gibt es hier nicht, außer an der Mittagstafel.

Kürzlich iſt nicht weit vom Cape May ein Unglücksfall geſchehen, der manche Hoffnung vernichtet und auf tauſend Gemüther in den nordöſtlichen Staaten einen tiefen Eindruck gemacht hat. In einer ſtürmiſchen Nacht des verfloſſenen Monats Juli nämlich ſtrandete an einem Felſen an der Küſte von Neujerſey eine Brigg, welche die Marquiſe Oſſoli (Margarethe Fuller), den Gegenſtand ſo vieler Wünſche und ſo vieler Verleumdungen, ſo vieler Bewunderung und ſo vieler Aufmerkſamkeiten, in ihre Heimat, in die Staaten von Neu-England, bringen ſollte, zugleich mit ihr auch ihren Gatten, den Marcheſe Oſſoli, und ihren kleinen Sohn. Sie ertranken Alle, nachdem ſie vier Stunden hindurch dem Tode entgegen geſehen hatten, während die Wellen ihr Schiff in Stücken zerſchellten. Ich glaube, ich habe dir ſchon früher von Margarethe Fuller's Brief an Springs aus Gibraltar, von ihren trüben Ahnungen, von dem Tode des Capitäns u. ſ. w. geſchrieben. Das Fahrzeug war nach dem Tode des Capitäns von dem erſten „Mate" geführt worden, der ein geſchickter junger Seemann geweſen zu ſein ſcheint und ſeiner Sache ſo gewiß geweſen iſt, daß er am Abend vor dieſer Unglücksnacht den Paſſagieren verſprochen hat, daß ſie am folgenden Morgen in Neuyork ſein ſollten. Darauf gingen Alle zur Ruhe und erwachten erſt, als das Fahrzeug in der Morgendämmerung auf den Grund ſtieß. Der Steuermann hatte ſich durch ein Feuer irre leiten laſſen, das er für

ein anderes in dieſem Fahrwaſſer gehalten hatte. Sie waren nicht weit vom Ufer, die Wellen wälzten ſich nach der Küſte hin und mehre von den Paſſagieren ließen ſich an Planken binden und gelangten auf dieſe Weiſe, wiewol halbtodt, ans Land. Auch Margaretha Fuller bot man dieſes Rettungsmittel an. Allein ſie wies es zurück; ſie wollte ohne ihren Mann und ohne ihr Kind nicht gerettet ſein. Bei ihrer Einſchiffung in Italien hatte ſie an eine Freundin in Amerika geſchrieben: — „Es ahnt mir, daß eine große Veränderung in meinem Schickſal bevorſteht. Ich fühle die Annäherung einer Kriſis — — — Oſſoli iſt in ſeinen jüngern Jahren von einer Wahrſagerin vor der See gewarnt worden, und die gegenwärtige Reiſe iſt ſeine erſte größere Seereiſe. — — — Sollte aber ein Unglück geſchehen, ſo will ich mit meinem Manne und mit meinem Kinde zuſammen untergehen.“ — Jetzt kam die geahnte Stunde, und ſie wollte mit den Ihrigen zuſammen ſterben.

Ein Matroſe hatte ihren kleinen Knaben genommen, denſelben mit einem kleinen italieniſchen Mädchen zuſammen auf eine Planke gebunden und ſich mit Beiden hinaus ins Meer geſtürzt, in der Hoffnung, ſie zu retten. Man ſagte darauf Margaretha Fuller, daß ſie glücklich ans Ufer gelangt wären. Man ſagte ihr dann, daß auch Oſſoli gerettet ſei. Nun erſt willigte ſie ein, ſich an eine Planke binden zu laſſen. Sie hat den Strand aber nicht erreicht. Die Tiefe hat ſie verſchlungen. Und Oſſoli war durch eine ſtarke Welle vom Verdeck weggeriſſen worden. Man hat keine der beiden Leichen wieder gefunden. Aber ihren kleinen Sohn fand man auf dem ſandigen Ufer an das kleine italieniſche Mädchen gebunden, Beide todt. — „Ein plötzlicher Tod und eine kurze Todesangſt!“ — war ſtets Margaretha Fuller's Gebet geweſen. Es iſt ihr erhört worden und ſie iſt mit den Ihrigen vereinigt geblieben. Aber ihre Mutter und ihre Schweſter, die nach Neuyork gekom-

men waren, um sie zu empfangen — — — ihr Schmerz soll an Verzweiflung grenzen. Sie hatten sich auf dieses Wiedersehen so lange, mit so vieler Sorgfalt und mit so großer Freude vorbereitet. Sie wollten sie so glücklich machen! Und der kleine Knabe — — — Alles war bereit für ihn, sein kleines Bettchen, sein kleiner Stuhl, sein Tischchen!

Rebecca Spring, die Margaretha Fuller's Mutter gesehen hat, schrieb mir, daß die arme Frau aussähe, als ob sie nie wieder lächeln könnte. Sie schiene ganz niedergeschmettert zu sein.

Unter den Passagieren, die bei diesem Schiffbruche umgekommen sind, war auch der Bruder Ch. Sumner's, derselbe junge Mann, der nach Petersburg reiste und dem Kaiser Nikolaus eine Eichel schenkte.

In Dem, was ich von Margaretha Fuller gelesen habe, finde ich Nichts, was die hinreißende Macht verräth, welche sie im Gespräche geübt haben soll. Ihre schriftstellerische Befähigung scheint mir ziemlich schwach zu sein; allein es zeigt sich ein großdenkender, edler Geist in ihren Schriften, der sich häufig gekränkt und erbittert über das Unedle fühlt, was sie bei ihrem Volke findet. Sie spricht sich darüber mehr kritisch als enthusiastisch aus. Aus ihrem Werke: „A Summer on the lakes" habe ich mir zur Erinnerung an sie die Worte abgeschrieben: — „Wer muthig und fest dabei bleibt, einen edeln Vorsatz auszuführen, wieviel Widerstand ihm auch begegnet, der muß endlich durch denselben gesegnet werden!"

Nach dem Inhalte von Margaretha Fuller's Briefen möchte ich glauben, daß sie ihren höchsten Lebenszweck in ihrem Mutterglück erreicht hatte. Ihre ganze Seele schien darin aufgegangen zu sein. Man hatte sie mir als nicht weiblich genug geschildert. Ich finde sie fast zu weiblich, zu sehr concentrirt in ihren persönlichen Verhältnissen. Wohl ihr jedoch, daß sie dahin scheiden

konnte, mit einem Herzen, voll von Liebe — wohl ihr daß ſie mit Denen dahin ſcheiden konnte, welche ſie am innigſten liebte!

12. Auguſt.

Alles fortwährend lieblich und ſchön! Das Meer, der Himmel und dieſes Schauſpiel von den Kampfſpielen Wallhallas, die allabendlich dargeſtellt werden, wenn Helden und Schildjungfrauen ihre flammenden Speere werfen; die Umarmung des Meeres am Tage, der Geſang des Meeres bei Nacht, Freiheit und Frieden in der friſchen freien Luft — — — es iſt köſtlich!

Profeſſor Hart genießt das Bad und das Leben hier, wie ich, und der kleine Morgan flattert wie eine Möve am Ufer und im Waſſer herum, barfüßig und braun, und dabei ſo glücklich, wie ein freier Knabe am Meeresſtrande ſein kann. Aber der armen Mrs. Hart bekommt weder das Bad noch die Luft hier gut; ſie wird mit jedem Tage bläſſer und kann faſt nichts mehr genießen als ein wenig Reis in Waſſer gekocht. Ich glaube, ſie lebt und erhält ſich vorzugsweiſe nur noch von dem Genuß, den ihr Mann und ihr Sohn am Leben finden; und deshalb will ſie dieſen Ort noch nicht verlaſſen.

Ich habe hier das Vergnügen gehabt, mit einer liebenswürdigen Familie aus Philadelphia Bekanntſchaft zu machen, oder richtiger, mit zwei Bruderfamilien, die in einer Cottage hier in der Nähe wohnen, um das Bad zu benutzen. Mr. Furneß, der ältere, iſt Geiſtlicher einer unitariſchen Gemeinde in Philadelphia und eine der edelſten, reinſten Menſchennaturen, welche Gott erſchaffen hat, wahrhaft, innig und liebevoll, aber ſo ganz und gar ſeinen Antiſlavery-Empfindungen hingegeben, daß ſein Leben und ſeine Geſundheit dadurch leidet. Und ich glaube, daß er mit großer Freude den Tod erleiden würde, wenn er dadurch die Sklaverei aufheben könnte. Und mit ihm würde freudig ſeine ſchöne Tochter gehen,

eine Walkyrie an Seele und Haltung, ein herrliches Mädchen, das Glück ihres Vaters, wie er das ihrige ist. Der Gram über die Sklaverei würde dem Leben des edeln Geistlichen ein Ende machen, wenn ihn nicht seine Tochter tagtäglich mit neuer Freude und mit neuem Entzücken erfüllte. Das Mädchen ist blond und blauäugig, wie eine nordische Maid, und einer Schwedin nicht unähnlich.

Die Frau des andern Bruders ist brünett, fein, schön, geistreich und liebenswürdig wie eine Französin, ein großer Contrast gegen die blonde Schildjungfrau, aber einer der schönsten Contraste. Sie ist die glückliche Mutter von drei Knaben. Die Walkyrie hat drei Brüder.

Beide Familien leben ein schönes Familienleben. Das Schönste und Beste, was ich in der Neuen Welt gesehen habe, ist das Familienleben und die Natur sammt den bürgerlichen Einrichtungen, die das Werk christlicher Liebe sind.

Zu den hiesigen Vergnügungen gehören gegenwärtig einige Indianer, die ihr Zelt in der Nähe der Hôtels am Strande aufgeschlagen haben und dort Körbchen, Fächer (im indianischen Geschmack) und mehre andere Kleinigkeiten verfertigen, die sie verkaufen — an Jeden, der sie kaufen will. Die Männer sind Halbblutindianer, aber die Frauen ächte Squaws (so nennt man die indianischen Frauen) mit schwarzen, struppigen, wild herabhängenden Haaren und starken Gesichtszügen. Sie sind häßlich, aber ihre Kinder sind schön, haben prächtige Augen und sind wild wie junge wilde Thiere.

Allwöchentlich gibt es in den Hôtels einen „Sprung", d. h. eine Art von Ball, der sich, wie ich vermuthe, von andern Bällen blos dadurch unterscheidet, daß man ungenirter tanzt. Ich habe den Muth nicht gehabt, die Gesellschaft des Meeres und des Mondlichtes zu verlassen, um in den Ballsaal zu gehen und die Menschen herumhüpfen zu sehen.

Wir haben aber auch Vorfälle von weniger heiterer Art gehabt. In unſerm Hôtel entſtand geſtern eine große Schlägerei zwiſchen der ſchwarzen Dienerſchaft und mehren weißen Herren, bei welcher es einige blutige Stirnen gab. Die größte Schuld dabei hatte ein ſklavenbeſitzender Herr, der deshalb abreiſen mußte. In einem andern Hôtel ſind zwei Verſuche zum Mordbrand gemacht, aber zur rechten Zeit entdeckt worden. Man gibt die Schuld davon einem Neger, am meiſten jedoch der Wirthin dieſes Hôtels wegen der übeln Behandlung ihrer Dienſtleute.

Nb. Alle Aufwärter hier ſind Neger oder Mulatten.

Eine Fahrt auf einer „Pleasure-Jacht", einem jungen und hübſchen Mr. Barlow zugehörig, der mich und einige Andere von der Badegeſellſchaft vorgeſtern auf ſein Fahrzeug einlud, machte mir ſehr viel Luſt, auf einem Segelſchiff nach Hauſe zu reiſen, wenn ich die Zeit dazu erübrigen kann. Ein Segelſchiff iſt viel ſchöner und poetiſcher als ein Dampfſchiff. Auf dem letztern hört man den Geſang des Windes und der Wellen vor dem Geräuſche der Dampfmaſchine nicht und kann kaum etwas Seeluft einathmen, die nicht mit dem Dampfe des Schornſteins oder der Küche vermiſcht wäre. Das Dampfſchiff iſt gut auf den Flüſſen, aber auf dem Meere lebe das Segelſchiff!

Neulich hatte ich Beſuch von einigen allerliebſten jungen Quäkerinnen. Man kann ſich nichts Angenehmeres denken als dieſe jungen Mädchen in ihrer hellen, feinen, beſcheidenen Tracht.

Nun muß ich dir aber auch ein Gegenſtück von dieſen vorſtellen. Ich ſaß eines Morgens in der Laube am Meeresufer, mit meinem Buche in der Hand, aber die Augen auf das Meer und die Porpoiſen gerichtet, als eine dicke Frau mit einem Geſichte, das einer unſerer wohlbeleibteſten Trödlerinnen in Stockholm glich, zu mir trat und ſich auf meine Bank in geringer Entfernung

von mir setzte. Ich ahnte Unheil und richtete meine Augen unverwandt auf Wordsworth's „Excursion". Meine Nachbarin sah mich von der Seite an und sagte endlich:

— „Wissen Sie, wo Miß Bremer zu finden ist?"

— „Ich glaube" — sagte ich — „daß sie in Columbia-House wohnt."

— „Hum! — Es würde mich freuen, sie zu sehen."

Pause. Ich schwieg und blickte in mein Buch.

Meine Nachbarin begann wieder:

— „Ich schickte ihr vorgestern ein Packet — es waren Verse und ein Buch darin — und habe keine Antwort von ihr erhalten."

— „Ach!" — versetzte ich nun gezwungenerweise — Sie sind vielleicht die «Amerikanische Harfe» und ich habe Ihnen diese Zusendung zu danken."

Ich hatte nämlich gewünscht, die Verfasserin dieses Buches nicht zu treffen, welches in demselben Stil wie die „Betrüglichen Unzweifelhaftigkeiten" geschrieben war, denn die Verfasserin erwähnte in ihrer Epistel, daß es in der Cape-May-Zeitung sehr gelobt worden sei. Aber ihre wohlmeinende Gesinnung in den Versen verdiente Dank und ich dankte ihr daher jetzt ganz ordentlich.

— „Nun" — sagte die Harfe — „haben Sie das Buch gelesen?"

— „Nein, bis jetzt noch nicht, ich habe blos hineingeguckt."

— „Aber lesen Sie es ja, lesen Sie es dann noch ein mal, denn es ist ein Buch, das desto mehr gefällt, je mehr man es liest. Und ich habe Alles darin geschrieben, Prosa wie Verse, es ist Alles darin mein Eigenthum. Ich habe eine Menge von Versen geschrieben und ich gedenke bald eine Sammlung meiner poetischen Arbeiten gedruckt herauszugeben. Aber es ist so sehr theuer, so etwas drucken zu lassen."

Ich erwiderte ihr, daß ich vermuthete, es müßte so sein.

— „Ja" — ſagte ſie — „aber ich ſchreibe ſo leicht Verſe, beſonders wo es Waſſer gibt, und ich ſchreibe gern vom Waſſer. Ich liebe das Waſſer ſo ſehr. Gibt es viel Waſſer in Schweden?"

— „Ja, ſehr viel Waſſer; wir haben das Meer, Flüſſe und Seen."

— „Dann würde ich gern ſchreiben. Ich würde ſehr gern in Schweden ſchreiben!"

Ich ſagte ihr, daß die Ueberfahrt nach Schweden erſchrecklich ſchwierig und lang ſei — faſt unmöglich auszuführen.

— „Ach, das würde mich nicht kümmern; ich liebe das Waſſer ſo ſehr! Ich würde in Schweden gewiß recht viel ſchreiben — — — ach, da fällt mein Sonnenſchirm herunter! — — Und der Knopf iſt abgebrochen. Geſtern zerbrach ich meine Brille mit dem goldenen Geſtell und muß nun dieſe Brille mit einem ſilbernen Geſtell tragen. Ich zerbreche immer Etwas. Aber den Hals habe ich bis jetzt noch nicht gebrochen!"

— „Dann iſt auch noch nicht Alles verloren!" — verſetzte ich lachend, und da ich in demſelben Augenblicke den Profeſſor Hart die Treppe zu unſerm luftigen Salon heraufkommen ſah, ſo beeilte ich mich, ihn mit der „Amerikaniſchen Harfe" bekannt zu machen, überließ ihn derſelben und räumte Beiden das Feld.

Solche Harfen gibt es in allen Ländern, aber ſelten laſſen ſie ſich ſo naiv hören wie hier.

Ein junger Dichter aus der Stadt der Freunde mit einem ſchönen dramatiſchen Talent, einem Kopfe gleich dem Byron's und einer Familie von feiner Welt, liebenswürdig in jeder Beziehung, gehört zu meinen hieſigen angenehmen Bekanntſchaften, die ich gern öfter ſähe, die aber für mich kommen und gehen wie die Meereswogen.

16. Auguſt.

Nun iſt dieſe gute Zeit vorüber. Heute werde ich nach Neuyork abreiſen. Am Morgen des heutigen Tages reiſten meine Freunde Harts nach Philadelphia. Mein Begleiter nach Neuyork iſt ein Rechtsgelehrter, ein ältlicher Gentleman, ehrenhaft und ſehr jovial, wie ich glaube, der blos den einzigen Fehler hat, daß er ein zu gutes Gedächtniß für — — Verſe beſitzt und an der Manie leidet, lange, oft höchſt proſaiſche Stücke aus Dichtern deutſch, franzöſiſch und engliſch vorzutragen — für proſaiſche Zuhörer etwas wenig Angenehmes.

Bei Tiſche hatte ich meinen Platz gewechſelt und die beiden Haifiſche, welche nun vor einem leeren Platze ſaßen, ſahen ſich — wie mir ſchien — mit hungrigen Geſichtern nach mir um, als ob ſie einen Vordergrund von lebendigen Weſen bei ihrer Schmauſerei vermißten.

Es ſchmerzt mich, dieſen Ort zu verlaſſen, der ſo ruhig und geſund für mich iſt. Aber ich darf nicht länger hier bleiben. Ich habe hier zu Lande noch ſo viel zu ſehen und zu lernen. Nun will ich gehen und mein letztes Bad nehmen und dabei daran denken, daß auch du in den ſtärkenden Wellen des Meeres badeſt. Die Wogen des Atlantiſchen Meeres und der Nordſee bewegen ſich doch in derſelben großen Badewanne. Und in dieſer badeſt du dich mit mir und ich bade mich mit dir! — „Miss *** may I have the pleasure to take a bath with you?“ — Und ſo umarme ich dich herzlich über das Meer hinweg!

Einundzwanzigster Brief.

An den Conferenzrath H. C. Oersted in Kopenhagen.

Meeresküste in Neujersey (Amerika),
10. August 1850.

Wie oft, mein verehrter Freund, habe ich an Sie in diesem Welttheile gedacht, so entfernt von Ihrem Vaterlande und von Ihrer Heimat! Wie oft habe ich gewünscht, mit Ihnen sprechen und Ihnen Etwas von diesem großen, in seiner Entwickelung stehenden Theile der Welt sagen zu können, auf welchem auch Ihr Blick mit dem Interesse des Forschers ruht! Von allen meinen Freunden in Kopenhagen waren Sie der einzige, welcher die Sehnsucht verstand, die mich nach der Neuen Welt zog; und wenn ich Sie fragte: — „Finden Sie es auch sonderbar und unverständig, wenn ich Amerika zu sehen wünsche?" — antworteten Sie mir: — „Nein! Es ist ein großes und merkwürdiges Erzeugniß des schaffenden Geistes, dessen Betrachtung in der nächsten Nähe vom höchsten Interesse sein muß!"

Und so ist es, und noch weit mehr, als ich jemals geahnt habe, und noch viel reicher, als ich erfassen kann. Ich hätte zu warten gewünscht, an Sie zu schreiben, bis dieses Welterzeugniß in seinen verschiedenartigen Erscheinungen und seine lebendige Einheit mir selbst klarer ge-

worden ist. Und darum sollte ich eigentlich noch weit länger warten, denn ich habe hier so Vieles noch nicht gesehen, noch nicht durchdacht und, so zu sagen, noch nicht verdaut! Aber ich kann nicht länger aufschieben, an Sie zu schreiben. Das Bedürfniß, Ihnen zu danken, treibt mich dazu. Ich muß, ich will Ihnen danken für den großen unerwarteten Genuß, den Ihr Geist mir hier an dem fremden Strande, viele tausend Meilen von Ihnen entfernt, geschenkt hat. Denn hier am Ufer des Atlantischen Oceans, hier, wo Sternbilder aufgehen, die wir an unserm nördlichen Horizont nicht sehen, hier habe ich das zuletzt erschienene Heft Ihrer Schrift: „Der Geist in der Natur" und die Abhandlung „Ueber die Einheit des Wesens der Vernunft im ganzen Weltall" gelesen, die Sie mir in Kopenhagen schenkten, diese kleine Schrift, die mich durch das neue frohe Licht, das sie vor mir aufgehen ließ, so glücklich machte, die den ganzen Sternenhimmel nahe an mein Herz führte und jeden Stern mit Licht von dem Lichte meines Geistes vor mir leuchten ließ, diese herrliche kleine, große Schrift, die mich über das große Meer hinweg aus der Alten in die Neue Welt begleitet hat, wie einer meiner theuersten Schätze, die ich in diesem Buche wiederfand, aber viel weiter ausgeführt und vervollkommnet, als ich jemals ahnte, daß er es werden könnte. Ich habe einen unaussprechlichen Genuß darin gefunden, denselben als reife Frucht hier wiederzufinden, die Blüte unserer Unterredung in Kopenhagen, in ihm meine innigen Ahnungen beleuchtet und bekräftigt durch Ihre klaren, logischen Gedanken zu sehen.

Denn was ist klarer, was vernünftiger und weiser, als daß, wenn alle Himmelskörper denselben Gesetzen der Bewegung folgen, wenn dasselbe Licht und dieselben Schatten auf ihnen allen heimisch sind und wir auf Grund derselben sie studiren, ihren Lauf u. s. w. auffinden, den Ort eines Sternes berechnen und dann den

Stern selbst finden können, die Gleichheit zwischen der Vernunft der Menschheit und der Vernunft im Weltall noch weiter gehen und gleiche Sphären auf gleiche Weise umfassen muß. Ist der Begriff der Linie, des Kreises, der Parabole u. s. w. nothwendigerweise für alle Welten gleich, die wir im Weltenraume sehen, ist ihre Mathematik und Physik dieselbe, die wir auf unserer Erde haben, dann ist es klar, daß auch der Schönheitsbegriff nicht wesentlich verschieden sein kann und daß die moralische Vernunft im Grunde dieselbe sein, an denselben Grundsätzen und an denselben Grundbegriffen erkannt werden muß. Sie haben dies klar bewiesen, Sie haben bewiesen, daß, wenn diese entfernten Weltkörper denselben Gesetzen folgen, denen unser Erdkörper folgt, wahrscheinlich oder beinahe gewiß auch denkende Wesen mit Vernunft und Sinnen gleich uns auf diesen Weltkörpern leben, gleichsam deren höchste Erzeugnisse, als die Blüte ihres Lebens und ihrer Gesetze. Ja, es wäre unglaublich, wenn der große Schöpfer auf diesen Welten sein Werk weniger vollendet hätte als auf dieser Erde!

Dasselbe Licht, derselbe Schatten! Und ich setze hinzu: dieselbe Freude, dieselben Thränen, dieselbe Sehnsucht, dieselbe Hoffnung, dieselben Bedürfnisse, derselbe Glaube, derselbe Gott, Schöpfer, Mittler und Erlöser, ja, wenn auch unter verschiedenen Bedingungen in verschiedenen Entwickelungsstadien, doch im Grunde dieselben für alle — denn für alle Welten muß derselbe normale Lebensproceß gelten. Ich weiß nicht, ob Sie soweit mit mir gehen. Aber in Einem, glaube ich, werden Sie mir beistimmen, denn dieser Gedanke geht von Ihrer Schrift aus, nämlich daß in dem ganzen Weltall, auf jedem einzelnen, auch auf dem entferntesten Sterne Nichts existiren kann, was der Welt, in welcher wir leben, und der Vernunft, die in uns lebt, gänzlich fremd wäre. Von der winterlichen Stille des Uranus bis zu dem glühenden, heftig rotirenden Leben des Mercurius, von der Nebulosa, die

ſich unter den Augen des Schöpfers langſam nach Geſetzen und Kräften ausbildet, die denen unſerer Erde gleich ſind, bis zu dem Sterne, der in der höchſten Vollendung der Materie ein harmoniſches Geſchlecht von ſchönen Menſchen und Thieren trägt, alle Zuſtände, alle Wechſel und Scenen, alle Stadien, Entwickelungen und verſchiedenen Zuſammenſetzungen des Erſchaffenen in der Natur und im Geiſte, die das Leben der Erde und die Phantaſie der Menſchen ahnen läßt, und noch weit, weit mehr — denn welche menſchliche Phantaſie reicht aus, den Sternenhimmel zu bevölkern und alle ſeine Erſcheinungen zu ahnen? — Dies Alles iſt doch im Grunde menſchlich, iſt die Welt der Menſchen, iſt unſer. Ueberall dieſelben Geſetze, dieſelbe Vernunft, alſo — — — überall im Grunde dieſelbe Seele, daſſelbe Herz.

O, mein Freund! Dieſes menſchliche Herz, das ſo ſehr liebt und ſo ſehr leidet, dieſer Geiſt, der ſo viel ahnt und erſtrebt und ſo wenig erreicht und vollendet, dieſes arme, kämpfende, kleine, große, räthſelhafte Weſen — der Menſch, iſt dann nicht ſo gering, ſo iſolirt in ſeinem Weſen und in ſeiner Exiſtenz. Die Wahrheit, die er erkannt hat, iſt dann Wahrheit in allen Welten, im ganzen Univerſum; das Streben, das Forſchen, das Leben, welches er hier beginnt, kann in der Unendlichkeit entwickelt werden und ſein Ziel erreichen; von der Erde gelöſt, kann er neuem Lichte, ja, dem ewigen Lichte begegnen, zwar mit Anbetung, aber ohne Erſtaunen, ohne ſich verblüffen zu laſſen, denn er iſt in dieſem Reiche hier ſchon heimiſch uud kennt deſſen Natur ſchon längſt. „Daſſelbe Licht, derſelbe Schatten!“ Geliebte Sterne!“ Schweſternwelten in demſelben Lichte, in demſelben Vaterhauſe — wie nahe, wie lieb ſeid ihr mir nun! — — — Denn herrſcht auch in dieſen Welten, wie auf unſerer Erde, noch Dunkelheit und Misklang, ſo weiß ich doch, daß der Meiſter lebt, der die Dunkelheit vom Lichte ſcheiden und den Misklang in vollkommene Accorde auflöſen

wird. Sah ich nicht eines Tages in Ihrem Hause, mein theurer Freund, eine Menge auf einer Glasscheibe zerstreute ungeordnete Sandkörner durch einen musikalischen Ton zu der schönsten, sternähnlichen, symmetrischen Klangfigur geordnet! Eine Menschenhand strich über das Glas und brachte den Ton hervor. Aber wenn die Hand des Allmächtigen streicht, sollte da der Ton nicht die Sandkörner, welche Menschen, Gemeinden, Staaten sind, zu einer harmonischen Klangfigur bringen? — Er wird die Welt zur Schönheit und zur Harmonie bilden, und „kein Miston und keine Klage wird mehr da sein" — das sagen uns die Ahnungen aller Völker, das haben Sie uns in der wissenschaftlichen Ueberzeugung „Von der Einheit des Wesens der Vernunft im ganzen Weltall" das hat Er selbst uns in seiner Offenbarung als innige Liebe gesagt. Und darum sehe ich durch alle wechselnden Erscheinungen des Lebens, durch alles Dunkle und Chaotische, durch alle Sterne und in allen Sternen, durch alle Thränen — auch durch meine eigenen — überall die Klangfigur, diesen ewigen Stern, das Kind der Harmonie, die künftige Welt Gottes und das Reich der Menschen. Und darum weine ich, aber ich bin dennoch froh.

Sie sehen, mein theurer Freund, welche reine „Lichtfreude" Ihr Buch in mir hervorgerufen hat. Mitzutheilen war stets Ihr Wunsch, Ihre Freude. Und ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie reich ich an diesen Morgen gelebt habe, an denen ich am Meeresufer saß, mit Ihrem Buche in meiner Hand und vor mir dieses grenzenlose Meer, unendlich wie die Aussichten, die Sie meinem Blicke geöffnet haben; oder wenn ich Abends, in meinen Gedanken bei Ihnen, die glänzenden Welten über mir und um mich besuchte und nach den Ansichten über die Veränderungen der Dinge, die ich von Ihnen erhalten habe, meine Phantasie mit den Kräften der Materie und des Geistes frei spielen ließ, während prächtige Lufterschei-

nungen von phosphorischem Feuer und Explosionen am Himmel emporglänzten. — — — O welche festliche Stunden!

Ihr Buch (das mir der dänische Chargé d'affaires in Philadelphia, Bille, geliehen hatte) war mir um so mehr willkommen, als ich neulich die kleine Schrift „Ueber die Einheit der Vernunft", welche Sie mir in Kopenhagen schenkten, dem Professor Henry in Washington geschenkt habe, einem liebenswürdigen und ausgezeichneten Manne der Wissenschaft, welcher es übersetzen zu lassen wünschte, nachdem er dessen Inhalt von mir gehört hatte. Ihren Namen habe ich neben Linné und Berzelius in dieser Neuen Welt oft mit Auszeichnung nennen hören. Professor Henry war der Erste, der Ihre wissenschaftlichen Arbeiten hier allgemeiner machte. Und Sie würden sich gewiß über die Schnelligkeit und Gewandtheit freuen, mit welcher jeder naturwissenschaftliche Fund hier zum allgemeinen Nutzen angewendet wird. Ihre Entdeckung der elektromagnetischen Kraft, die zur Erfindung der elektromagnetischen Telegraphen geführt hat, ist wol nirgends eifriger benutzt worden als hier. Ueberall, an den Eisenbahnen, von Stadt zu Stadt und von Staat zu Staat laufen elektromagnetische Telegraphen; fern voneinander liegende Städte, Personen in Neuyork und Neuorleans sprechen miteinander durch die Elektrotype, machen Handelsgeschäfte (auch Heirathen, wie ich mir habe sagen lassen) miteinander ab, und alle Tage werden neue Entwickelungen und Anwendungen der Kräfte versucht, deren Verhältniß Sie angegeben haben.

Ueberhaupt scheinen alle Kräfte und Methoden, welche die Beweguug beschleunigen und die Communication befördern, diesem Volke ganz besonders am Herzen zu liegen. Was Leben und Bewegung am meisten (a head), wie es heißt, gehen läßt, das liegt ihnen am nächsten. Im „Patent office" in Washington, wo Exemplare von allen innerhalb der Vereinigten Staaten gefertigten Maschinen

liegen, die ein Patent erhalten haben (ſie bilden, wenn ich mich nicht irre, eine Anzahl von zwölf- bis funfzehntauſend), bemerkte ich, daß der Charakter der Menge darin liegt, die Bewegung zu beſchleunigen und Zeit und Arbeitskraft zu ſparen. (Es waren auch mehre Exemplare des „perpetuum mobile“ darin, welche — — ſtill ſtanden.)

Auch Kinder ſcheinen vom Intereſſe für Bewegungsmaſchinen ergriffen zu ſein. Ich ſah einmal eine Knabenſchule während der Zeit, als die Knaben Erlaubniß hatten, der Abwechſelung halber auf ihre Schiefertafeln zu zeichnen, was ſie wollten. Ich ging zwiſchen die Bänke, um die Werke der helläugigen Kinder und die Eingebungen des Augenblicks zu betrachten. Auf den meiſten Tafeln ſah ich rauchende Dampfmaſchinen oder Dampfſchiffe. Aber dieſes Intereſſe für die bewegenden Maſchinen hängt mit der Bewegung des Lebens ſelbſt in dieſem Lande innig zuſammen. Unzählige Flüſſe und Ströme ziehen ſich in allen Richtungen durch das Land und geben der Circulation des Lebens eine Leichtigkeit, die kein anderes Land beſitzt. Die Dampfmaſchinen gleichen hier Pulſen, die das Blut durch die Pulsadern und Arterien des Körpers in alle Theile des Syſtems treiben. Nichts bezeichnet das Leben hier ſo ſehr wie dieſer beſtändige Umſatz deſſelben. Menſchen, Waaren, Gedanken und Gegenſtände ſind in unaufhörlicher Wechſelbewegung zwiſchen Staat und Staat, zwiſchen Nord und Süd, zwiſchen Oſt und Weſt; nichts ſteht ſtill, nichts ſtagnirt, außer in Ausnahmefällen.

Der Drang, dieſen ganzen Welttheil und deſſen natürliche Zugänge zu erobern, iſt in voller Thätigkeit, und deshalb wird ſowol von der Regierung als von Privatrn ſehr viel zur Entwickelung der praktiſchen Wiſſenſchaften gethan. Geologie, Chemie, Phyſik u. ſ. w. ſtehen hier in voller Blüte. Die Staaten ſenden Männer der Wiſſenſchaft aus, um neu entdeckte Gegenden in ihrem Gebiete

zu unterſuchen. Nicht minder entſtehen fortwährend Inſtitute zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe, beſonders der Naturwiſſenſchaften und der mechaniſchen Wiſſenſchaften. Dergleichen Inſtitute ſind das Franklin'ſche in Philadelphia und das Smithſon'ſche in Waſhington, deſſen prächtiger gothiſcher Bau ſich jetzt am Ufer des Potomac erhebt. Dieſes letztere Inſtitut, von einem reichen Engländer Namens Smith dotirt, iſt beſtimmt, ein nationales Centralinſtitut zu bilden, in welchem alle naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten der Vereinigten Staaten ihren Vereinigungspunkt haben ſollen. Der Profeſſor Henry, welcher Secretär des Inſtituts iſt, freut ſich darauf, Ihnen die erſten gedruckten Abhandlungen dieſer ſehr bedeutenden Anſtalt zu überſenden, und ich freue mich darauf, Diejenige zu ſein, welche dieſe Abhandlungen überbringt.

Ja, wie lieb wird es mir nicht ſein, auf dem Rückwege in meine Heimat Sie, die gute Frau Oerſted und Mathilde zu ſehen und mich mündlich mit Ihnen über Das zu unterhalten, was ich hier geſehen und erlebt habe. Jetzt kann ich dieſes große Thema blos flüchtig berühren: — das Leben der Vereinigten Staaten.

Der Anfang meiner Wanderung in dieſem Welttheile geſchah in den nordöſtlichen Staaten der Union. Ich fand daſelbſt Ernſt und Arbeit, raſtlos vorwärtsſtrebende Kraft des Geiſtes und der Hand. Große Erziehungsanſtalten, Manufacturen, vortreffliche Aſyle für Leidende und Inſtitute zur Erhebung der gefallenen Menſchheit und überhaupt die ganze aufwärts ſtrebende Bewegung der bürgerlichen Geſellſchaft ſind dort zu bewundern. Ehe noch der Winter eintrat, ſah ich den herrlichen Hudſon mit ſeinen großartigen Naturſcenen und ſeinen Ufern, vor Waldmaſſen bedeckt und in der ſchönſten Farbenpracht wechſelnd, ſah ich die Ströme, Thäler und Berge Connecticuts und Maſſachuſetts und mußte dabei oft an Schweden denken. Denn die Natur-

scenen Schwedens und der Vereinigten Staaten gleichen einander sehr, auch darin, daß sie Winterscenen haben.

Hernach sah ich im Süden die Palmettostaaten Carolina und Georgia und wurde daselbst durch Ueppigkeit des Naturlebens in Formen, die mir bisher fremd waren, entzückt. Ich wollte, ich könnte Ihnen diese rothen Flüsse beschreiben, deren Ufer aus Wäldern bestehen, die noch von keiner Menschenhand berührt worden sind und in denen noch keine Menschenwohnung gesehen worden ist, aus Wäldern, die auf dem Wasser zu schwimmen scheinen und in denen hundert verschiedene Baumarten von tausend verschiedenen schönen, blühenden Rankengewächsen umschlungen sind — ein Chaos des vegetabilischen Lebens, aber voll von Schönheit, von überraschenden Gruppirungen, bei denen man alle architektonischen Formen bemerken kann, die wir in Tempeln und in Kirchen von Menschenhänden gemacht bewundern! Der Urwald erzeugt sie hier in phantastischen Spielen, begeistert von den Morgenträumen der Natur. Ist die Natur nicht menschlich oder voll von dem Menschlichen im Guten und im Bösen, schön und zugleich entsetzlich? — Sie muß auch menschlich träumen. Der Urwald stellt in kolossalen Gestalten Porticus und Tempelgewölbe, Pyramiden, Grotten, Sphinxe und Drachen, blumengekrönte Säulen, Altäre der Freude, Triumphbogen und tiefe stille Grabgewölbe vor. Der Urwald stellt den Traum von der Welt der Menschen dar. Und mit welchem Reichthum, mit welcher Poesie! Ich sah hier den dritten Schöpfungstag, als bei dem „Werde" des Allvaters die Erde ihren mütterlichen Schoos öffnete und die Welt der Gewächse in ihrer Morgenpracht gebar, prophetisch und noch warm von dem nächtlichen Gesicht.

Sie, mein verehrter Freund, der Sie so viel Dichterisches in Ihrer Natur haben, Sie werden keinen Anstoß daran nehmen, daß ich hierbei mehr durch das Auge der biblischen Genesis, als durch das Auge des Natur-

forschers sehe. Das erstere sieht in einem Nu, was das letztere erst in einer Zeitfolge von Momenten sieht. Aber was beide sehen, ist doch dieselbe Wirklichkeit. Besonderes Vergnügen fand ich darin, unter den Gewächsen des Urwaldes mehre zu erkennen, die mir als seltene Exemplare gezeigt wurden, als ich mit Ihnen den botanischen Garten in Kopenhagen durchwanderte. Darunter erinnere ich mich besonders des Tulpenbaums und der Fächerpalme oder des „Palmetto", welche beide zu den einheimischen Gewächsen der amerikanischen südlichen Staaten gehören.

Wenn das Leben in den nördlichen Staaten Amerikas einem großen Epos, einem Lehrgedichte gleicht, so ist es in den südlichen Staaten ein Roman von einer unendlichen pittoresken Schönheit, ja, wenn auch die Sklaverei und die Sandwüsten ihren Platz darin haben. Zu dem romantischen Leben in diesen Staaten gehören die Neger mit ihrer räthselhaften Natur, ihren Gesängen und ihren religiösen Festen; die Städte, voll von Orangenhainen und mannichfaltigen schönen blühenden Baumarten, von Piazzas mit Caprifolium und Rosen umkleidet, die kein Winter welken läßt, umflattert von Kolibris, glänzend von Feuerfliegen während der Nacht, am Tage schöne, aber bleiche Frauen vor der heißen Sonne schützend; Fichtenwälder, in denen die Azelien wie Engel des Lichtes zwischen den dunkeln Bäumen stehen, in denen die Drosseln und die „hundertzüngigen" Vögel singen; endlich noch viel Eigenthümliches, welches durch die eigenthümlichen Naturproducte dieser Staaten — Baumwolle, Reis u. s. w. — und deren Bearbeitung, sowie durch die gemischte Bevölkerung hervorgebracht wird.

Aber — — — ich finde es fast vermessen, das Leben und die Eigenthümlichkeit der Vereinigten Staaten im Ganzen schildern zu wollen, da ich weiß, daß jeder einzelne Staat der Union ein vollständiges Reich für sich ist, mit fast allen Verhältnissen und Mitteln eines euro-

päischen Reiches an fruchtbaren Gegenden, metallreichen Bergen, Wasserzügen, Wäldern und vielen Geschenken und Schönheiten der Natur, die noch unbekannt und unbenutzt sind. Ja, es macht meine Verzweiflung und zugleich mein Entzücken aus, daß es hier überall so unendlich viel Neues gibt, und so viel noch Unbekanntes und und so Vieles, was ich nie kennen lernen werde. Aber glücklich dieses Land, das selbst in seiner Eintheilung und Regierungsform so große Hülfsmittel hat, um sich selbst kennen zu lernen!

Jeder Staat ist gleichsam eine selbständige Persönlichkeit und fühlt sich im Wettkampfe mit seinen Geschwisterstaaten — mit denen er jedoch zankt und zuweilen derb grollt, wie Geschwister in den Kinderjahren gegeneinander zu thun pflegen — berufen, ein Mann für sich allein zu werden. Und dazu bietet er alle seine Kräfte auf und untersucht alle seine Hülfsmittel. Hierzu kommt noch, daß sich in diesem Lande der Freiheit keinerlei Schranken für Versuche und Experimente finden. Alles, auch das Ungewöhnlichste, kann versucht und geprüft werden, ob es zu Etwas taugt. Jeder, auch der albernste Versuch kann mit Bestimmtheit auf einige Anhänger rechnen, und ich habe von Amerikanern selbst scherzend sagen hören, daß, wenn Jemand mit der Behauptung aufträte, es wäre zweckmäßiger, auf dem Kopfe, als auf den Füßen zu gehen, er ganz gewiß eine Menge Schüler finden würde, welche ganz ernstlich versuchen würden, ob es vortheilhafter sei, auf dem Kopfe zu gehen. Andere Leute würden vielleicht über diese Schüler lachen, dieselben aber ruhig walten lassen, weil sie wüßten, daß, wenn der Versuch, auf dem Kopfe zu gehen, sich als untauglich zeige, die ganze experimentirende Gesellschaft sehr bald wieder auf den Füßen laufen werde. Und allerdings hat mancher Versuch, der im Anfange für ungereimt und albern gehalten und belächelt wurde, später zu höchst glücklichen Resultaten geführt. Dazu ge-

hört namentlich der Versuch, Eis in die tropischen Länder zu transportiren.

Der Erste, welcher diesen Versuch unternahm (er lebt noch jetzt zu Cambridge in Massachusetts) wurde von vielen klugen Leute mehre Jahre hindurch für einen Narren gehalten. Jetzt ist der Transport von Eis in die heißen Länder eine der vorzüglichsten Einnahmequellen für Nordamerika. Zahlreiche Schiffe führen Massen von Eis aus den Bergseen Neuyorks, Massachusetts und Neuhampshires in die Städte der südlichen Staaten, nach Westindien, Mexico u. s. w. Und der Mann, welcher die Eisausfuhr trotz Widerspruch, Lachen und Widerwärtigkeiten (in Havanna warf man die ersten Eisladungen ins Meer, aus Furcht, daß das Eis schädlich sei) consequent fortsetzte, ist jetzt ein reicher Mann und wird als ein sehr kluger Mann geachtet.

Nordamerika ist durch den Unternehmungsgeist seiner Bevölkerung, durch seine politische Eintheilung, durch seine Einrichtungen, die den Eigenthümlichkeiten und Kräften der Einzelnen einen fast grenzenlosen Spielraum lassen, ein Land der Experimente. Und seine ersten Versuche auf dem großen Experimentalgebiet der Menschheit eröffnen ihm grenzenlose Aussichten auf Das, was noch auszuführen ist. Einer von Nordamerikas Söhnen zog — ohne Lärm und Geräusch — den Blitz aus den Wolken herab, um ihn für die Wohnungen der Menschen unschädlich zu machen; ein Anderer schuf aus dem Dampfe Flügel für alle Völker der Erde; ein Dritter — o der Glückliche! — hat ein Mittel gefunden, den körperlichen Schmerz zu betäuben und die Engelflügel des Schlafes über den Leidenden während seiner Schmerzensstunden zu breiten. Und dies ist erst im Beginn von dem Leben dieses Landes geschehen; denn für eine Weltenbildung, die Jahrtausende als Vorzeit hat, ist das Leben von zwei Jahrhunderten blos eine Morgenstunde. Der eigentliche Tag liegt noch als Zukunft vor ihm. Was wird dieses

Volk nicht ausrichten während dieses langen Tages? — Jedenfalls größere, viel größere Dinge als die übrigen Welttheile. Das wage ich aus seinem Auge vorauszusagen, denn dies ist wach und hell. Es wird zeitig daran gewöhnt, scharf zu beobachten und mit aller Kraft die Gegenstände so aufzufassen, wie sie sind, ohne sich nach Dem umzusehen, was gewesen ist, oder ohne durch den Warnungsruf der Vorzeit abgehalten zu werden. Dieses Land hat ein waches Auge, einen tapfern Muth, eine unermüdliche Ausdauer. Und wenn die Arbeitswoche verflossen und der Feiertag angebrochen ist, dann wird sich dieses wache, aufmerksame Auge mit mehr Kraft als jetzt auf überirdische Dinge richten und auch auf diesem Gebiete Entdeckungen machen und die Wissenschaft und die Ueberzeugung in Gegenden führen, in denen die Menschheit jetzt nur durch Hoffnung oder Ahnung heimisch ist. Ich glaube das, weil es in der Gemüthsart und in der Geneigtheit dieses Volkes liegt, vorzugsweise Gegenstände zu erfassen, die von Wichtigkeit für die ganze Menschheit sind, die den Menschen in der ganzen Welt gelten. Ich glaube das, weil der germanische Volksstamm, dessen Natur tiefsinnig und transcendental ist, in diesem Lande mit dem anglo-normannischen Stamme verbunden ist und weil ich aus der geistigen Croisirung dieser Stämme einen Stamm erwachsen sehe, bei welchem sich die höchste Speculation mit dem hellsten praktischen Blick verbinden wird.

Was gegenwärtig den Amerikaner (Yankee oder Bruder Jonathan, wie er in der Volkssprache im Gegensatz zu seinem ältern Bruder John Bull humoristisch genannt wird) am meisten auszeichnet, ist zum großen Theil Dasselbe, was den Engländer charakterisirt: — der praktische Gemeinsinn in Verbindung mit dem religiösen Sinn und dessen Product: — praktische Menschenliebe.

Bruder Jonathan hat auch in vielen andern Dingen

Aehnlichkeit mit John Bull; Beide haben bestimmt denselben Vater, aber nicht dieselbe Mutter. John Bull ist corpulent und lärmend, rothbäckig und gewichtig, Bruder Jonathan ist viel jünger, mager, länglichen Gesichts, etwas baumlig in der Gestalt, eher bleich, nicht gewichtig oder stark, aber rasch und bestimmt. John Bull ist wenigstens vierzig Jahre alt, Jonathan hat sein einundzwanzigstes Jahr noch nicht erreicht. Jonathan ist flinker mit der Zunge und mit den Beinen. John Bull lacht laut und anhaltend. Jonathan lacht nicht; er lächelt blos vorübergehend; er hat so viel zu thun. John Bull setzt sich zu einer guten Mahlzeit nieder wie zu einem hochwichtigen Geschäft. Jonathan ißt hastig und verläßt baldigst den Tisch, um den Grund zu einer Stadt zu legen, einen Kanal zu graben oder eine Eisenbahn anzulegen. John Bull will ein Gentleman sein, wie ein Gentleman gekleidet gehen und für einen Gentleman angesehen werden. Jonathan denkt nicht viel daran, wie ein Gentleman auszusehen (aber er kann es dessenungeachtet recht wohl sein), er hat so viel zu thun und kümmert sich nicht darum, ob er zuweilen mit einem Loche im Elnbogen oder mit einem zerrissenen Rockschooß läuft, wenn er schnell vorwärts kommt. John Bull geht, Jonathan läuft. John Bull ist sehr artig gegen „the ladies“ — ja! Aber wenn er sich bei Tische recht vergnügt machen will, so weist er „the ladies“ die Thür, d. h. er bittet sie, daß sie die Güte haben, sich in ein anderes Zimmer begeben und ihm den Thee bereiten möchten. — „Er wird sogleich nachkommen.“ — Jonathan thut dies nie. Er will stets die Gesellschaft „the ladies“ genießen, er will nie ohne „the ladies“ sein, er ist der größte „ladiesman“ (Weiberfreund) auf der ganzen Erde. Und vergißt er einmal die Aufmerksamkeit gegen die Frauen, so geschieht dies, weil er sich selbst vergißt. Aber das geschieht nicht häufig. Wenn John Bull eine schlechte Mahlzeit hält oder schlechte Geschäfte macht, so

bekommt er den „spleen“ und denkt daran, ſich zu hängen. Wenn Jonathan ſchlechte Mahlzeiten bekommt oder ſchlechte Geſchäfte macht, ſo — — — reiſt er. Er wird zuweilen auch auf einige Zeit närriſch, aber er wird auch wieder vernünftig und denkt nie daran, ſeinem Leben freiwillig ein Ende zu machen, ſondern ſpricht: — „Never mind; go a head!“ — Beide Brüder haben ſich in den Kopf geſetzt, daß ſie die Welt humaniſiren und civiliſiren müſſen; aber Jonathan geht dabei eifriger zu Werke und will weiter gehen als John Bull, fürchtet auch nicht, ſeiner Würde Schaden zu thun, wenn er ſelbſt mit ſeinen beiden Händen zugreift wie ein richtiger Arbeiter. Beide Brüder wollen reiche Männer werden. Aber John Bull behält das Meiſte und das Beſte für ſich und ſeine Freunde; er iſt mehr excluſiv, mehr Inſelbewohner. Jonathan will mit allen Völkern theilen und alle reich mit ſeinem Reichthume machen; Jonathan iſt Kosmopolit, aber er hat auch einen ganzen Welttheil zu ſeinem Wohnorte und alle Schätze der Welt zum Haushalten bekommen! John Bull iſt Ariſtokrat; Jonathan iſt Demokrat (d. h. er will es ſein, glaubt es auch zu ſein, kommt aber zuweilen davon ab, wenn er mit Leuten zu thun hat, die eine andere Hautfarbe und andere Haare haben als er ſelbſt). John Bull hat ein gutes Herz, aber er verſteckt es zuweilen in ſeinem fetten, etwas phlegmatiſchen, von Roaſtbeef und Plumpudding wohlgenährten Körper und unter ſeinem wohlgefütterten und wohlzugeknöpften Ueberrock. Jonathan hat auch ein gutes Herz, aber er verbirgt es — — nicht. Er hat wärmeres Blut, hat keine Fetthaut und geht mit aufgeknöpftem Rocke oder auch ohne Rock einher. Ja, es gibt Perſonen, welche behaupten, daß „Bruder Jonathan John Bull ſei, wenn dieſer nur des Oberrocks beraubt würde.“ („Over again — stript of his overcoat.“) Und mit dieſer amerikaniſchen Behauptung will ich für diesmal von John Bull und Bruder Jonathan Abſchied

nehmen, weil ich die Vergleichung zwiſchen Beiden doch nicht weiter fortſetzen könnte.

Aber ich darf Ihre Zeit und vielleicht Ihre Geduld mit meinen unvollkommenen Schilderungen nicht länger in Anſpruch nehmen. Betrachten Sie dieſelben wie einige einzelne Kornähren, auf einem unermeßlichen Feldſtück gepflückt. Wenn ich meine Wanderung vollendet habe, wenn ich heim zu Ihnen komme, werde ich etwas mehr mit mir bringen. Bis dahin werde ich die nördlichſten Staaten der Union, die weißen Berge in Neuhampſhire und die Indianer in Minneſota, ſowie den großen Weſten beſucht haben, „dieſen großen wundervollen Weſten", wie ihn die Weſtländer nennen, wo in dem großen Miſſiſſippithale zwiſchen dem Alleghanygebirge und dem Felſengebirge Raum für mehr als zweihunderundfunfzig Millionen Menſchen zum bequemen Leben ſein ſoll, wo das ſchöne amerikaniſche Korn in ſolcher Ueppigkeit wächſt, daß man ſagt, die ganze Union könne von daher mit ihrem Kornbedarf verſehen werden, und wo man das Phänomen der amerikaniſchen Staatenbildung in ſeiner größten Merkwürdigkeit, die man gewöhnlich „Growth, Progress" nennt, erſt recht verſtehen lernen kann. Worin dieſes Wachsthum, dieſer Fortſchritt eigentlich beſteht, das gelüſtet mich jetzt zu ſehen und darüber hoffe ich künftig mündlich mit Ihnen ſprechen zu können.

Wenn meine Mutter und Schweſter es erlauben, bleibe ich noch einen Winter auf dieſer Seite des Oceans. Die große Gaſtfreiheit und Freundlichkeit, womit man mir hier zu Lande entgegenkommt, macht es mir leicht, die verſchiedenen fernen Staaten und Orte zu beſuchen. Das Volk hat ein jugendwarmes Herz, das man mit Freude anerkennen muß, auch wenn man ſelbſt zu alt oder zu träge iſt, um Alles recht annehmen zu können, was es geben will.

Zu dieſem Jugendleben gehört der geiſtig empfängliche Sinn des Volkes. Amerika iſt ein gaſtfreies Land,